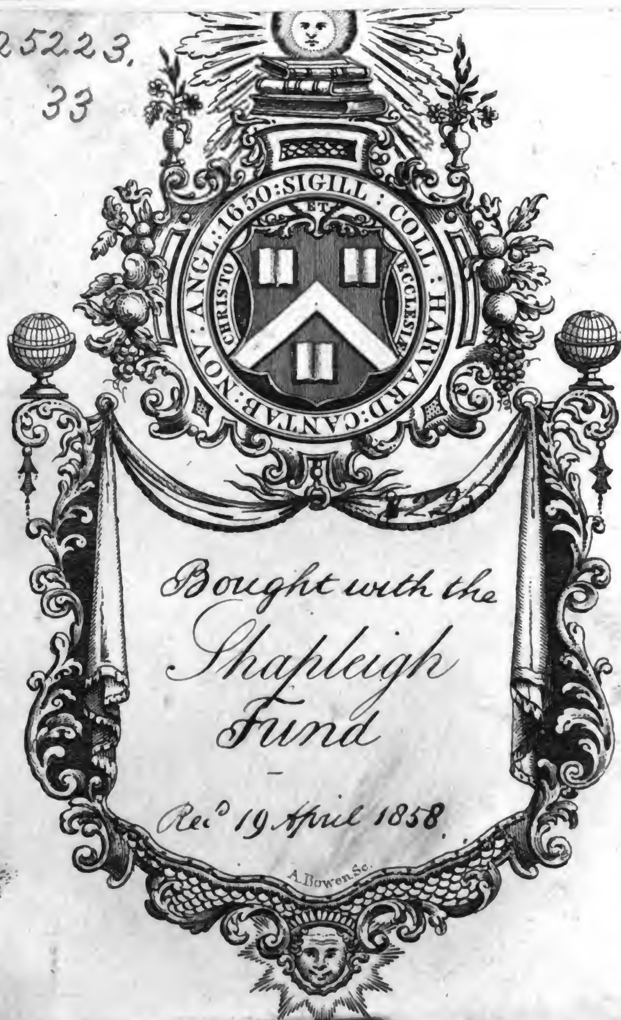



25223.33
1650 : SIGILL : COLL : HARVARD : CANTAB : NOV : ANGL :
CHRISTO ET ECCLESIAE
Bought with the
Shapleigh
Fund
Rec^d 19 April 1858.
A. Bowen Sc.


NEW-YORK

Gesta Romanorum,

das älteste

Mährchen- und Legendenbuch

des

christlichen Mittelalters

zum ersten Male vollständig aus dem Lateinischen in's Deutsche übertragen, aus gedruckten und ungedruckten Quellen vermehrt, mit Anmerkungen und einer Abhandlung über den wahren Verfasser und die bisherigen Ausgaben und Uebersetzungen desselben versehen

von

Dr. Johann Georg Theodor Gräße.

Erste Hälfte.

Die ersten 140 Geschichten enthaltend.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung
1842.

Druck von Ernst Blochmann in Dresden.

Sr. Hochwohlgeboren

dem Herrn

D. Friedrich Albert v. Langenn,

Königl. Sächs. Geheimen Rathe und Ritter des Sächsischen Civilverdienst-Ordens, sowie Comthur des Sachsen-Ernestinischen Hausordens 2c. 2c. 2c.

seinem hochverehrten Gönner

in größter Verehrung und Ergebenheit

hochachtungsvoll

gewidmet.

Vorwort.

Wenn der Endesunterzeichnete diese seine Uebersetzung des ältesten christlichen Mährchen- und Legendenbuches der gelehrten Welt hiermit überreicht, so kann er nicht umbin vorher wenigstens mit einigen Worten anzudeuten, wie er dazu kommt ein so altes und Manchem vielleicht kaum dem Namen nach bekanntes Buch durch eine Uebersetzung wieder in die moderne Literatur einzuführen. Seine Freunde haben bereits durch den neulich erschienenen Supplementband seiner Allgemeinen Literaturgeschichte, der sich die Entwickelung der großen Sagenkreise des Mittelalters zur Aufgabe gestellt hat, vielleicht auch durch einige seiner kritischen Arbeiten in gelehrten Zeitschriften wahrgenommen, daß der Endesunterschriebene das Gebiet der romantischen Sage fleißig durchforscht und mit besonderer Vorliebe behandelt hat; es kann ihnen darum nicht auffallen, wenn gerade das vorliegende Buch, die Quelle der meisten romantischen Mythen des Mittelalters, seine Aufmerksamkeit erregte und ihn durch seine kindlich fromme Naivität und originelle Composition täglich mehr anzog. So kam es denn, daß der Verfasser diesen seinen Liebling auch Andern zugänglich machen wollte und auf den Gedanken kam, der außerordentlichen Seltenheit der Ausgaben dieses Buches wegen einen neuen Abdruck des Originals nach unverglichenen Handschriften zu veranstalten und die Quellen und Bearbeitungen der einzelnen Geschichten voll-

ständig dabei anzugeben. Lange schon hatte er hierzu gesammelt und nicht geringes Material zusammengebracht, auch bereits Anstalt gemacht seine neue Textrecension dem Druck zu übergeben, als er las, daß Herr Professor Keller in Begriff sey bei Cotta in Stuttgart gleichfalls eine solche erscheinen zu lassen. Ob ihm nun gleich der alte Spruch wohl erinnerlich war, welcher sagt: **quum duo faciunt idem, tum idem non est idem,** so meinte er doch, daß ein doppelter Abdruck kaum nothwendig seyn werde, da Herr Keller durch seine Ausgabe der sieben weisen Meister in dem altfranzösischen Gedichte und viele andere Arbeiten hinlänglich documentirt hat, daß er in jeder Hinsicht, wenn irgend ein Anderer, fähig ist eine solche, critisch und bibliographisch vollständige herzustellen, und gerieth also auf den Gedanken, um nicht alle seine jahrelangen Vorstudien ganz vergebens gemacht zu haben, dabei aber, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird, ein neben Herrn Kellers Ausgabe ganz für sich bestehendes und mit diesem durchaus nichts gemeinhabendes Werk zu Stande zu bringen, eine möglichst getreue Uebersetzung dieses Buches zu veranstalten, welche nicht blos alle Erzählungen der alten lateinischen Drucke, als auch der englischen, lateinisch noch ungedruckten Redaction enthielte. Vorher hatte ihn noch sein gelehrter Freund, Herr Prof. Jacob Grimm, eine altdeutsche Handschrift von 63 Geschichten der Gesta mitgetheilt, welche nicht allein, wie sich unten ergeben wird, wesentlich von dem lateinischen Originaltext, sondern auch von der durch Herrn Keller gleichfalls aus einer Münchner Handschrift herausgegebenen altdeutschen Uebertragung der Gesta abweicht, außerdem auch mehreres Neue enthält, weshalb der Endesgenannte es nicht für unnütz hielt, das, was bisher noch unbekannt war, gleichfalls aus dieser Handschrift mit in vorliegende Uebersetzung aufzunehmen und als Anhang derselben beizugeben, damit auf diese Weise eine möglichst vollkommene

Collection aller unter diesem Titel vorhandenen Erzählungen und Mährchen zusammenkäme. Endlich konnte er sich auch nicht enthalten in einer beigefügten Abhandlung seine Entdeckungen und Meinung über den wirklichen Verfasser dieses Buches anzuhängen, sowie seine bibliographischen Notizen über Ausgaben rc. beizufügen, welches vielleicht Manchem nicht ganz unwillkommen seyn dürfte; in den Anmerkungen dagegen hat er nur die nothwendigsten Notizen zu geben für gut befunden, weil hier sicherlich eine Collision mit dem Keller'schen Werke zu fürchten gewesen wäre, welches gewiß in Bezug auf die Darlegung der Quellen und Verbreitung der einzelnen Sagen sich durch nicht geringere Vollständigkeit und Genauigkeit auszeichnen wird, als es bei dessen Ausgabe des **Roman des VII Sages** und seinem Kaiser Diocletianus von dem Büheler hierbei der Fall gewesen ist. Was endlich den Werth oder Unwerth des Buches selbst angeht, ob es verdient nach so langer Zeit wieder aus seinem Schlafe erweckt zu werden, darüber mögen Andere entscheiden: schwerlich aber dürfte es Jemanden geben, den nicht wenigstens einige dieser einfachen, schmucklosen Erzählungen angenehm berühren sollten und der sich nicht, wenn er sie liest, in das kindliche, treuherzige Wesen der alten guten Zeit versetzt fühlte, der man natürlich manche Verstöße gegen das, was man in unserer Zeit feine Sitte nennt, zu Gute halten muß. Gewiß muß aber Jeder zugeben, daß durchgängig ein gesunder Sinn und eine reine Moral aus allen diesen Erzählungen hervorblickt, so daß also die Freiheit, welche ich mir genommen habe, die Moralisationen wegzulassen, wohl Entschuldigung finden wird. Daß endlich in diesen Erzählungen die schönsten, größtentheils noch nie benutzten Stoffe für größere Novellen liegen, brauche ich wohl nur anzudeuten, da sich jeder Leser selbst genügend davon überzeugen kann. Ich habe daher nur noch hinzuzufügen, daß ich

alles Mögliche gethan habe, um in der Uebersetzung so gut als ich konnte, den einfachen, schmucklosen Ton des Originals wieder zu geben, es aber natürlicher Weise Kennern überlassen muß zu beurtheilen, ob mir dieser Versuch geglückt ist oder nicht. Endlich muß ich noch der Bereitwilligkeit und Gefälligkeit meines Herrn Verlegers hiermit die verdiente Gerechtigkeit widerfahren lassen, da dieser trotz der anscheinenden Collision des vorliegenden Buches mit der Kellerschen Ausgabe keine Kosten gescheut hat, diese Uebersetzung so gut als möglich auszustatten, wofür ich ihm hiermit öffentlich meinen Dank sage.

Dresden den 1. August 1842.

Dr. Johann Georg Theodor Gräße.

Erstes Capitel.

Von der Liebe.

Es gab einen sehr reichen und mächtigen König Pompejus, der eine einzige und sehr schöne Tochter hatte, welche er auf das Zärtlichste liebte. Er bestimmte daher für ihre Bewachung fünf Soldaten, welche sie vor jeder Gefahr unter schwerer Strafe hüten sollten. Diese aber bewachten sie gewaffnet Tag und Nacht und stellten vor dem Eingange ihres Gemaches eine brennende Lampe auf, damit Niemand des Nachts, während sie schliefen oder ohne daß sie es wissen könnten, zu ihr gelangen möchte, hatten auch ein Hündlein, einen tüchtigen Beller, durch dessen Lärm sie aufgeweckt werden wollten. Das Mägdlein aber war sehr zärtlich erzogen worden und sehnte sich gar sehr, die Wunderwerke der Welt zu erblicken. Als sie nun einmal hinaus ins Freie geblickt hatte, da kam ein gewisser Herzog, der, als er kaum seine unkeuschen Augen auf sie geworfen hatte, von Liebe zu ihr ergriffen wurde, denn sie war zu schön und allen Augen angenehm und die einzige Tochter des Kaisers, welche nach dem Tode

ihres Vaters durch das Erbrecht das Reich bekommen mußte. Darum versprach dieser Herzog ihr Vieles, damit er ihre Einwilligung erhielte, und sie auf seine Versprechungen hoffend, ertheilte sie auch, tödtete sogleich das kleine Hündlein, löschte die Lampe aus und folgte bei Nacht ihrem Herzog. Früh morgens nun entstand die Frage, was aus ihr geworden sei. Es war aber damals im Palaste des Königs ein tapferer Kämpe, der stets für die Gerechtsame des Reiches stritt. Als der gehört hatte, wie die Tochter den Vater mit dem Rücken angesehn hatte, eilte er ihr behenden Laufes nach. Als ihn nun jener Herzog bewaffnet auf sich loskommen sah, ließ er sich mit ihm in einen Zweikampf ein, allein der Ritter siegte, hieb ihm das Haupt ab und führte das Mädchen in den Palast zurück. Da erblickte sie aber in langer Zeit nicht das Antlitz ihres Vaters, sondern stieß unaufhörlich Seufzer und Wehklagen aus. Dieses hörte ein weiser Mann im Rathe des Kaisers, der immer als Vermittler zwischen dem Kaiser und Andern gesetzt war, und ließ sich von ihrer Frömmigkeit rühren, worauf sie durch ihn mit dem Vater ausgesöhnt und mit einem sehr vornehmen Manne verlobt wurde. Darnach erhielt sie von ihrem Vater verschiedene Geschenke, zuerst ein Kleid, das ihr bis zu den Füßen reichte, vom feinsten Gewebe und auf allen Stellen gestickt war und folgende Worte enthielt: Ich habe Dir nachgelassen, füge nicht mehr hinzu. Von einem König erhielt sie einen goldnen Kranz, auf dem die Worte eingegraben waren: von mir kommt Deine Würde. Von jenem Kämpen bekam sie einen Ring mit der Inschrift: ich

habe Dich geliebt, lerne Du auch zu lieben. Von dem weisen Vermittler empfing sie einen andern Ring, auf dem Folgendes stand: was habe ich gethan, wie viel, warum? Von dem Königssohne bekam sie auch einen Ring, auf dem geschrieben stand: Du bist edel, mögest Du Deinen Adel nicht verachten. Von ihrem eigenen Bruder erhielt sie einen andern Ring, auf welchem geschrieben war: Komm her zu mir, fürchte Dich nicht, ich bin Dein Bruder. Von ihrem Bräutigam erhielt sie ein goldenes Petschaft, durch welches ihr das Erbe desselben versichert wurde. Auf diesem lautete aber die Inschrift so: Nun bist Du mit mir verbunden, wolle nicht mehr auf Irrwegen wandeln. Als das Mägdlein diese Gaben empfangen hatte, bewahrte sie dieselben ihr Lebenlang: sie wurde von Allen geliebt und endete ihre Tage in Frieden.

Zweites Capitel.

Vom Mitleiden.

Es gab einen König Titus, der unter Todesstrafe das Gesetz feststellte, es sollten die Söhne ihre Eltern ernähren. Es begab sich aber der Fall, daß zwei Brüder von einem Vater erzeugt worden waren. Einer von ihnen hatte einen Sohn und dieser sah seinen Onkel in Dürftigkeit: sogleich ernährte er ihn nach dem Gesetze gegen den Willen seines eigenen Vaters und darum verbannte ihn derselbe aus seiner Gesellschaft. Allein trotz dem hörte er nicht auf, seinen armen Onkel zu ernähren und ihm in

Allem seine Nothdurft zu verschaffen. Nach diesem wurde sein Onkel reich und sein Vater fing an, Mangel zu leiden. Als dieses aber der Sohn sah, ernährte er seinen Vater trotz dem Verbote des Onkels. Darum wurde er aus der Gemeinschaft des Onkels gestoßen, indem dieser zu ihm sprach: Mein Theuerster, es ist Dir bekannt, daß ich einmal arm war, und Du mir wider Deines Vaters Willen in Allem das Nothwendige verschafft hast. Und darum habe ich Dich zu meinem Sohne und Erben genommen. Ein undankbarer Sohn erhält aber keine Erbschaft, sondern ein Adoptivsohn. So bist Du nun undankbar gewesen, da Du gegen mein Gebot Deinen Vater ernährt hast, also wirst Du mein Erbe nicht erhalten. Da antwortete der Sohn seinem Onkel: Niemand soll für das bestraft werden, was das Gesetz bestimmt und befiehlt. Nun aber treibt ein natürliches und geschriebenes Gesetz den Sohn, seinen Eltern in der Noth zu Hülfe zu kommen und dieselben am Meisten zu ehren. Darum werde ich mit Recht nicht von der Erbschaft ausgeschlossen werden dürfen.

Drittes Capitel.

Das gerechte Urtheil.

Es herrschte einmal ein gewisser Kaiser, der das Gesetz gab, daß, wenn eine Frau ihrem Mann untreu geworden wäre, sie ohne Mitleid von einem hohen Berge herabgestürzt werden sollte. Nun begab es sich aber, daß eine Frau ihrem Gatten die Treue gebrochen hatte und

ihn das Mägdlein besuchte und der Jüngling zu ihr also sprach: O liebes Mädchen, wenn Du doch an meiner Befreiung arbeiten wolltest. Diese aber sagte: auf welche Weise werde ich sie erlangen können? Dein Vater, welcher Dich erzeugt hat, will Dich nicht loskaufen, ich aber, die ich Dir fremd bin, wie sollte ich darauf denken? und wenn ich Dich befreite, würde ich mir den Zorn meines Vaters zuziehen, weil er so Dein Lösegeld verlieren würde. Indessen gestehe mir eine Sache zu und ich will Dich befreien. Jener aber versetzte: O gutes Mädchen, verlange von mir, was Dir beliebt, wenn es mir möglich ist, will ich es Dir versprechen. Jene aber sprach: Ich verlange nichts Anderes für Deine Befreiung, als daß Du mich zur passenden Stunde zur Frau nimmst. Der aber sagte: ich verspreche Dir dieses bei meinem Worte. Sogleich befreite das Mädchen ihn aus dem Gefängnisse und floh mit ihm in seine Vaterstadt. Als er aber zu seinem Vater gekommen war, sprach dieser zu ihm: O mein Sohn, ich freue mich sehr über Deine Ankunft, aber sage mir, was ist denn das für ein Mädchen, welches Du mitgebracht hast? Und jener sprach: es ist die Tochter des Königs, welche ich zur Frau habe. Da sagte sein Vater: bei Strafe des Verlusts Deines Erbe untersage ich Dir, selbige zu heirathen. Jener aber versetzte: O Vater, was sagst Du? An ihr hänge ich mehr als an Dir: denn als ich gefangen und schwer gefesselt in den Händen meines Feindes war und Dir wegen meiner Loskaufung schrieb, da wolltest Du für mich kein Lösegeld zahlen. Sie aber hat mich nicht blos aus dem Gefängnisse, sondern auch

aus der Gefahr des Todes befreit, und darum will ich sie zur Frau nehmen. Der Vater aber sprach: mein Sohn, ich sage Dir, Du kannst ihr nicht trauen und sie folglich auch durchaus nicht heirathen. Sie hat ihren eigenen Vater hintergangen, da sie Dich ohne Wissen desselben aus dem Gefängnisse frei machte. Für diese Deine Befreiung aber hat ihr Vater Vieles verloren, was er für Dein Lösegeld hätte haben können. Also scheint es, als ob Du ihr nicht trauen dürftest und folglich sie auch nicht heirathen. Dann giebt es auch noch einen andern Grund. Daß sie Dich befreit hat, daran war ihre Wollust Schuld, weil sie Dich so zum Manne bekommen konnte. Darum nun, weil ihre böse Lust die Ursache Deiner Befreiung war, scheint es mir, als dürfe sie nicht Deine Frau werden. Als das Mädchen diese Gründe hörte, sprach sie: Auf Deinen ersten Grund antworte ich Dir, daß das nicht wahr ist, was Du sagst, daß ich meinen eigenen Vater hintergangen habe. Der aber wird hintergangen, welcher um ein Gut gebracht wird. Mein Vater aber ist so reich, daß er Niemandes Unterstützung bedarf. Da ich dieses wohl erwogen, habe ich jenen Jüngling aus dem Gefängnisse befreit. Und wenn auch mein Vater für ihn ein Lösegeld empfangen hätte, würde er darum doch nicht reicher geworden seyn und Du wärest dennoch durch diese Loskaufung verarmt. Folglich habe ich bei jener Handlung Dich sicher gestellt, da Du somit kein Lösegeld bezahlt hast, und meinem Vater kein Unrecht zugefügt. Was nun aber Deinen zweiten Grund angeht, daß Du sagst, ich habe dieses aus böser Wollust gethan, so kann dieses

nach dem Gesetze von einem hohen Berge hinabgestürzt worden war, allein sie gleitete so sanft den Abhang hinab, daß sie durchaus nicht beschädigt wurde. Sie wurde also vor Gericht geführt und der Richter, welcher sah, daß sie nicht gestorben war, gab den Befehl, daß sie noch einmal hinabgeworfen werden und sterben solle. Da sprach aber dieses Weib: Herr, wenn Ihr so thut, handelt Ihr gegen das Gesetz: dieses will, daß Niemand für ein Vergehen zweimal bestraft werden soll. Ich, die ich einmal die Treue verletzt hatte, bin einmal dafür vom Berge hinabgestürzt worden und Gott hat mich auf wunderbare Weise gerettet. Darum darf ich nicht noch einmal hinabgestürzt werden. Da sagte der Richter: Du hast ganz klug Dich verantwortet: gehe hin in Frieden; und so wurde das Weib gerettet.

Viertes Capitel.

Von der Gerechtigkeit der Richter.

Cäsar setzte als König das Gesetz ein, daß, wenn Jemand ein Weib entführe und ihr Gewalt anthue, es in der freien Wahl der Frau stehen solle, ob er sterben oder sie ohne Mitgift heirathen solle. Nun trug es sich zu, daß einer zur Nacht zwei Weiber auf einmal raubte: die eine verlangte seinen Tod, die andere den Ehebund mit ihm. Der Räuber wurde ergriffen und vor den Richter geführt, auf daß er sich dem Gesetze gemäß vor beiden Frauenzimmern verantworten solle. Die erste Frau verlangte

dringend dem Gesetze gemäß nach seinem Tode, die zweite schrie, sie wolle ihn zum Manne haben, und sprach also zu dem erstern Weibe: Es ist zwar wahr, daß dieses das Gesetz besagt, daß Du Deine Bitte erfüllt siehst, allein ebenso schreit auch das Gesetz für mich. Allein mein Wunsch ist geringer und mehr der christlichen Liebe angemessen: darum glaube ich, wird der Richter zu meinem Gunsten sein Urtheil sprechen. Beide Frauen klagten nun bei dem Richter und eine Jede verlangte die Wohlthat des Gesetzes. Als nun der Richter beide Theile angehört hatte, erlaubte er der zweiten Frau, daß sie ihn zum Manne nähme, und also geschah es.

Fünftes Capitel.

Von der Treue.

Es herrschte einst ein König, in dessen Reiche ein gewisser Jüngling von Seeräubern gefangen genommen worden war. Dieser schrieb seinem Vater, er solle ihn loskaufen; dieses wollte aber sein Vater nicht, und so schmachtete der Jüngling lange Zeit im Gefängniß. Der aber, welcher ihn gefangen hielt, hatte eine schöne Tochter, die aller Augen gefiel, gezeugt und diese war in seinem Hause auferzogen worden und hatte schon ihr zwanzigstes Lebensjahr erfüllt. Diese besuchte öfters den Gefangenen und tröstete ihn. Der aber war so untröstlich, daß ihn kein Trost aufrichten konnte, sondern stieß ohne Aufhören Seufzer und Klagen aus. Da begab es sich eines Tages, daß

Deinige so gut als gar keiner. Was aber den andern Grund angeht, daß Du gesagt hast, es sey anzuempfehlen, daß eine Frau für ihren Mann sterbe, so hat auch der keine Kraft. Denn ob sie gleich aus fleischlicher Liebe in ihrem Körper nur Eins sind, so sind sie doch in ihrer Seele zwei Personen, unterscheiden sich also wesentlich von einander. Und darum gilt das, was Du angeführt hast, nichts. Als die Tochter dieses gehört hatte, so konnte sie weiter nichts einwenden, sondern hing den Worten ihres Vaters an, wünschte nicht weiter sich selbst von einem Berge zu stürzen, aber auch nicht länger mit ihrem Manne verbunden zu seyn.

Siebentes Capitel.

Von dem Neide der Bösen gegen die Guten.

Es gab einen König Diocletianus, in dessen Reiche ein gewisser adliger Krieger war, der zwei Söhne hatte, welche er sehr liebte. Der jüngere Sohn nahm wider den Willen des Vaters eine Buhlerin zur Frau, und als dieß der Vater gehört hatte, ward er sehr traurig und verbannte ihn aus seinem Umgange. Als der nun so fortgejagt war, gerieth er in großes Elend. Indessen erzeugte er mit seiner Frau, der Buhlerin, einen schönen Sohn, kam aber in die äußerste Dürftigkeit. Da sandte er einen Boten an seinen Vater, auf daß er Erbarmen mit ihm hätte. Als aber sein Vater von seinem Elende gehört hatte, wurde sein Inneres tief bewegt, er erbarmte sich

seiner und söhnte sich mit ihm aus. Der aber empfahl dem versöhnten Vater den Sohn, welchen er von seiner Frau, der Buhlerin, bekommen hatte, und der Vater erzog diesen wie seinen eigenen Sohn. Als dieß der ältere Bruder hörte, ward er unwillig und sprach zu seinem Vater: Du hast Deinen Verstand verloren, ich will Dir das durch folgenden Grund beweisen. Der ist verrückt, welcher einen Sohn zum Erben annimmt und ernährt, der ihm eine große Beleidigung zugefügt hat. Mein Bruder aber, der jenen Knaben gezeugt hat, hat Dir eine große Beleidigung angethan, da er gegen Dein Gebot eine Buhlerin geheirathet hat. Darum scheinst Du mir wahnsinnig, da Du seinen Sohn ernährst und ihm Verzeihung gewährt hast. Darauf erwiderte der Vater: Mein Sohn! Dein Bruder ist von mir wieder zu Gnaden angenommen worden wegen der großen Zerknirschung, die er gezeigt hat, und um der Bitten Anderer willen. Darum muß ich seinen Sohn mehr lieben, denn Dich. Auf diese Weise hast Du öfters gegen mich gefehlt, aber Dich nie mit mir ausgesöhnt und Deine Schuld demüthig erkennen wollen. Nun bist Du aber auch feindselig gegen Deinen Bruder, da Du ihn aus meiner Gesellschaft verbannen möchtest, da Du doch vielmehr Dich freuen solltest, weil er mit mir wieder ausgesöhnt ist. Und weil Du so feindselig bist, sollst Du mein Erbe nicht erhalten und dasjenige, welches Du hättest empfangen sollen, wird Dein Bruder bekommen. Und also geschah es.

auf keine Weise so seyn, weil eine Leidenschaft entweder der Schönheit, oder des Reichthums oder Ehrenstellen oder der Tapferkeit wegen entsteht. Dein Sohn aber besaß von alle dem nichts, weil seine Schönheit durch das Gefängniß vernichtet war; noch war er reich, da er nicht einmal soviel hatte, sich loszukaufen, noch war er tapfer, weil er seine Tapferkeit während seiner Leiden im Gefängnisse verloren hatte. Also bewegte allein die Frömmigkeit mich, ihn frei zu machen. Als dieses der Vater hörte, konnte er seinen Sohn nicht weiter anklagen. Also heirathete sie der Sohn mit größtem Gepränge und endete sein Leben in Frieden.

Sechstes Capitel.

Wie man der Vernunft folgen müsse.

Es gab einst einen gewissen mächtigen, aber tyrannisch gesinnten Kaiser, der eine gewisse sehr schöne Königstochter ehelichte. Als nun die Verlobung geschehen war, so leisteten Beide gegenseitig einen Eid, daß, wenn eins von ihnen eher stürbe das andere aus allzugroßer Liebe sich selbst tödten solle. Nun trug es sich einmal zu, daß dieser Kaiser sich in ferne Erdtheile begab, und daselbst lange verweilte. Da er nun seine Frau auf die Probe stellen wollte, so fertigte er einen Boten an sie ab, der ihr von seinem Tode sagen solle. Als dieses seine Frau gehört hatte, stürzte sie sich des Eides wegen, welchen sie vorher ihrem Manne geleistet hatte, von einem

Berge herab, um so des Todes zu seyn. Indessen starb sie nicht, sondern wurde innerhalb weniger Zeit wiederhergestellt. Dann wollte sie sich zum zweiten Male hinabstürzen um zu sterben, des Schwures wegen, den sie gethan hatte. Als dieß ihr Vater hörte, gebot er ihr, sie solle dem Befehle ihres Mannes und jenem Eide nicht Folge leisten. Sie aber wollte nicht einwilligen und so sprach der Vater: da Du nicht einwilligen und gehorchen willst, so gehe mir schnell aus den Augen. Sie aber sagte: das will ich nicht und beweise Dir das aus folgendem Grunde. Wenn jemand sich durch einen Eid verpflichtet hat, ist er gehalten ihn zu erfüllen: ich habe meinem Manne geschworen, mich aus Liebe zu ihm selbst zu tödten; darum habe ich kein Vergehn begangen, wenn ich meinen Schwur erfüllen will, darf also nicht aus Deiner Nähe verbannt werden. So soll niemand für dasjenige gestraft werden, was empfehlenswerth ist. Da nun Mann und Weib nach Gottes Gebot im Fleische Eins sind, so ist es anzuempfehlen, daß ein Weib aus Liebe zu ihrem Manne sterbe. Daher gab es einst in Indien ein Gesetz, daß eine Frau nach dem Tode ihres Mannes sich vor Schmerz und Liebe selbst verbrennen solle, oder lebendig mit ihm in einem Grabmale verschlossen werde. Und deshalb glaube ich kein Unrecht zu begehen, wenn ich mich selbst aus Liebe zu meinem Manne tödte. Da sagte ihr Vater: Wenn Du erstlich sagst, daß Du durch einen Eidschwur verpflichtet bist 2c., so gilt eine solche Verbindlichkeit nicht, welche zu einem bösen Ende oder dem Tode hinaussieht. Ein Eid soll auch der Vernunft gemäß seyn und darum ist der

Achtes Capitel.

Vom eiteln Ruhme.

Es gab einen König, Namens Leo, der gar großen Gefallen an schönen Frauen fand. Darum ließ er in einem gewissen Tempel drei Standbilder aufrichten und befahl allen Leuten in seinem Reiche, sie sollten dieselben anbeten. Das erste Bild hielt die Hand gegen das Volk ausgestreckt und hatte an einem Finger einen goldenen Ring und auf dem Finger war folgende Inschrift: an meinem Finger bin ich edel. Die zweite Bildsäule hatte einen goldenen Bart und auf der Stirn stand geschrieben: ich habe einen Bart, so jemand kahl ist, der komme zu mir und nehme von meinen Haaren. Das dritte Bild hatte einen goldenen Mantel und ein purpurnes Kleid an, und auf der Brust desselben stand mit goldenen Characteren geschrieben: ich bin der, welcher Niemanden fürchtet. Innerlich waren aber diese drei Bildsäulen von Stein, und da sie nach dem Willen des Kaisers vollendet waren, gab er ein Gesetz, daß, wer den Ring, Bart oder Mantel stehlen würde, zum schimpflichsten Tode verurtheilt werden sollte. Nun begab es sich aber, daß ein gewisser vornehmer Vasall einstmals in den Tempel kam und, als er die erste Bildsäule mit dem ausgestreckten Finger sah, den Ring vom Finger zog. Hierauf trat er zu dem zweiten Bilde und nahm demselben den Bart weg. Hierauf kam er zu der dritten Bildsäule, trug von derselben den Mantel weg und begab sich aus dem Tempel. Als das Volk die

Bildsäulen geplündert sah, hinterbrachte es die Sache sogleich dem Kaiser. Als aber der Kaiser dieses gehört hatte, wurde er sehr traurig, ließ den Uebertreter seines Gesetzes oder den Vasallen vor sich kommen und klagte ihn wegen des Vergehens an, daß er die Bildsäulen wider sein Geheiß geplündert hätte. Da sprach jener: Herr, ist es mir vergönnt, mich zu verantworten? Dieser aber sagte: Mir ist es ganz recht. Als ich in den Tempel trat, da streckte die erste Bildsäule ihre Hand nach mir aus, indem sie an ihrem Finger einen Ring hatte, gerade als wenn sie sagen wollte: hier nimm diesen Ring. Indessen wollte ich auf das bloße Handausstrecken ihn noch nicht nehmen, bis ich an dem Finger die Aufschrift las: ich bin edel, siehe hier ist ein Ring." Sogleich verstand ich die Inschrift so, daß es ihr Wille wäre, daß ich den Ring in Empfang nähme, und darum nahm ich ihn. Hierauf trat ich zu der zweiten Bildsäule, und da ich sah, daß diese einen goldenen Bart hatte, so dachte ich in meinem Herzen nach und sprach zu mir: Ihr Vater hatte keinen solchen Bart, weil ich ihn oft gesehen hatte, und daß sie höher stehe als ihr Vater, dafür spricht kein Grund; es ist gut und nützlich, ihr den Bart zu nehmen. Indessen wollte ich demohngeachtet den Bart nicht ausziehen, bis ich die Aufschrift las: ich habe einen Bart, darum wenn jemand kahl ist, der komme zu mir und nehme von meinen Haaren." Wie Ihr seht, bin ich kahl und darum habe ich den Bart aus zwei Gründen weggenommen. Der eine war, damit sie ihrem Vater ähnlich wäre und nicht allzu stolz auf ihren Bart würde. Der zweite, daß ich vermittelst der Haare derselben meinem

Kahlkopfe zu Hülfe käme. Dann trat ich zu dem dritten Bilde, welches einen goldnen Mantel hatte. Den Mantel aber nahm ich deswegen, weil das Gold im Winter kalt ist, und da die Bildsäule von Stein, der Stein aber von Natur kalt ist, so würde, wenn sie einen goldenen Mantel hätte, dieß so viel seyn, als Kälte zur Kälte fügen, was dem Bilde beschwerlich fallen müßte. Ebenso, wenn es im Sommer einen Mantel hätte, würde ihm derselbe allzuschwer werden. Noch hätte ich ihn aber darum nicht weggenommen, bis ich die Aufschrift auf der Stirne des Bildes gelesen hatte: ich bin der, welcher niemanden fürchtet. Als ich einen so großen Hochmuth in demselben erblickte, entfernte ich den Mantel, um es zu demüthigen. Da sagte der Kaiser: mein Theuerster, es war das Gesetz gegeben, es solle Keiner die Bildsäulen plündern, es war aber auch im Gesetze verkündigt, es solle sie Keiner wegen irgend einer Ursache berauben, und darum, weil Du Dich in Sachen eingelassen hast, die Dich nichts angingen, so fälle ich das Urtheil, daß Du heute an den Galgen gehängt werdest. Und also geschah es.

Neuntes Capitel.

Von der angeborenen Bosheit, die sich durch Sanftmuth bezwingen lasse.

Es herrschte einst der gar kluge König Alexander, der die Tochter eines Königs von Syrien zur Frau nahm, welche ihm einen sehr schönen Sohn gebar. Der Knabe

wuchs heran, und als er zum männlichen Alter gelangt war, stellte er seinem Vater beständig nach und suchte überall den Tod desselben herbeizuführen. Darüber verwunderte sich der Kaiser, ging zur Kaiserin und sprach: O Theuerste, sage mir sonder Sorge und Furcht das Geheimniß Deines Herzens, bist Du außer mir von irgend Jemandem erkannt worden? Jene aber sagte: o Herr, warum frägst Du Solches von mir? der aber versetzte: Dein Sohn sucht immerfort meinen Tod; darüber wundere ich mich, weil, wenn er mein Sohn wäre, er Solches nicht versuchen würde. Jene aber sprach: Gott weiß es, daß ich nie von einem Andern als Dir erkannt worden bin, und ich bin bereit, dieses mein ganzes Leben hindurch zu beweisen. Denn er ist in Wahrheit Dein Sohn; warum er Dich aber verfolgt, weiß ich durchaus nicht. Als das der König gehört hatte, sprach er mit aller Sanftmuth folgende Worte zu seinem Sohne: O mein guter Sohn! ich bin Dein Vater, durch mich bist Du auf die Welt gekommen und wirst mein Erbe seyn. Warum bedrohst Du mich mit dem Tode? Ich habe Dich in lauter Wohlleben erzogen, und Alles, was mir gehört, ist Dein. Höre auf mit dieser Deiner Ungerechtigkeit und wolle mich nicht tödten. Der Sohn aber beruhigte sich bei diesen Reden nicht und seine Bosheit gegen seinen Vater wuchs von Tage zu Tage, und er strebte fortwährend darnach, ihn zu tödten und ihm öffentlich und insgeheim Fallstricke zu legen. Als das der Vater sah, begab er sich an einen abgelegenen Ort, nahm seinen Sohn mit sich, und indem er ein Schwert in seiner Hand trug, sprach er zu seinem

Sohne: Nimm dieses Schwert und tödte mich hier, weil es weniger Schande für Dich ist, mich im Verborgenen als öffentlich zu ermorden. Als das der Sohn hörte, warf er alsbald das Schwert von sich, beugte seine Kniee vor seinem Vater und flehte ihn unter lautem Weinen um seine Verzeihung an, also sprechend: O guter Vater, ich habe mich an Dir versündigt und schlecht gehandelt; ich habe ein Unrecht begangen: nun bin ich nicht mehr werth Dein Sohn zu heißen, ich bitte Dich, vergieb mir und liebe mich: ich werde von nun an Dein lieber Sohn seyn und in Allem Deinen Willen thun. Als das der Vater hörte, fiel er ihm um den Hals, küßte ihn und sprach: O mein liebster Sohn, sündige fürder nicht mehr, sey mir ein getreuer Sohn und ich will Dir ein gnädiger Vater seyn. Und als er so gesprochen hatte, bekleidete er ihn mit kostbaren Gewändern, führte ihn mit sich nach Hause und richtete den Unterkönigen seines Reiches ein großes Gastmahl aus. Nach diesem lebte er nur wenige Tage und beschloß sein Leben in Frieden.

Zehntes Capitel.

Von dem Gelöbniß der Treue.

Es war einst ein König Vespasianus, der lange ohne Kinder regierte. Indessen nahm er auf den Rath weiser Männer eine gewisse schöne Jungfrau aus fernen Welttheilen zur Frau und blieb mit ihr lange in ihrem fremden Vaterlande und zeugte mit ihr Kinder. Nach diesem

wollte er in sein Reich zurückkehren, konnte aber von ihr keine Erlaubniß dazu erlangen, sondern immerfort sprach sie: Wenn Du von mir gehst, werde ich mich selbst umbringen. Als das der Kaiser gehört hatte, so ließ er zwei sehr schöne Ringe machen und auf die Edelsteine derselben Bilder eingraben, von denen eins die Erinnerung, das andere die Vergessenheit darstellte. Und da er nun diese in ganz gleiche Ringe eingezogen hatte, so gab er den einen, den der Vergessenheit, seiner Frau, den andern trug er selbst, auf daß sie sich wie durch gleiche Liebe, so auch durch gleiche Ringe schmückten. Als aber die Frau den Ring bekommen hatte, begann sie alsbald die Liebe zu ihrem Manne zu vergessen. Der Kaiser, der dieß bemerkte, begab sich voll Freude in sein Reich, kehrte nicht wieder zu seiner Frau zurück und endigte so sein Leben im Frieden.

Eilftes Capitel.

Vom Sündengift, durch das wir täglich genährt werden.

Es herrschte einst der gar mächtige König Alexander, der zu seinem Lehrer und Meister den Aristoteles hatte, welcher ihn in jeglicher Wissenschaft unterrichtete. Als dieß die Königin des Nordens hörte, nährte sie ihre Tochter von der Zeit ihrer Geburt an mit Gift und als diese zum mannbaren Alter gelangt war, war sie so schön und erschien dem menschlichen Auge so reizend, daß Viele durch

den bloßen Anblick derselben närrisch wurden. Die Königin sandte sie nun an den Alexander, auf daß sie sein Kebsweib würde. Als der das Mädchen erblickt hatte, wurde er sogleich von Liebe zu ihr ergriffen und wollte mit ihr zu Bette gehen. Aristoteles aber, der das merkte, sprach zu ihm: Wollet solches nicht versuchen, denn wenn Ihr es thun werdet, werdet Ihr im Augenblick des Todes seyn, weil sie ihre ganze Lebenszeit hindurch mit Gift genährt worden ist. Daß dieses aber wahr ist, will ich sogleich beweisen. Hier ist ein Uebelthäter, der nach dem Gesetze sterben muß: der schlafe bei ihr, und Ihr werdet dann sehen, ob es wahr ist. Und so geschah es. Der Uebelthäter küßte sie vor Aller Augen, fiel sogleich zu Boden und starb. Als solches Alexander gewahr wurde, prieß er seinen Meister gar sehr, daß er ihn vom Tode errettet hatte, und sandte das Mägdlein ihrer Mutter zurück.

Zwölftes Capitel.

Vom bösen Beispiele.

Es war ein König Otto, in dessen Reiche ein leichtsinniger Priester lebte, der gar häufig seine Untergebenen beunruhigte und einen gar großen Anstoß bei Vielen gab. Nun war aber einer unter seinen Pfarrkindern, der niemals bei der Messe seyn wollte, wenn jener sie feierte. Da geschah es an einem Feiertage, daß er gerade zur Zeit der Messe auf dem Felde spazieren ging und so durstete, daß es ihm vorkam, als wenn er sterben müsse, könnte er

nicht seinen Durst löschen. Nun begab es sich aber, daß er beim Gehen an einen gewissen Bach vom klarsten Wasser kam, aus dem er, sobald er ihn erblickt hatte, sogleich zu schöpfen und tüchtig zu trinken begann. Als er aber davon gekostet hatte, so bekam er immer größern Durst, je mehr er trank; darüber wunderte er sich und sprach zu sich selbst: ich will die Quelle dieses Bächleins aufsuchen, damit ich aus ihr trinke. Während er aber hin spatzierte, da begegnete ihm ein sehr schöner Greis und sprach zu ihm: Mein Lieber, wo gehst Du hin? Der aber sprach, ich empfinde einen unglaublichen Durst: ich fand ein Wasserbächlein, aus welchem ich trank und je mehr ich trank, desto durstiger ward ich. Darum suche ich die Quelle dieses Bächleins, auf daß ich aus ihr trinke, ob ich vielleicht so meinen Durst löschen mag. Da sagte der Greis: siehe hier ist die Quelle, aus welcher das Bächlein herauskommt, aber sage mir doch, warum Du nicht mit den andern Christen die Messe hörst? Der aber antwortete: Herr, wahrhaftig unser Pfarr führt ein abscheuliches Leben und ich glaube, daß er nicht eine lautere und Gott gefällige Messe feiert. Hierauf sprach der Greis: mag es so seyn, wie Du sagst: aber hier ist die Quelle, aus welcher das süße Wasserbächlein entspringt, aus dem Du getrunken hast. Da sah sich jener um und erblickte einen räudigen Hund mit offenem Maule, durch dessen Zähne und geöffneten Rachen auf wunderbare Weise der Springquell herausquoll. Als er das deutlich erkannt hatte, da erschrak er sehr und wurde bestürzt: er schauderte am ganzen Leibe und wagte aus Eckel nicht zu trinken

und dürstete doch außerordentlich. Dieß sah der Greis und sprach zu ihm: Fürchte Dich nicht, weil Du aus diesem Bache getrunken hast: das wird Dir keine Beschwerden verursachen. Als jener das hörte, so trank er, löschte seinen Durst und sprach: O Herr, nie hat ein Mensch so süßes Wasser getrunken. Da sagte der Greis: siehe, gleich wie dieses Wasser durch das Maul dieses räudigen Hundes fließt und doch seine eigenthümliche Farbe und Geschmack behält, nicht beschmutzt oder verändert wird; so, mein Lieber, ist es mit der Messe, die durch einen unwürdigen Priester gefeiert wird. Und darum, wie sehr Dir auch der Lebenswandel solcher Priester mißfallen mag, sollst Du dennoch ihre Messe hören. Als der Greis das gesagt hatte, verschwand er und jener offenbarte Andern, was er gesehen hatte, und hörte nachher mit Frömmigkeit die Messe und brachte dieses vergängliche und unbeständige Leben zu einem seligen Ende: worauf er von diesem dem Untergange unterworfenen Leben zu einem unveränderlichen geführt wurde. Dieses aber möge uns Allen gewähren Jesus Christus, Mariä Sohn.

Dreizehntes Capitel.

Von einer unlautern Liebe.

Es gab einen Kaiser, der eine schöne Frau hatte, welche er gar sehr liebte. Diese empfing aber im ersten Jahre ihrer Ehe und gebar einen Sohn, welchen sie als Mutter gar sehr liebte und sogar jede Nacht in einem

Bette mit ihm schlief. Als er aber drei Jahre alt war, da starb der König und über den Tod desselben erhob sich ein großes Wehklagen. Auch die Königin beweinte seinen Tod viele Tage; als sie ihn aber dem Grabe übergeben hatte, da lebte sie in einem gewissen Schlosse und hatte ihren Sohn bei sich. Sie liebte aber den Knaben so, daß sie seine Gegenwart nicht entbehren konnte und beide schliefen beständig beisammen, bis der Knabe das achtzehnte Jahr überschritten hatte. Und als der Böse eine so große Liebe zwischen einer Mutter und ihrem Sohne sah, da reizte er sie zu einer Gottlosigkeit, sodaß der Sohn seine Mutter erkannte. Die Königin aber empfing alsbald, aber als sie schwanger war, da verließ ihr Sohn das Reich aus Betrübniß und begab sich in ferne Welttheile. Indessen gebar die Mutter, als ihre Stunde gekommen war, einen sehr schönen Knaben: allein kaum sah sie ihn geboren, als sie ihn auch ermordete, — indem sie ihm die Kehle abschnitt. Es fiel aber Blut aus der Kehle des Kleinen auf die linke Hand der Königin und es wurden vier runde Kreise von dieser Gestalt: O O O O. Die Königin konnte aber durch keine Kunst diese Kreise von ihrer Hand wegbringen und darum scheute sie sich so, daß sie beständig einen Handschuh trug, damit diese Kreise nicht zu sehen wären. Nun war diese Königin gar sehr der heiligen Jungfrau ergeben, schämte sich aber so sehr, daß sie von ihrem eigenen Sohne ein Kind bekommen und dasselbe getödtet hatte, daß sie deshalb durchaus nicht beichten wollte und beichtet allezeit nur funfzehn ihrer übrigen Sünden. Nun vertheilte aber diese Königin aus Liebe

zur Heiligen Maria reichliches Almosen und wurde von Allen geliebt und war bei Allen angenehm. Nun begab es sich aber in einer Nacht, daß ihr Beichtvater vor seinem Bette auf den Knieen lag und sein Ave Maria hersagte. Da erschien ihm die heilige Jungfrau und sprach: ich bin die Jungfrau Maria und habe Dir etwas Geheimes zu verkündigen. Darüber freuete sich der Beichtiger sehr und sprach: O theuerste Herrin, sage Deinem Knechte, was Dir gefällig ist. Sie aber sprach: die Königin dieses Reichs ist Dein Beichtkind, und doch hat sie eine Sünde begangen, welche sie Dir aus allzugroßer Scheu nicht zu entdecken wagt. Am morgenden Tage wird sie zu Dir zur Beichte kommen, sage ihr von mir, daß ihre Almosen und Gebete vor das Angesicht meines Sohnes gekommen und von ihm angenommen worden sind. Ich befehle ihr aber, daß sie Dir von jener Sünde beichte, welche sie heimlich in ihrer Kammer begangen hat, da sie ihren einzigen Sohn töbtete. Ich habe für sie gebeten und ihre Sünde ist ihr verziehen, wenn sie beichten will. Wenn sie sich aber bei Deinen Worten nicht beruhigen will, so bitte sie, daß sie den Handschuh von ihrer Linken ablege und Du wirst auf ihrer Hand die begangene und nicht gebeichtete Sünde sehen, und wenn sie auch das nicht will, so ziehe ihr den Handschuh mit Gewalt ab. Bei diesen Worten verschwand die Jungfrau Maria. Am Morgen aber beichtete die Königin demüthig alle Sünden mit Ausnahme dieser einzigen. Als sie ihm aber Alles, was ihr gefiel, gesagt hatte, da sprach ihr Beichtiger: Herrin und geliebteste Tochter, die Leute spre-

chen vielerlei, warum Du an Deiner linken Hand einen Handschuh trügest: zeige mir kühnlich Deine Hand, damit ich sehen kann, ob etwas an ihr verborgen ist, was Gott nicht gefällt. Jene aber sprach: Herr, meine Hand ist nicht gesund, und darum will ich sie Euch nicht zeigen. Als er jedoch das hörte, da nahm er sie beim Arme, zog trotzdem daß sie nicht wollte, ihr den Handschuh ab und sagte: Herrin, fürchte Dich nicht, die heilige Jungfrau Maria, welche Dich zärtlich liebt, hat mir befohlen, also zu thun. Als er aber die geöffnete Hand sah, erblickte er vier blutrothe und runde Kreise: im ersten Kreise stand viermal **c c c c**, im zweiten viermal **d d d d**, im dritten viermal **m m m m** und im vierten viermal **r r r r**. Um die Kreise herum stand wie auf einem Petschaft eine rothe Umschrift, die folgende Worte enthielt: und zwar zuerst um die vier **c**: „**Casu Cecidisti Carne Caecata** (durch Zufall bist Du gefallen, von fleischlicher Lust verblendet)", bei den **d**: „**Daemoni Dedisti Dona Donata** (Du hast Dich dem Bösen als Geschenk gegeben)", bei den **m**: „**Monstrat Manifeste Manus Maculata** (dieß zeigt offenbar Deine Hand mit den Flecken) und bei den **r**: „**Recedit Rubigo Regina Rogata** (die rothen Flecken gehen weg, wenn die Königin befragt worden ist)". Als das die Königin gesehn hatte, fiel sie ihrem Beichtiger zu Füßen und beichtete demüthig mit Thränen ihre begangene Sünde. Als sie nun Vergebung ihrer Sünden erhalten und Buße gethan hatte, da entschlief sie nach wenig Tagen in den Herrn und über ihren Tod erhob sich ein großes Wehklagen im Lande.

Vierzehntes Capitel.

Wie man seine Eltern in Ehren halten solle.

Es war ein König Dorotheus, der ein Gesetz gab, daß die Söhne ihre Eltern ernähren und erhalten sollten. Nun lebte damals in diesem Lande ein Krieger, der eine schöne und anständige Frau geheirathet und mit ihr einen Sohn gezeugt hatte. Es begab sich aber der Krieger auf eine Reise, ward unterwegs gefangen und in schwere Banden geworfen: alsbald schrieb er seiner Frau und Sohne, ihn loszukaufen. Als das seine Frau hörte, ward sie sehr traurig und weinte so bitterlich, daß sie blind wurde. Da sprach der Sohn zu seiner Mutter: ich will zu meinem Vater gehen, auf daß ich ihn aus dem Gefängnisse loskaufe. Die Mutter aber antwortete: Du wirst nicht gehen, weil Du mein einziger Sohn bist, meine Freude und die Hälfte meiner Seele: es könnte Dir dasselbe begegnen wie ihm: wolltest Du wohl lieber Deinen entfernten Vater loskaufen, als Deine Mutter, welche hier ist, ernähren. Wenn man nun aber zwischen zwei gleichen Dingen zu wählen hat, so muß man das, was da ist, vorziehen. Du bist mein und Deines Vaters Sohn: ich bin da und Dein Vater nicht: hieraus folgere ich, daß Du mich auf keine Weise verlassen und Deinen Vater besuchen darfst. Hierauf antwortete derselben ihr Sohn sehr richtig: Obgleich ich Dein Sohn bin, so ist doch mein

Vater die Hauptursache meines Daseins: er war der handelnde, Du nur der leidende Theil: der Vater ist in die weite Welt gegangen, Du sitzest ruhig zu Hause: er aber ist gefangen und in ein starkes Gefängniß geworfen worden, Du aber bist frei: er ist in den Händen seiner Feinde, Du unter Deinen Freunden; er ist eingeschlossen, Du bist ungebunden. Du zwar bist blind, er aber sieht kein Tageslicht, nur Ketten, Wunden und Elend, und darum will ich zu ihm reisen und ihn loskaufen. Und so geschah es; Alle aber lobten den Sohn, daß er so an der Befreiung seines Vaters gearbeitet hatte.

Funfzehntes Capitel.

Vom Leben des Heiligen Alexius, des Kaisers Eufemianus Sohn.

Es gab einen gewissen Kaiser, in dessen Reiche, d. h. dem Römischen Staate ein gewisser Jüngling Alexius lebte, der Sohn eines sehr edeln Römers, Namens Eufemianus, und eines der Ersten am kaiserlichen Hofe. Diesen umgaben drei Tausend Sclaven, die mit goldenen Gürteln umgürtet und seidenen Gewändern bekleidet waren. Es war aber der ebengenannte Eufemianus sehr barmherzig und jeden Tag waren in seinem Hause drei Tafeln für Arme, Waisen, Fremde und Wittwen gerüstet, welche er eifrig bediente; und um die neunte Stunde nahm er selbst mit frommen Männern sein Mahl in der Furcht des Herrn zu sich. Er hatte aber eine Frau, Namens

Abael, welche gleiche Gottesfurcht und Gesinnung hegte. Da sie aber keinen Sohn hatten, so schenkte ihnen Gott auf ihr Bitten einen solchen, worauf sie sich fest vornahmen, von nun an in lauter Keuschheit zu leben. Der Knabe ward also den Lehrern der freien Künste übergeben, um in ihnen unterwiesen zu werden. Als er nun in allen Künsten der Weltweisheit sich auszeichnete und schon zum männlichen Alter gekommen war, ward ein Mädchen aus der kaiserlichen Familie ausgewählt und mit ihm als Gattin verbunden. Nun kam die Nacht: in dieser beobachtete er mit seiner Vermählten erst ein geheimnißvolles Stillschweigen, dann aber begann sie der heilige Jüngling in der Furcht des Herrn zu unterweisen und gab ihr seinen goldenen Siegelring und die Spange seines Degengehenkes, womit er umgürtet war, aufzuheben, indem er also sprach: Nimm dieß und bewahre es, solange es dem Herrn gefällt, und der Herr sey mit uns. Hierauf aber begab er sich zum Meere und, als er heimlich ein Schiff bestiegen hatte, gelangte er bis Laodicäa und von da weiter nach Edessa, einer Stadt in Syrien, wo ein Bild unseres Herrn Jesus Christus ohne menschliche Arbeit gemacht, auf einer Leinwand bewahrt wurde. Als er dahin gekommen war, vertheilte er Alles, was er mit sich gebracht hatte, an die Armen, und fing an in schlechten Kleidern mit andern Bettlern sich an die Pforte der Kirche Mariä, der Mutter Gottes zu setzen. Von dem Almosen aber behielt er nur soviel für sich zurück, als für ihn hinreichen mochte, das Uebrige aber schenkte er andern Armen. Sein Vater aber, der die Entfernung seines Sohnes schwer be=

weinte, sandte durch alle Theile der Welt seine Diener aus, auf daß sie ihn fleißig aufsuchen sollten. Als nun aber von diesen etliche zur Stadt Edessa gekommen waren, wurden sie zwar von ihm erkannt, allein, da sie ihn nicht erkannten, so theilten sie an ihn ebenso wie an die andern Armen Almosen aus, welches er annahm und Gott also dankte: Herr, ich danke Dir, daß Du mich von meinen Sclaven Almosen empfangen läßt. Die Diener nun kehrten zurück und meldeten, daß er nirgens gefunden werden könne. Seine Mutter nun legte vom Tage seines Wegganges einen Sack auf den Boden ihres Schlafzimmers, wo sie wehklagend und weinend also sprach: Hier will ich immer in Trauer verharren, bis ich meinen lieben Sohn wiederhaben werde. Die Gemahlin desselben aber sprach zu ihrer Schwiegermutter: bis ich von meinem süßen Bräutigam hören werde, will ich wie eine Turteltaube bei Dir bleiben. Als nun aber Alexius in genannter Kirchenvorhalle siebzehn Jahre im Dienste Gottes verharrt hatte, da sprach das Bild der heiligen Jungfrau, welches dort war, zu dem Wächter des Tempels: laß den Mann Gottes hereinkommen, weil er würdig ist des Himmelreichs und der Geist des Herrn auf ihm ruht. Als aber der Wächter nicht wußte, von wem sie sprach, sagte sie abermals zu ihm: der ist es, welcher draußen in der Halle sitzt. Da ging der Wächter eilends hinaus und führte ihn in die Kirche. Als aber dieser Vorgang Allen bekannt worden war und er von Jeglichem verehrt zu werden begann, da entfernte er sich von dort, weil er irdischen Ruhm meiden wollte. Er bestieg aber ein Schiff und da er

nach Tarsus in Cilicien segeln wollte, kam das Schiff durch die Leitung Gottes, von Stürmen verschlagen, in den Hafen von Rom. Als Alexius dieses wahrnahm, sprach er zu sich selbst: ich will unerkannt in dem Hause meines Vaters bleiben und Niemandem lästig fallen. Er begegnete aber seinem Vater, der aus dem Palaste kam und von einer Menge Diener umgeben war, und fing an ihm laut nachzurufen: Knecht Gottes befiehl, daß ich, der ich fremd bin, in Deinem Hause aufgenommen werde und laß mich von dem Brosamen Deiner Tafel speisen, auf daß der Herr sich auch Deines Sohnes, welcher in der Fremde ist, erbarmen wolle. Als das der Vater gehört hatte, befahl er ihn um seines Sohnes Willen zu sich aufzunehmen, gab ihm in seinem Hause einen besondern Platz, setzte ihm Speise von seiner Tafel vor und wieß ihm einen eigenen Diener an. Jener aber beharrte im Beten und kasteiete seinen Leib mit Fasten, und die Diener des Hauses verspotteten ihn und gossen ihm häufig schmutziges Aufwaschewasser auf den Kopf, er aber war bei alle dem gar sehr geduldig. So blieb denn Alexius siebzehn Jahre unerkannt im Hause seines Vaters und als er sah, daß das Ende seines Lebens in der Nähe war, verlangte er Papier und Tinte und setzte seinen ganzen Lebenslauf auf. Am Sonntag aber nach der Feier der Messe ertönte in dem Allerheiligsten eine Donnerstimme vom Himmel herab: Kommet zu mir Alle, die Ihr arbeitet und beladen seyd. Als das aber Alle hörten, fielen sie auf ihr Antlitz nieder, und siehe da die Stimme sprach zum zweiten Male: Suchet den Mann Gottes, auf daß er

für Rom bete. Jene aber suchten und fanden nicht und wiederum hieß es: Suchet im Hause des Eufemianus. Als der aber befragt wurde, sagte er, er wisse von nichts. Da kamen die Kaiser Arcadius und Honorius mit dem Papste Innocenz zu dem Hause des genannten Mannes und siehe die Stimme des Dieners von Alexius gelangte zu ihrem Herren und lautete also: Siehe zu, o Herr, ob das nicht unser Fremde seyn mag, der ein Mann von hohem Alter und Geduld ist. Da lief Eufemianus hin zu ihm, fand ihn aber schon verblichen und sein Gesicht sah er geröthet, wie eines Engels Antlitz, und er wollte das Papier, welches jener in der Hand hatte, nehmen, aber er konnte es nicht. Als er aber hinausging und dieses dem Kaiser und dem Papste hinterbracht hatte und jene zu ihm hineingetreten waren, sprachen sie: wir sind allzumal Sünder. Indessen führen wir das Steuerruder des Reiches und haben die gemeine Sorge für das Hirtenamt. Gieb uns also das Papier, damit wir wissen, was auf demselben geschrieben steht. Der Papst aber trat zu ihm, nahm das Papier in seine Hand und gab es alsbald wieder weg und ließ es vor allem Volke und seiner Umgebung und dem Vater desselben lesen. Als aber Eufemianus dieses hörte, fiel er von großer Furcht bewegt, indem ihn seine Kräfte verließen, auf die Erde nieder. Als er aber wieder ein wenig zu sich gekommen war, zerriß er seine Kleider und fing an die grauen Haare seines Hauptes und seinen Bart auszuraufen und sich selbst zu zerfleischen, stürzte auf seinen Sohn hin und rief aus: Ach, mein lieber Sohn, warum hast Du mich in solche

Trauer versetzt und soviele Jahre lang in Seufzer und Klagen gestürzt. Ach ich Elender, was sehe ich? Dich, den Beschützer meines Alters, auf der Bahre liegen und nicht mit mir sprechen. Ach wie werde ich denn einen andern Tröster finden? Die Mutter, als sie das hörte, wie eine Löwin, welche das Netz zerreißt, so mit zerrissenen Kleidern und aufgelößtem Haare hob ihre Augen gen Himmel, und da sie vor der allzugroßen Volksmenge nicht zu dem heiligen Leichnam gelangen konnte, rief sie laut aus: Macht mir Platz, auf daß ich den Tröster meiner Seele erblicke, der aus meinen Brüsten getrunken hat. Und als sie zu dem Leichnam gelangt war, legte sie sich über ihn und schrie: Ach mein liebster Sohn, Licht meiner Augen, warum hast Du also an uns gethan? Warum hast Du so grausam an uns gehandelt? Du sahest Deinen Vater und mich Elende in Thränen und zeigtest Dich uns nicht; Deine Sclaven beleidigten Dich und Du ertrugst es. Und immer wieder warf sie sich von Neuem über den Leichnam und bald streckte sie ihre Arme über ihn aus, bald betastete sie mit ihren Händen sein Engelsangesicht, küßte ihn und rief: Weinet mit mir, Alle die Ihr hier seyd, die ich den, der mein Einziger war, siebzehn Jahre lang in meinem Hause gehabt und nicht erkannt habe. Und die Sclaven haben ihn beschimpft und mit Fäusten ins Gesicht geschlagen: Ach, wer wird meinen Augen einen Thränenquell verleihen, damit ich Tag und Nacht den Schmerz meiner Seele ausweine. Seine Gemahlin aber angethan mit einem Adriatischen Gewande kam weinend gelaufen und sprach: Weh mir, die ich heute

verwaist bin und als Wittwe erscheine. Niemanden mehr habe ich, auf den ich meine Augen erheben, Niemanden mehr, nach welchem ich blicken kann. Jetzt ist mir mein Spiegelbild geraubt, meine Hoffnung untergegangen: jetzt hat ein Schmerz begonnen, der kein Ende mehr hat. Das Volk aber, als es solches hörte, weinte auf klägliche Weise. Darauf legten der Papst und die Kaiser den Leichnam auf eine anständige Bahre und führten ihn mitten durch die Stadt. Und dem Volke wurde verkündigt, der Mann Gottes, welchen die ganze Stadt suchte, sey gefunden worden, und alle eilten dem Zuge entgegen. Wenn aber ein Kranker jenen heiligen Leichnam berührte, wurde er alsbald geheilt: die Blinden erhielten das Gesicht wieder: die Besessenen wurden ledig vom Bösen und alle Gebrechlichen von jeder Unpäßlichkeit, wenn sie nur den Körper berührt hatten, hergestellt. Die Kaiser aber, als sie diese großen Wunder gewahrten, fingen an selbst mit dem Papste die Bahre zu tragen, auf daß sie selbst von diesem heiligen Leibe geheiligt würden. Darnach befahlen die Kaiser eine Menge Silber und Gold auf den Straßen auszuwerfen, damit der große Haufen durch seine Liebe zum Gelde beschäftigt würde und den heiligen Leichnam zur Kirche bringen ließe. Das Volk aber vergaß seine Liebe zum Gelde und drängte sich mehr und mehr den heiligen Leib zu berühren, sodaß sie ihn endlich nur mit großer Mühe zum Tempel des heiligen Märtyrers Bonifacius führten, und indem sie dort sieben Tage lang im Lobe Gottes verharrten, erbauten sie ihm ein Denkmal aus Gold und kostbaren Edelsteinen, in welches sie

den heiligen Leichnam mit großer Verehrung niederlegten. Aus dem Grabmale selbst aber duftete ein so süßer Geruch hervor, daß es wie voll von allen möglichen Gewürzen erschien. Er starb aber im Jahre des Herrn 328.

Sechzehntes Capitel.

Von einem musterhaften Lebenswandel.

Man liest von einem Römischen Kaiser, der als er sich einen sehr schönen Palast erbauen ließ, auf dem Grunde desselben beim Ausgraben der Erde einen goldnen, mit drei Kreisen umgebenen Sarcophag fand, auf welchem folgende Aufschrift stand: „Ich habe ausgegeben, geschenkt, bewahrt, gehabt. Ich habe, ich verlor, ich werde bestraft. Was ich zuerst ausgegeben habe, hatte ich und was ich geschenkt habe, habe ich.“ Als das der Kaiser vernommen hatte, rief er die Fürsten seines Reichs zu sich und sprach: Gehet hin und berathet Euch mit einander, was diese Aufschrift bedeuten mag. Jene aber versetzten: diese Schrift besagt nichts weiter als das: Es war vor Dir ein Kaiser, der andern ein Beispiel geben wollte, auf daß diese seinem Lebenswandel folgten. Ich habe mein Leben ausgegeben, indem ich richtige Urtheile fällte, Andere besserte und meine eigene Handlungsweise in Ordnung hielt. Ich schenkte den Kriegern ihre Nothdurft, den Armen das zum Leben Nöthige und einem Jeden wie mir selbst seinen verdienten Lohn. Ich bewahrte in allen Stücken die Gerechtigkeit, den Bedürftigen mein Erbarmen,

den Arbeitern ihren verdienten Lohn. Ich hatte ein freigebiges und beständiges Herz und einem Jeglichen, der mir diente, schenkte ich Reichthum in Noth und Gunst zu jeder Zeit. Ich habe eine Hand zum Schenken, Schützen und Strafen. Ich verlor die Thorheit, die Freundschaft der Gottlosen und die fleischliche Lust. Bestraft werde ich jetzt in der Hölle, weil ich an keinen ewigen Gott glaubte: bestraft werde ich, wehe, wo keine Erlösung ist. Als das der Kaiser gehört hatte, regelte er klüglicher Weise sowohl sich selbst als Andere mehr als er es vorher gethan hatte und beschloß in Frieden sein Leben.

Siebzehntes Capitel.

Von der Vervollkommnung des Lebenswandels.

Ein gewisser Kaiser gab ein Gesetz, daß, wer ihm dienen wolle, einen Dienst erhalten solle, sobald er drei Schläge an die Pforte seines Palastes gethan hätte, aus denen man erkennen könnte, daß er eine Anstellung begehre. Nun begab es sich aber, daß im Römischen Reiche ein Armer war, mit Namen Guido. Als der von dem Gesetze gehört hatte, dachte er bei sich: Ich bin arm und aus schlechtem Geblüte entsprungen. Es ist besser für mich in Dienst zu gehen und Reichthümer zu erwerben, als immer so in Dürftigkeit zu leben. So trat er hin zu dem Palast und that dem Gesetze gemäß drei Schläge an das Thor und der Thorwärter öffnete alsbald die

Pforte und führte ihn hinein. Der aber beugte seine Kniee und begrüßte den Kaiser und der Kaiser sprach zu ihm: sage mir, mein Lieber, was verlangst Du denn? Herr, einen Dienst. Der Kaiser versetzte, in welcher Anstellung verständest Du wohl mir zu dienen? Jener aber sagte: Herr, ich bin in sechs Dienstleistungen erfahren. Zuerst verstehe ich den Leib eines großmächtigen Fürsten bei Tag und Nacht zu bewachen, sein Bett zu machen, ihm seine Speisen zu bereiten, seine Füße zu waschen. Mein zweiter Dienst besteht aber darin: ich verstehe zu wachen, wenn Andere schlafen, und zu schlafen, wenn Andere wachen. Meine dritte Fertigkeit besteht aber darin, daß ich verstehe, einen guten Trank zu kosten und nach dem Geschmacke über jedweden Trank mein Urtheil abzugeben. Mein viertes aber ist, daß ich die Leute zur Ehre des Wirthes zum Schmauße einzuladen weiß. Meine fünfte Dienstleistung aber liegt darin, daß ich es verstehe, Feuer ohne Rauch anzumachen und dabei die Umstehenden und Sitzenden zu erwärmen. Mein sechster Dienst ist: ich verstehe den Leuten einen guten Weg nach dem gelobten Lande zu zeigen, auf welchem sie gesund wieder nach Hause kommen können. Da sagte der Kaiser: das sind ja schöne Fähigkeiten, die Vielen Nutzen bringen, also sollst Du bei mir bleiben und zuerst will ich mit Dir in Bezug auf meinen eigenen Leib einen Versuch anstellen: Du sollst mich in diesem Jahre bewachen. Jener aber versetzte: Herr ich bin bereit, Euerem Willen Genüge zu thun. Guido machte aber jede Nacht auf ziemlich anständige Weise sein Bett, wusch und wechselte öfter die Bettwäsche,

3*

lag jede Nacht gewaffnet vor dem Eingange des Schlafzimmers, indem er ein kleines Hündlein bei sich hatte, einen tüchtigen Beller, auf daß, wenn er ja durch irgend einen Zufall eingeschlafen wäre und Jemand plötzlich käme, er durch das Bellen des Hundes geweckt würde. Einmal in jeder Woche wusch er ihm die Füße und diente ihm in Allem so klug und mannhaft, daß durchaus in keinem Stücke ein Mangel an ihm entdeckt werden konnte. Darum lobte ihn aber auch der Kaiser in Allem gar sehr und als das Jahr geendigt war, machte er ihn zu seinem Seneschall, auf daß er seinen Dienst erfülle, nehmlich: ich verstehe zu wachen. Als aber dieser Guido also angestellt war, da arbeitete er den ganzen Sommer hindurch und wachte und besorgte alles Nothwendige für den Winter. Wie aber der Winter kam und Andere anfingen zu wachen und zu arbeiten, da ruhte er selbst aus und schlief und erfüllte so seine Dienstpflicht: ich weiß zu wachen, wenn Andere schlafen. Als das der Kaiser gesehn hatte, wie gar klug er diese beiden Anstellungen versehen hatte, freute er sich sehr, rief seinen Mundschenken und sprach zu ihm: Mein Lieber, gießet in meinen Becher Essig, den allerbesten Wein und Most und gebt ihn dem Guido zu trinken, denn das ist sein dritter Dienst. Denn er versteht sich darauf, einen guten Trunk zu kosten; und also geschah es. Als aber Guido gekostet hatte, sprach er: er war gut, er ist gut und wird gut seyn, denn das Sprichwort heißt: der Most wird gut seyn, der Wein ist gut, der Essig war gut. Als aber der Kaiser gesehn hatte, wie klug er über den Trunk geurtheilt hatte, sprach er zu ihm: Mein Lie-

der, gehe durch meine Länder und Kriegslager und lade alle meine Freunde zu mir zu einem Gastmahl ein, weil das Fest der Geburt unseres Herrn in der Nähe ist und das soll Deine vierte Dienstleistung seyn. Jener aber sprach: Herr ich bin bereit. Er ging also durch die Lager und Reiche und lud auch nicht einen einzigen Freund des Kaisers ein, sondern alle Feinde desselben, sodaß am Abend des Geburtsfestes unseres Herrn der kaiserliche Hof ganz voll von seinen Feinden war. Als aber der Kaiser alle seine Feinde zusammen sah, da regten sich alle seine Eingeweide, er rief den Guido und sprach: Mein Theuerster, hast Du mir nicht gesagt, Du verstündest auf eine anständige Weise die Leute zu Tische zu bitten? Jener versetzte: Freilich, Herr! Da erwiederte ihm der Kaiser: und ich habe Dir ja gesagt, Du möchtest alle meine Freunde zu mir laden und Du hast meine Feinde gebeten. Jener aber sagte: Herr, es möge mir vergönnt seyn mich zu verantworten. Zu welcher Zeit oder zu welcher Stunde im Jahre Deine Freunde zu Dir kommen mögen, stets werden sie mit Freuden empfangen. Mit jenen aber ist es nicht so, weil sie Deine Feinde sind. Darum habe ich sie hierher geführt, auf daß sie durch Deine freundliche Miene und Dein gutes Weib aus Feinden Deine Freunde werden mögen. Und also geschah es, daß, ehe noch das Gastmahl zu Ende war, Alle seine Freunde geworden waren. Der Kaiser aber freuete sich sehr und sprach: Mein Lieber, der Herr sey dafür gesegnet, alle meine Feinde sind mir zu Freunden geworden: erfülle jetzt Deine fünfte Dienstanerbietung und mache mir und meinen Freunden

Feuer ohne Rauch. Jener aber sprach: Herr ich bin bereit. Was that aber Guido? Er legte im Sommer Holz in die Sonnenhitze, das so ausgetrocknet war, daß es alsbald zu glühen anfing und sogleich eine Flammengluth ohne Rauch gab, sodaß der Kaiser mit allen seinen Freunden erwärmt wurde. Dann sprach der Kaiser zu Guido. Nun ist noch Dein letzter Dienst übrig und wenn Du den auf kluge Weise erfüllt hast, werde ich Dich zu Reichthum und Ehren bringen. Jener aber sprach: Herr, so viele nur nach dem gelobten Lande ziehen wollen, die mögen mir zum Ufer des Meeres folgen. Männer, Weiber und Kinder, als sie das hörten, folgten ihm nun in beinahe ungeheurer Anzahl. Als er aber dort angelangt war, sprach er zum Volke: Ihr Lieben, seht Ihr im Meere das, was ich sehe. Jene aber sagten: das wissen wir nicht. Er jedoch versetzte: Seht, im Meere steht ein großer Felsen, erhebet Euere Augen und schauet hin. Jene aber sagten: Herr, wir sehen ihn deutlich genug, aber warum Du das sagst, wissen wir nicht. Jener aber sprach: Auf jenem Felsen ist ein gewisser Vogel, der beständig auf seinem Neste sitzt und immer sieben Eier darin hat, an denen er sich gar sehr ergötzt. Die Natur des Vogels aber ist eine solche, daß solange er auf dem Neste sitzt, das ganze Meer ruhig ist, wenn es sich aber zuträgt, daß der Vogel vom Neste wegfliegt, dann wird das Meer so unruhig, daß, wenn da Jemand über das Meer fahren wollte, er ohne Zweifel bald versinken müßte: allein solange er auf dem Neste sitzt, wenn da Jemand hinüber fährt, wird er ohne Gefahr gehen und zurückkommen.

Und jene sagten: Wie werden wir aber wissen können, wenn der Vogel auf seinem Neste sitzt und wenn nicht? Jener aber sprach: er verläßt sein Nest nur aus einer einzigen Ursache. Denn es giebt einen andern Vogel, der sein Feind ist und Tag und Nacht daran arbeitet, sein Nest zu beschmutzen und seine Eier zu verletzen. Wenn aber der Vogel, der im Neste sitzt, sich beschmutzt oder sein Nest zerstört sieht, fliegt er alsogleich vor Schmerz aus seinem Neste auf, macht das Meer unruhig und erregt die furchtbarsten Stürme und dann dürft Ihr auf keine Weise das Meer zu betreten eilen. Jene aber sagten: Herr, was für ein Mittel kann dagegen angewendet werden, auf daß der Vogel, der jenem Feind ist, sich dem Neste nicht nähere und wir so folglich sicher hinüber kommen können? Jener aber sprach: Es giebt unter dem Himmel keine Sache, welche jener feindselige Vogel so haßt, als das Blut eines Lammes. Bestreichet das Nest von Außem und Innem mit dem genannten Blute und solange auch nur ein Tropfen jenes Blutes übrig ist, wird der jenem feindliche Vogel niemals wagen, seinem Neste zu nahe zu kommen: dann wird das Meer ruhig und friedlich seyn und Ihr werdet zum gelobten Lande sicher kommen und zurückkehren können. Als sie das hörten, nahmen sie Lammblut, bestrichen das Nest inwendig und auswendig damit, gingen zum gelobten Lande und Alle kamen gesund und wohlbehalten wieder nach Hause. Der Kaiser aber, welcher sah, daß jener alle Geschäfte so klug erfüllt hatte, erhob ihn zu Kriegsämtern und großem Reichthum.

Achtzehntes Capitel.

Von der Sünden Vergebung.

Es war einst ein Krieger Julianus genannt, der ohne es zu wissen, seine beiden Eltern tödtete. Denn als dieser edle junge Mann an einem gewissen Tage der Jagd pflegte und einen aufgespürten Hirsch verfolgte, wendete derselbe sich plötzlich nach ihm um und sprach: Du der Du mich verfolgst, wirst der Mörder Deines Vaters und Deiner Mutter seyn. Als jener das gehört hatte, fürchtete er sich sehr, daß ihm das begegnen möchte, was er von dem Hirsche vernommen hatte. Er verließ deßhalb Alle, ging hinweg und kam in eine weit entfernte Gegend und schloß sich da an einen gewissen Fürsten an. Hier benahm er sich denn auch so wacker im Felde und im Palaste, daß ihn der Fürst zu einem Kriegsobersten machte, ihm die Wittwe eines Castellans zur Ehe gab und er somit ihr Schloß als Mitgift empfing. Die Eltern Julians aber, die wegen des Verlustes ihres Sohnes in großer Trauer allwegen sich herumtrieben und aufs Eifrigste ihren Sohn suchten, gelangten endlich an das Schloß, wo Julianus war. Als nun die Gemahlin Julians sie erblickt, und weil jener nicht zu Hause war, sie befragt hatte, wer sie wären und jene Alles, was ihrem Sohne begegnet war, erzählt hatten, so merkte sie, daß diese die Eltern ihres Mannes seyn müßten, insofern sie diese Dinge oft schon von ihrem Manne gehört hatte. Also nahm

sie dieselben freundlich auf und aus Liebe zu ihrem Manne überließ sie ihnen ihr eigenes Bette und ließ für sich selbst an einem andern Orte eins zurecht machen. Am frühen Morgen aber ging die Castellanin zur Kirche und siehe da auch Julianus kam früh in ihr Schlafzimmer, um seine Frau zu wecken, und als er bei seinem Eintreten zwei Personen bei einander liegen fand, vermuthete er, es müsse seine Frau mit ihrem Buhlen seyn, zog stillschweigend sein Schwert und durchbohrte Beide zugleich. Da er aber vor das Haus trat, sah er seine Frau aus der Kirche kommen, wunderte sich sehr und fragte sie, wer die wären, welche in ihrem Bette schliefen. Jene aber sprach: Es sind Euere Eltern, welche Euch so lange gesucht haben: diese habe ich in unser Schlafzimmer gebettet. Als der das hörte, fiel er beinahe todt vor Schrecken zur Erde nieder und fing an bitterlich zu weinen und zu sagen: Weh mir Elendem, was soll ich machen, der ich meine theuern Eltern getödtet habe? Und siehe so erfüllt sich das Wort des Hirsches: ich wollte ihm entgehen, und gerade so habe ich Unglücklicher es wahr gemacht. Lebe jetzt wohl, süße Schwester, denn fürder will ich nicht ruhen, bis ich weiß, ob Gott meine Reue angenommen hat. Sie aber sprach zu ihm: Liebster Bruder, es sey ferne, daß Du mich verläßest und ohne mich wegziehest, sondern da ich Theil an Deinen Freuden gehabt habe, will ich auch Antheil an Deinen Schmerzen haben. Hierauf begaben sie sich zusammen hinweg an einen großen Strom, wo viele Personen in Lebensgefahr zu kommen pflegten und erbauten da ein großes Hospitz, auf daß sie dort Buße thäten

und alle, die es wollten, unverzüglich über den Fluß setzten und alle Arme in ihrem Hospitz aufnähmen. Nach langer Zeit aber, als einst um Mitternacht Julianus ermüdet eingeschlafen und gerade eine grimmige Kälte war, vernahm er eine kläglich schreiende Stimme, welche ihn mit traurigem Tone anflehte, sie herüber zu holen. Als er das gehört hatte, stand er alsbald auf, fand einen Menschen, der fast schon vor Kälte erstarrt war, trug ihn in sein Haus, machte ein Feuer an und suchte ihn zu erwärmen: allein er konnte durchaus nicht warm werden und weil Julianus fürchtete, er möchte ihm unter den Händen sterben, so trug er ihn in sein Bett und deckte ihn fleißig zu. Nach kurzer Zeit aber stieg der, welcher ihm erst krank und aussätzig erschienen war, von glänzendem Licht umgeben, zum Himmel auf und sprach also zu seinem Wirthe: Juliane, der Herr hat mich zu Dir gesendet und mir aufgetragen Dir kund zu thun, daß er Deine Buße angenommen hat und Ihr beide in Kurzem im Herrn entschlafen werdet. Bei diesen Worten verschwand er und Julianus mit seiner Gattin reich an guten Werken und Mildthätigkeit entschlief nach wenig Zeit in dem Herrn.

Neunzehntes Capitel.

Von des Hochmuths Sünde.

Man liest in der Römer That, daß einst ein gewisser Römischer Fürst war, mit Namen Pompejus. Dieser

hatte die Tochter eines gewissen Adligen geheirathet, dessen Name war Cäsar. Die Beiden kamen nun mit einander überein, sie wollten die Herrschaft des ganzen Erdkreises unter ihre Botmäßigkeit bringen. Da begab es sich, daß Pompejus den Cäsar abschickte, um entfernte Landstriche zu unterwerfen, da er noch jung war und es sich für ihn ziemte zu arbeiten. Er selbst sollte aber als Oberster den römischen Staat vor jenen fremden Völkern beschützen, und er bestimmte ihm als äußerste Zeit seiner Rückkehr fünf Jahre, daß, wenn er dieß nicht thäte, er ihn für immer seines Rechtes berauben könnte. Cäsar aber versammelte eine Armee und zog nach jenen Ländern, wo er aber kriegerische Völker traf, die er nicht in der bestimmten Zeit besiegen konnte. Da er aber lieber den Pompejus beleidigen als den Krieg aufgeben wollte, so machte er sich auf seine eigene Gefahr hin einen zweiten Urlaub von fünf Jahren aus, Pompejus aber, als er das erfuhr, verbannte ihn aus dem Römerreich, auf daß er fürder nicht wagen sollte, ihm zu nahe zu kommen. Cäsar aber, als der Krieg beendigt war, machte einen eiligen Marsch gen Rom und kam mit seinem Heere an ein Gewässer. Der Name dieses Wassers aber war Rubicon und da erschien ihm ein großes Schattenbild, welches mitten auf dem Wasser stand und also zu ihm sprach: Cäsar, wenn Du wegen des Friedens nach Rom kommst, so mag es Dir gestattet seyn, hierher zu gelangen, wo aber nicht, so wirst Du nicht hineinkommen. Da erwiederte Cäsar: Beständig habe ich im Felde gedient und bin bereit, alle Anstrengungen zu ertragen zur Ehre und Frommen der Römischen

Stadt und immer will ich das und nehme dazu die Götter als Zeugen, die ich anbete. Als er so gesprochen hatte, verschwand das Bild. Cäsar aber wendete sich hierauf sogleich etwas zur Rechten und ging über den Fluß. Als er aber hindurch war und auf der andern Seite stand, sprach er: Hier habe ich den Frieden verletzt und meine Rechte gelassen; und von diesem Tage hörte er nicht auf, den Pompejus zu verfolgen und bemühte sich, soviel er nur konnte, ihn zu vernichten.

Zwanzigstes Capitel.

Von Trübsal und Elend.

Es gab einen König Conrad, in dessen Reich ein gewisser Graf war, mit Namen Leopold: der fürchtete des Königs Zorn, flüchtete mit seiner Gattin in einen Wald und versteckte sich in einer Hütte. Wie nun in diesem genannten Walde einstmals der Kaiser Conrad eine Jagd angestellt hatte, so mußte er, da ihn die Nacht überfiel, in eben dieser Hütte ein Obdach suchen. Die Wirthin aber, welche gerade schwanger und ihrer Entbindung nahe war, bereitete ihm so gut sie konnte, ein Lager und reichte ihm auch seine übrigen nothwendigen Bedürfnisse. In derselben Nacht aber gebar das Weib einen Sohn und der Kaiser hörte eine Stimme, welche sprach: „Nimm, nimm, nimm“. Er erwachte aber alsbald aus dem Schlafe und gerieth ganz in Furcht und Schrecken und sprach bei sich: was bedeutet diese Stimme: nimm,

nimm, nimm. Er dachte aber „nimm, was Du mußt" und schlief sogleich wieder ein. Und siehe zum andern Male hörte er die Stimme, welche sprach: „gieb wieder, gieb wieder, gieb wieder". Der Kaiser aber erwachte wieder aus dem Schlafe, wurde sehr traurig und sprach bei sich: was ist das? Zuerst habe ich gehört: nimm, nimm, nimm und gleichwohl habe ich nichts empfangen. Bald spricht die Stimme wieder: gieb wieder, gieb wieder, gieb wieder. Wie soll ich aber etwas wiedergeben, was ich nicht bekommen habe? Der Kaiser fing aber wieder an einzuschlafen, und siehe zum dritten Male hörte er die Stimme, welche zu ihm sprach: „fliehe, fliehe, fliehe: denn der Knabe, der hier geboren ist, wird Dein Eidam seyn". Als aber der Kaiser das gehört hatte, da bewegten sich alle seine Eingeweide, und als er früh aufgestanden war, rief er seine beiden geheimen Waffenträger zu sich herein und sprach also zu ihnen: Gehet hin und entführt mit Gewalt das Knäblein aus den Armen seiner Mutter, schneidet ihm das Herz mitten von einander und bringt es mir hierher. Diese aber gingen zerknirscht hinweg und raubten den Knaben vom Schooße seiner Mutter; als sie aber seine liebliche Gestalt sahen, wurden sie von Mitleid bewegt und setzten ihn auf einen Baum, damit er nicht von den wilden Thieren gefressen würde, und fingen einen Hasen, schnitten ihm das Herz entzwei und brachten es dem Kaiser. Als aber an demselben Tage ein gewisser Herzog vorüberzog und einen Knaben schreien hörte, nahm er ihn, ohne daß es jemand wußte, an seinen Busen und brachte ihn, da er keinen Sohn hatte, seiner Gattin und ließ ihn

aufziehen, indem er vorgab, er sey von ihm und seiner Gattin gezeugt worden. Er nannte ihn aber Heinrich. Als nun der Knabe erwachsen war, hatte er einen gar schönen Körper, eine gewandte Zunge und war Allen angenehm. Da ihn nun der Kaiser so schön und klug sah, so erbat er sich ihn von seinem Vater und hieß ihn an seinem Hofe bleiben. Allein da er bemerkte, wie der Jüngling sich Allen angenehm machte und von Allen gepriesen wurde, da fing er an zu fürchten, er möchte nach ihm sein Reich bekommen und gar etwa der seyn, welchen er zu tödten befohlen hatte. Da er also sicher gehen wollte, so richtete er an seine Gemahlin einen eigenhändig geschriebenen Brief auf diese Weise: „So weit es in Deiner Gewalt steht, mein theures Leben, wirst Du, sobald Du meinen Brief erhalten hast, diesen Jüngling tödten lassen." Während der aber auf seiner Reise in eine Kirche eingetreten und auf einer Bank darin eingeschlafen war und der Beutel, in welchem der Brief sich befand, von ihm herabging, öffnete ein von Neugier herbeigeführter Priester den Beutel und schauderte, als er von dieser Gottlosigkeit gelesen hatte, kratzte ganz fein die Worte: „Du wirst diesen Jüngling tödten lassen", weg und schrieb dafür: „Du wirst ihm unsere Tochter zur Gemahlin geben." Als nun die Kaiserin den Brief gelesen und ihn mit des Kaisers Petschaft verschlossen sah, auch erkannt hatte, daß er von der Hand des Kaisers geschrieben sey, rief sie die Ersten des Reiches zusammen, richtete eine Hochzeit aus und gab demselben ihre Tochter zur Frau: und diese Hochzeit wurde zu Aachen gefeiert. Wie aber dem Kaiser

Conrad berichtet wurde, daß die Hochzeit seiner Tochter auf feierliche Weise begangen worden sey, da verstummte er und als er von seinen beiden Waffenträgern, dem Herzoge und Priester die Wahrheit erfahren hatte, sahe er wohl, daß man dem Willen Gottes nicht widerstehen könne: darum schickte er nach dem Jüngling und hieß ihn als seinen Eidam willkommen und bestimmte ihn als seinen Nachfolger im Reiche.

Einundzwanzigstes Capitel.

Von List und Verschwörung und von der Huth wider sie.

Justinus erzählt, daß die Lacedämonischen Bürger einmal zusammen sich gegen ihren König verschworen haben und da sie die Oberhand hatten, ihn auf unwürdige Weise aus seinem Staate und Reiche vertrieben. Da begab es sich nun zur selbigen Zeit, daß der Persische König sich vorgenommen hatte, denselbigen Staat zu zerstören und mit einem großen Heere gegen denselben zu Felde zog. Der vertriebene König aber konnte seine Liebe gegen seine obwohl undankbaren Unterthanen nicht überwinden, sondern er fühlte Mitleiden mit denselben, und da er den Anschlag des Persischen Königs gegen sein Land Lacedämon erkundet und erfahren hatte, so dachte er nach, auf welche Weise er unvermerkt und vorsichtig den ganzen Plan dem genannten Staate kund machen könnte. Er nahm also ein Brieftäfelchen und schrieb darein den ganzen Anschlag

und zugleich dabei auch eine genaue Anweisung, auf welche Weise sie sich widersetzen und den Staat gegen jenen vertheidigen könnten: hierauf überstrich er das Geschriebene mit Wachs, nahm einen glaubwürdigen Boten und richtete sein Schreiben an die Vornehmsten des Staates. Als diese aber das Schreiben empfangen und fleißig beschaut hatten, zeigte sich gleichwohl kein einziger Buchstabe, sondern nur ebenes Wachs. Darum wurde denn gemeinschaftlich zwischen allen den Vornehmsten des Volkes eine Untersuchung angestellt über die Brieftafel, auf daß ein Jeder seine Gedanken sagte, was mit derselben zu thun sey; allein niemand fand sich, der den Sinn derselben hätte entdecken können. Nun begab es sich aber, daß die Schwester des erwähnten Königs, nachdem sie von der Unverständlichkeit jenes Schreibens gehört hatte, sich von der Obrigkeit die Erlaubniß ausbat, dasselbe ansehn zu dürfen, und als sie es sorgfältig betrachtet hatte, so begann sie mit weiblicher List ein wenig Wachs von dem Täfelchen abzuheben und alsbald erschien ein verborgener Buchstabe. Da sie nun noch mehr des Wachses aufgedeckt hatte, kam immer mehr von der Schrift zu Tage, und als nun somit alles Wachs von den Buchstaben weggenommen war, so konnte man lesen, was darin geschrieben stand. Die Fürsten des Volkes aber, als sie das sahen, freuten sich sehr, vollzogen den ihnen im Briefe ertheilten Rath, vertheidigten wacker ihre Stadt und befreiten sie von jeglichem Angriff.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Von der weltlichen Furcht.

Augustinus erzählt, daß die Aegypter, als sie einstens die Isis und den Serapis zu Göttern erheben wollten, auf folgende Weise verfuhren. Zuerst gaben sie ein Gesetz, daß derjenige, welcher sie Menschen nennen würde oder der von ihrer Abkunft spräche, des Todes sterben sollte; sie stellten aber zwei Bildsäulen derselben auf. Zweitens aber, damit das genannte Gesetz Niemandem verborgen bleiben könnte, so stellten sie in jedem Tempel, wo ihre Bilder verehrt wurden, neben denselben ein kleines Götzenbild in menschlicher Gestalt auf, welches den Finger auf den Mund gelegt hielt, um auf diese Weise denen, welche jene Tempel beträten, ein Zeichen des Stillschweigens zu machen, damit auf diese Weise die Wahrheit von Allen verschwiegen würde.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Von der Seelen Arzeney.

Der selige Augustinus erzählt, daß es vor Alters Sitte war, daß die Körper der Kaiser nach ihrem Tode verbrannt und ihre Asche auf einen erhabenem Orte niedergelegt wurde. Nun begab es sich aber einstmals, daß einer starb, dessen Herz durchaus nicht verbrennen wollte. Da nun aber viele sich hierüber verwunderten, so ließ

man alle Philosophen und Weisen aus jenem Staate zusammenrufen, und als man bei ihnen nach der Ursache davon geforscht hatte, sagten sie endlich, der Kaiser sey vergiftet worden und das Herz könne wegen dem darin verborgen liegenden Gifte nicht in Brand gesetzt werden: hierauf zogen sie dasselbe aus dem Feuer und legten Theriak darauf, wodurch sie das Gift vertrieben, und als nun das Herz zum zweiten Male ins Feuer gelegt wurde, da wurde es als bald in Asche verwandelt.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Von der Verlockung des Teufels durch zeitliche Güter.

Es wird von einem gewissen Zauberer erzählt, der einen sehr schönen Garten besaß, in welchem soviele wohlriechende Blumen waren, soviele süße Früchte und solche himmlische Ergötzlichkeiten, daß es sehr angenehm war, sich darin aufzuhalten. Diesen Ort aber wollte er Niemandem zeigen als Thoren und seinen Feinden: wenn diese nun einmal hineingeführt worden waren, da erblickten sie soviele und so große Freuden, daß sie sich verwunderten und inständig baten, daß sie darin bleiben könnten. Jener aber gestand diese Erlaubniß Keinem zu, als wer ihn zum Erben einsetzen würde. Die Thoren aber glaubten, der Garten sey das Paradies, in welchem sie immer bleiben könnten, und gestanden ihm ihr Erbe zu; der Zauberer aber stand des Nachts auf, traf sie schlafend

und tödtete sie. So vollbrachte er vermittelst dieses Gartens unendliches Böse.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Von dem Vergessen der Wohlthaten und der Undankbarkeit.

Eine gewisse adlige Dame erduldete viele Unbilden von einem Tyrannen, der ihr Land verwüstete. Wenn sie das hörte, vergoß sie täglich Thränen und ihre Seele lag in Trübsal. Nun begab es sich aber zufällig, daß ein gewisser Fremder in ihre Nähe kam, und weil er ihre Angst und Noth sah, von Mitleid bewogen, Krieg für sie unternahm unter der Bedingung, daß, wenn er in demselben fiele, sie seinen Stab und Reisebündel bei sich in ihrem Gemach verwahren sollte, auf daß sie ein Andenken von ihm hätte und ihm dankbar wäre. Sie aber gestand ihm das getreulich zu und der Fremde, der nun den Krieg begann, besiegte zwar den Tyrannen, wurde aber selbst im Kampfe bis auf den Tod verwundet. Als nun das Mägdlein von seinem Tode gehört hatte, that sie, was sie ihm versprochen hatte; den Stab und sein Reisebündel hing sie in ihrem Gemache vor ihrem Bette auf. Nun begab es sich aber, daß die Länder und Kriegsheere das Gerücht durchflog, wie diese edle Frau alle ihre verlorenen Reiche wiedergewonnen hätte. Als dieses auch drei Könige gehört hatten, kamen sie mit großem Gepränge zu ihr, um sie zu besuchen und sie zur Ehe zu begehren. Jene aber

putzte sich sogleich und ging ihnen entgegen und nahm sie mit großen Ehren auf. Sie aber dachte bei sich: vielleicht werden diese Könige mein Gemach zu betreten verlangen und es wird mir eine Schande seyn, wenn sie vor meinem Bette den Reisesack und den Stab eines Fremden finden, und so befahl sie, dieselben wegzuschaffen und nicht mehr da sehen zu lassen. So vergaß sie ihren Vertrag und wurde undankbar erfunden.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Von der Niedrigkeit.

Eine gewisse vornehme Königin hatte von einem bäurischen Sclaven einen Sohn empfangen, der sich nachher schlecht und lasterhaft vor den Augen seines angeblichen Vaters, des Fürsten aufführte. Der König aber forschte fleißig bei der Königin nach, ob es sein Sohn sey, und da er endlich aus ihrer Beichte gefunden hatte, daß er nicht sein Kind sey, so wollte er ihn doch nicht der Regierung berauben, sondern er übergab ihm sein Reich, und gab ihm nur den Befehl, daß er seine Kleider von verschiedenartigem und verschiedenfarbigem Stoffe fertigen lassen sollte, nehmlich eine Hälfte aus schlechtem, die andere aus kostbarem Tuche, auf daß, wenn er das schlechte ansähe, er von Hochmuth und jedem Laster zurückgezogen würde, wenn aber das gute Tuch, er sich nicht ganz wegwürfe, sondern nur bescheiden zeigte.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Von der gerechten Vergeltung.

Es war einst ein gewisser Kaiser, sehr reich und mächtig, der eine gar schöne Tochter hatte, die allen Augen gefiel: diese liebte er außerordentlich und bestimmte fünf Krieger zu ihrer Leibwache. Diese Krieger aber gingen beständig gewaffnet einher und erhielten an bestimmten Tagen eine bestimmte Löhnung für die Bewachung des Mädchens, aus dem Schatze des Königs. Der König hatte aber einen Seneschall und einen Hund, welche er gar sehr werth hielt. Der Hund war indessen an drei Ketten gelegt, weil er sehr grausam war und alle, die er packen konnte, zerriß. Nun begab es sich einmal, daß, als der König auf seinem Bette lag, er sich vornahm, das gelobte Land zu besuchen; er stand also früh auf, ließ den Seneschall zu sich rufen und sprach zu ihm: ich will das gelobte Land sehen und lasse darum unter Deiner Obhuth meine einzige Tochter mit ihren Kriegern und den Hund, welchen ich lieb habe: ich befehle Dir aber bei Leibesstrafe, daß es meiner Tochter an irgend etwas nicht mangeln darf. Ferner magst Du ihren Kriegern auch alle ihre Bedürfnisse, wie es sich geziemt, verabreichen, den Hund aber beständig an der Kette halten und ihm nicht zu gut zu fressen geben, sondern vielmehr mag er Hunger leiden, auf daß so seine Grausamkeit und Wildheit zu nichte gemacht werde. Der Seneschall aber versprach treulich Alles erfüllen zu wollen. Der König zog nun in

das gelobte Land, allein der Seneschall kümmerte sich nicht um das, was er versprochen hatte und was ihm befohlen war, denn er fütterte den Hund fortwährend mit den besten Speisen und hüthete ihn nicht wie er sollte. Der Jungfrau entzog er das Nöthige und ihre Krieger beraubte er ihrer Löhnung, so daß sie sich zerstreuten und in die weite Welt hinauszogen. Die Jungfrau aber, die so ohne Wache gelassen war, ging weinend und klagend in ihrem Hofe herum und der Hund, wie er sie allein sah, zerriß die drei Ketten, mit denen er gebunden war, und tödtete das Mädchen. Ueber ihren Tod aber erhob sich im Lande ein großes Wehklagen, und als der König von dem Tode seiner Tochter gehört hatte, da wendeten sich alle seine Eingeweide im Leibe um, er ließ den Seneschall vor sich rufen und fragte ihn, warum er seine Tochter ohne Wächter gelassen, ihre Krieger ihrer Löhnung beraubt und den Hund wider sein Geheiß gefüttert habe. Der aber verstummte und brachte nichts zu seiner Entschuldigung vor. Also befahl der König den Henkersknechten, sie sollten ihn an Händen und Füßen gebunden in einen brennenden Ofen werfen, und Alle lobten den König, daß er ein solches Urtheil gefällt hatte.

Achtundzwanzigstes Capitel.

Von der gottlosen List der alten Weiber.

Es gab eine Kaiserin, in deren Reich ein Kriegsmann lebte, der eine edle, keusche und ehrbare Frau hatte.

Nun begab es sich aber, daß dieser Ritter eine Reise zu machen hatte; allein vorher sprach er zu seinem Weibe: ich lasse keinen Wächter bei Dir, denn ich glaube, daß Du eines solchen nicht bedarfst. Hierauf rüstete er seine Begleitung aus und zog davon, seine Gattin aber blieb in ihrem keuschen Lebenswandel zu Hause. Nun begab es sich aber, daß sie sich von den Bitten einer ihrer Nachbarinnen bewegen ließ, in das Haus derselben zum Gastmahl zu kommen, und wie sie wieder in ihr eigenes zurückkehrte, erblickte sie ein junger Mann, begann sie mit heißer Brunst zu lieben und sandte viele Boten zu ihr, weil er mit gleicher Wärme von ihr geliebt zu werden begehrte. Sie aber wieß denselben zurück und verachtete ihn ganz und gar. Er aber, da er sich durchaus nicht beachtet sah, kränkte sich sehr und schwand dahin: dennoch ging er oft wieder nach ihr, allein er vermochte durchaus nichts zu erlangen, da ihn die Dame ganz und gar verachtete. Nun begab es sich aber, daß eines Tages der Jüngling traurig und bekümmert zur Kirche ging und ihm auf dem Wege eine alte Frau begegnete, die im Geruche der Heiligkeit stand. Als die den jungen Mann so traurig sah, befragte sie ihn um die Ursache so großen Kummers, er aber sprach: Was nützt es mir, Dir das zu erzählen? Jene aber versetzte: Du mußt Deine Wunde aufdecken, wenn Du die Hülfe des Arztes erwartest. Zeige mir also die Ursache Deines so großen Schmerzes an und mit Gottes Hülfe werde ich Dich heilen. Als das der Jüngling gehört hatte, entdeckte er ihr, wie er sich in jene Dame verliebt habe. Da sagte die Alte: gehe schnell in

Dein Haus, ich will Dich binnen kurzer Zeit heilen. Als sie das gesprochen hatte, eilte der Jüngling nach Hause, die Alte aber kehrte gleichfalls in das ihrige zurück. Nun hatte die Alte eine gewisse kleine Hündin, welche sie zwei Tage lang zum Hungern nöthigte; am dritten Tage aber gab sie dem ausgehungerten Hündlein Senfbrod zu fressen; als dieses aber dasselbe verzehrt hatte, thränten wegen der Bitterkeit desselben seine Augen den ganzen Tag über. Hierauf begab sich die Alte mit der Hündin zu dem Hause der Dame, welche der Jüngling so sehr liebte, und wurde sogleich, weil sie für eine Heilige geachtet wurde, mit großen Ehrenbezeigungen aufgenommen. Während sie nun aber einander gegenüber saßen, da sah die Dame den weinenden Hund, wunderte sich sehr und fragte nach der Ursache dieser Erscheinung. Da sprach die Alte: O theuerste Freundin, wollet mich nicht fragen, weswegen er weint und einen so großen Schmerz empfindet, den ich Dir kaum mittheilen kann. Die Dame aber forschte immer mehr und dringender, auf daß sie es sagen möchte. Da sprach die Alte zu ihr: Diese Hündin war meine gar zu züchtige und ehrbare Tochter, in welche sich einst ein Jüngling sterblich verliebt hatte: sie war aber so keusch, daß sie seine Liebe ganz und gar zurückwieß, weshalb der Jüngling, der sich gar zu sehr darüber betrübte, vor Schmerz starb und für diese ihre Schuld hat nun Gott meine Tochter in das Hündlein verwandelt, welches Du hier vor Dir siehst. Als die Alte so gesprochen hatte, fing sie an zu weinen und sagte: so oft nun meine Tochter sich erinnert, was für ein schönes Mädchen sie war, so oft weint auch

das Hündlein und läßt sich durch nichts trösten: ja sie reizt Alle vor gar zu heftigem Schmerz zum Weinen. Als das die Dame hörte, dachte sie bei sich: o weh mir, mich liebt auf ähnliche Weise ein Jüngling und ist krank aus Liebe zu mir: und so erzählte sie den ganzen Hergang der Sache der Alten. Als die das gehört hatte, sprach sie: O liebste Frau, wollet nicht die Liebe des Jünglings von Euch weisen, damit nicht auch Ihr vielleicht in eine Hündin verwandelt werdet, wie meine Tochter, was ein unersetzlicher Schaden wäre. Nun sprach die Dame zu der Alten: O gute Frau, gebt mir einen guten Rath, auf daß ich nicht eine Hündin werde. Sie aber sprach: Schicket sogleich nach jenem Jüngling und thut ihm ohne weitern Aufschub seinen Willen. Aber jene versetzte: ich bitte Euere Heiligkeit, Ihr wollet Euch zu ihm aufmachen und ihn hierher mit Euch bringen, denn es könnte ein Aufsehen werden, wenn ein Anderer zu ihm ginge. Hierauf erwiederte die Alte: ich habe Mitleid mit Dir und will ihn gern hierher führen. Sie machte sich also auf den Weg, brachte den Jüngling mit und dieser schlief bei der Dame. Und also beging die Frau der Alten wegen einen Ehebruch.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Lehre von den schlechten Richtern.

Es gab einen gewissen Kaiser, der ein Gesetz festsetzte, daß ein jeder Richter bei schwerer Strafe gerecht

richten sollte, und wenn er dagegen thäte, er auf keine Weise Erbarmen finden sollte. Nun trug sich aber der Fall zu, daß ein Richter durch Geschenke bestochen, ein falsches Urtheil fällte. Der Kaiser aber, als er das gehört hatte, befahl seinen Sclaven ihn zu schinden, und also geschah es. Seine Haut aber legte er auf den Stuhl, auf welchem der Richter sitzen mußte, daß derselbe daran denken sollte und fürder nicht mehr ein falsches Urtheil gäbe. Der König aber machte den Sohn des getödteten Richters zum Richter, indem er zu ihm sprach: Du sollst auf der Haut Deines Vaters sitzen, um über mein Volk zu richten: wenn Dir aber Jemand ein Geschenk bringt, damit Du von dem Wege des Rechten abweichen mögest, so siehe Dich nach der Haut Deines Vaters um, auf daß Dir nicht dasselbe begegne.

Dreißigstes Capitel.

Von Sünde und Gericht.

Es war einst ein König, welcher durch ein Gesetz festsetzte, es sollte dem aus dem Kriege zurückkehrenden Krieger eine dreifache Ehrenbezeigung, aber auch eine dreifache Unannehmlichkeit zu Theil werden. Die erste Ehre bestand darin, daß das Volk voller Freudensbezeigungen dem Sieger entgegenging. Die zweite lag darin, daß alle Gefangene hinter seinem Wagen mit gefesselten Händen und Füßen folgten. Die dritte Ehrenbezeigung war aber, daß er bekleidet mit einem Jupiterskleide auf einem Wa-

gen saß, welchen vier weiße Rosse zogen und auf diesem zum Capitole geführt wurde. Damit er aber bei solchen Ehren nicht sich selbst vergäße, mußte er eine dreifache Unannehmlichkeit ausstehen. Die erste bestand darin, daß mit ihm auf dem Wagen ein Sclave gesetzt wurde, auf daß einem Jeglichen von wie niedrigem Stande er auch sey, die Hoffnung gezeigt werde, daß er zu solcher Ehre gelangen könne, wenn es seine Rechtschaffenheit verdiene. Die zweite war aber, daß jener Sclave ihm Backenstreiche gab, damit er nicht allzu stolz würde und zu ihm sprach: **Gnoto seauton**, d. h. lerne Dich selbst kennen und sey nicht übermüthig wegen solcher Ehre, siehe hinter Dich und bedenke, daß Du ein Mensch bist. Die dritte lag aber darin, daß an diesem Tage einem Jeden freistand gegen die Person des Triumphirenden zu sagen was er wollte, sogar alle Schimpfreden.

Einunddreißigstes Capitel.

Von des Todes Schrecken.

Man liest vom Tode Alexanders: als ihm ein goldenes Grabmal gemacht wurde, da kamen viele Philosophen an demselben zusammen, von denen einer sprach: Alexander hat gestern aus Gold einen Schatz gemacht, und jetzt hat umgekehrt das Gold aus ihm einen solchen geschaffen. Ein anderer sprach: Gestern reichte für Alexander die ganze Welt nicht hin: heute sind drei oder vier Ellen Tuch genug für ihn. Ein anderer sagte: Gestern

herrschte Alexander über sein Volk, heute herrscht dieses über ihn. Ein Anderer versetzte: Gestern konnte Alexander Viele vom Tode befreien, heute konnte er selbst den Pfeilen desselben nicht entgehen. Ein Anderer sprach: Gestern drückte er die Erde, heute drückt sie ihn. Ein Anderer sagte: Gestern fürchteten Alle den Alexander, heute achten ihn Alle für nichts. Ein Anderer sprach: Gestern hatte Alexander viele Freunde, heute hat er keinen. Ein Anderer versetzte: Gestern führte Alexander sein Heer an, heute wird er von demselben zum Grabe geführt.

Zweiunddreißigstes Capitel.

Von der guten Eingebung.

Seneca erzählt, daß in vergifteten Körpern wegen der Bosheit und allzugroßen Kälte des Giftes kein Wurm entsteht, allein daß, wenn sie vom Blitz getroffen werden, sie dann nach wenigen Tagen Würmer erzeugen.

Dreiunddreißigstes Capitel.

Von der Prahlerei.

Valerius berichtet, daß ein gewisser Mann, mit Namen Paratinus weinend zu seinem Sohne und allen seinen Nachbarn sprach: O weh, o weh! ich habe in meinem Garten einen Unglücksbaum, an welchen sich meine erste Frau gehängt hat, nachher auch die zweite und eben erst wieder die dritte und darum leide ich erbärmlichen Kummer.

Da sprach einer, des Namen war Arrius: ich wundere mich, daß Du eines so großen Glückes wegen Thränen vergissest: ich bitte Dich, gieb mir doch drei Pfropfreiser von jenem Baum, weil ich gesonnen bin, dieselben unter meine Nachbarn zu vertheilen, auf daß ein Jeder einen Baum habe, um seine Frau daran aufzuhängen: und also geschah es.

Vierunddreißigstes Capitel.

Von der Abwägung des Lebens.

Man liest vom König Alexander, daß er den Aristoteles zum Lehrer hatte, von dessen Gelehrsamkeit er vielen Nutzen zog und viele Tugenden von ihm lernte. Unter andern fragte er seinen Meister, ob er nicht etwas ihm und Andern Ersprießliches sagen wolle. Dieser aber sprach: Mein Sohn, höre fleißig zu, und wenn Du meine Lehren behalten wirst, wirst Du zu großen Ehren gelangen. Sieben Dinge sind es, welche ich Dich lehren will. Erstlich darfst Du nie die Richtscheid überspringen: zweitens nicht mit dem Stahl das Feuer erhitzen, drittens mußt Du nie an einem Kranze pflücken, viertens kein Vogelherz essen, fünftens wenn Du Dich einmal auf den Weg gemacht hast, nicht umkehren, sechstens nie auf der öffentlichen Straße wandeln, siebentens keine schwatzhafte Schwalbe in Deinem Hause lassen. Der König befleißigte sich aber gar wunderbar dieser sieben Lehren und zog aus ihnen sein Lebelang Nutzen.

Fünfunddreißigstes Capitel.

Von der Wiederherstellung des Friedens und der Bestrafung derer, die ihn zerstören.

Man liest in der Römer Thaten, daß eine solche Gewohnheit unter ihnen herrschte, daß, wenn ein Friede zwischen Großen hergestellt werden sollte, zwischen denen ein Zwist war, sie einen großen und hohen Berg bestiegen und ein Lamm herbeigeführt und getödtet wurde, und auf ihre Vereinigung das Blut desselben vergossen ward zur Wiederherstellung des Friedens und zum Zeichen, daß, wer von ihnen den Frieden stören werde, an dem eine große Rache genommen und sein Blut vergossen werden solle.

Sechsunddreißigstes Capitel.

Von dem Lauf des Menschenlebens.

Man liest von einem gewissen Könige, der vor Allem wünschte, die Natur des Menschen kennen zu lernen. In dessen Reiche war aber ein gewisser sehr scharfsinniger Philosoph, nach dessen Rathe gar Viele handelten. Als nun der König von ihm gehört hatte, sendete er einen Boten an ihn, auf daß er ohne weitern Verzug zu ihm käme. Der Philosoph, als er den Willen des Königs vernommen hatte, kam zu ihm und der König sprach also

zu ihm: Meister ich wünsche von Dir Weisheit und Lehren zu hören; sage mir zuerst, was ist der Mensch? Jener aber sprach: der Mensch ist elend die ganze Zeit seines Lebens hindurch: betrachte den Anfang, die Mitte und das Ende des Deinigen und Du wirst finden, daß Du voller Elend bist. Darum sagt Hiob: der Mensch vom Weibe geboren rc. Wenn Du auf den Anfang Deines Lebens zurückblickst, wirst Du finden, daß Du arm warst und ohnmächtig: wenn aber auf die Mitte desselben, wirst Du finden, wie der Weltgeist Dich in die Enge treibt und vielleicht auch Deine Seele verdammt, wenn aber auf das Ende, wie die Erde Dich aufnimmt. Und darum, mein König, darfst Du nicht daran denken, stolz zu seyn. Da sprach der König: Meister, ich will vier Fragen an Dich thun, wenn Du mir diese gut lösen wirst, will ich Dich zu Würden und Reichthum erheben. Die erste Frage ist: was ist der Mensch? die zweite: wem gleicht er? die dritte: wo ist er? die vierte: mit welcher Gesellschaft lebt er? Da sprach der Philosoph: Herr ich will Dir auf Deine erste Frage antworten, indem Du fragst, was der Mensch ist. Ich sage Dir aber: der Mensch ist ein Sclav des Todes, ein Gast der Erde, ein vorüberziehender Wanderer. Ein Sclav ist er, inwiefern er der Hand des Todes nicht entfliehen kann und der Tod alle seine Anstrengungen und Tage dahinnimmt und er, wie er es verdient hat, Belohnung oder tödtliche Strafe empfangen wird. So ist auch der Mensch nur ein Gast der Erde, denn man vergißt ihn alsbald: und ebenso ist er auch ein vorüberziehender Wanderer, denn sey es im Schlafen, sey es

im Wachen, sey es bei'm Essen, sey es bei'm Trinken oder indem er sonst was Anderes thut, immer läuft er dem Tode zu. Darum müssen wir uns auf unserem Marsche mit Lebensmitteln versorgen, das heißt mit Tugenden. Die zweite Frage ist aber: wem gleicht der Mensch? Ich sage Dir aber: er gleicht dem Eise, welches durch Hitze schnell zerschmilzt. Ebenso wird der Mensch, der von Erde und den Elementen zusammengesetzt ist, schnell durch die Hitze der Kraftlosigkeit aufgelöst und vernichtet. Ebenso auch ist er ähnlich einem jungen Apfel: denn sowie der junge Apfel, der am Baume hängt, wenn er zum gehörigen Wachsthum kommen muß, plötzlich von einem kleinen, inwendig entstandenen Wurme angefressen wird und alsbald zusammenbrechend unnütz wird, so auch beim Wachsen des Menschen in seiner Jugend entsteht plötzlich innerlich bei ihm eine Schwäche, die Seele wird herausgetrieben und der Körper verdorben. Weshalb also ist der Mensch hochmüthig? Die dritte Frage ist: wo ist der Mensch? Ich sage, in tausendfachem Kriege, nehmlich gegen die Welt, den Bösen und das Fleisch. Die vierte Frage war: in welcher Gesellschaft lebt der Mensch? Ich antworte: mit sieben Genossen, die ihn beständig plagen: diese aber sind Hunger, Durst, Hitze, Kälte, Müdigkeit, Krankheit und Tod. Rüste also Deine Seele gegen den Bösen, die Welt und das Fleisch, deren Kriege oder Versuchungen verschieden sind. Aber auch auf verschiedene Weise ist die Seele zu rüsten, auf daß sie ihnen Widerstand leiste. Das Fleisch nehmlich versucht uns durch Wollust und Vergnügen: die Welt durch des Reichthums Eitelkeit und der Böse durch

die Schlechtigkeit des Hochmuths. Wenn also das Fleisch Dich versucht, da wende Du folgendes Mittel an: bedenke immer, daß das Fleisch, welches Dich zur Sünde verlockt, Dich zu unbekannter Zeit und Stunde in Asche verwandeln wird und daß Deine Seele für das Vergehen desselben eine ewige Strafe wird auszustehen haben. Im zweiten Capitel des Buchs der Weisheit aber heißt es: „der Leib ist dahin wie eine Loderasche und der Geist zerflattert wie eine dünne Luft, und unseres Namens wird mit der Zeit vergessen, deß freilich niemand unseres Thuns gedenken wird. Wenn uns aber diese Asche im Gedächtniß bleibt, wird sie die Versuchung verhindern, zur Thätigkeit zu schreiten. Wenn aber die Welt durch die Eitelkeit Dich versucht, da wende folgendes Mittel gegen sie an: betrachte fleißig ihre Undankbarkeit und nie wirst Du Lust haben, ihr zu dienen. Denn so undankbar ist die Welt und wenn Du ihr auch Dein ganzes Leben hindurch treu dienst, wird sie Dir doch nicht erlauben, etwas Anderes mit Dir hinaus zu nehmen, als Deine Sünde. Denn es ist mit der Welt wie mit dem Rebhuhn. Denn das Rebhuhn, welches Junge hat, wenn es bemerkt, daß sich ein Jäger seinem Neste nähert, kommt es in die Nähe des Jägers, um ihn von seinen Jungen abzuziehen, und stellt sich, als könne es nicht fliegen und der Jäger, der da meint, daß das wahr sey, folgt ihm allmählig. Jenes fliegt nun auf und er geht ihm nach, indem er es zu fangen hofft: und so macht es dasselbe immerfort, bis jener weit von den Jungen entfernt ist: und so täuscht es den Jäger, der weder Rebhuhn noch Junge hat. So ist es mit der

Welt. Der Jäger, welcher sich dem Neste der jungen Rebhühner nähert, ist der gute Christ, der Nahrung und Kleidung und andere Dinge mit Arbeit zu erlangen trachtet. Allein die Welt nimmt den Menschen freudig auf, belobt ihn und stellt sich, als wolle sie ihm folgen und immer in Ehren bei ihm bleiben: der Mensch aber, der dieß sieht, entfernt sich oft von den guten Werken und folgt der Welt Eitelkeit und dann entfernt ihn die Welt von der Liebe Gottes und den guten Werken. Dann nimmt ihn der Tod weg aus der Zeit und jener bleibt betrogen: weil er nicht die Welt bekommt, der er folgen mag, noch die Frucht der guten Werke, von denen er entfernt wird. Siehe wie die Welt ihrem Diener ihren Lohn giebt und das ist, was in den Briefen Jacobi am zweiten Capitel also gesagt wird: die ganze Welt liegt im Argen: alles, was in der Welt ist, ist entweder Lebensübermuth und dergl. Drittens aber, wenn Dich der Böse versucht, so brauche folgendes Mittel gegen ihn. Behalte Christi Leiden im Gedächtniß, durch welche der Hochmüthige geschlagen wird und nicht die Macht hat zu widerstehen. Darum sagt der Apostel: Ziehet Ihr die Rüstung Gottes an, auf daß Ihr stehen könnt ꝛc. Darum berichtet Solinus in seinem Buche von der Welt Wunderwerken, daß Alexander ein Pferd hatte, des Namen Bucephalus war: seine Gewohnheit aber war, daß, wenn es gerüstet und bereit zum Kriege war, es keinen Reiter duldete als allein den Alexander. Wenn dasselbe aber ein Anderer bestieg, warf es ihn alsbald ab: war es aber nicht gerüstet, durften sogar die Diener auf ihm sitzen.

So auch der Mensch, wenn er mit Christi Leiden gewaffnet ist, nimmt in seinem Herzen keinen andern Regierer auf als den allmächtigen Gott. Wenn aber irgend eine Versuchung des Bösen in seinem Herzen aufsteigen will, so hat er alsbald durch die Kraft des Leidens Christi die Macht, dieselbe abzuwerfen. Wenn er aber jener göttlichen Rüstung entbehrt, wird er alsbald geneigt seyn, jegliche Versuchung anzunehmen. Laßt uns also darnach trachten uns mit Tugenden zu rüsten, auf daß wir endlich zum Ruhme Gottes gelangen mögen.

Siebenunddreißigstes Capitel.

Von der Erhebung des Geistes gen Himmel.

Plinius erzählt, daß ein Adler, dessen Jungen eine Schlange nachstellt, welche den Namen Parnas führt, hoch auf in die Lüfte steigt und dort sein Nest baut. Wenn aber die Schlange sieht, daß sie sich der großen Höhe wegen demselben nicht nähern kann, zieht sie den Wind an sich und läßt ihr Gift fahren, auf daß die mit dem Gifte geschwängerte Luft zu den Jungen getragen, dieselbe tödten möge. Aber jener Adler wendet durch einen gewissen Naturtrieb eine bewunderungswürdige Vorsicht an. Er nimmt nehmlich den Stein mit sich, den man Achat nennt, und legt ihn in denjenigen Theil des Nestes, welcher dem Winde entgegengesetzt ist, und dieser Stein nun vertreibt durch seine Kraft das Gift, auf daß es nicht zu

den Jungen bringe und also werden die Jungen erhalten, daß sie nicht getödtet werden können.

Achtunddreißigstes Capitel.

Von der Vorsorge, die Sünde zu vertilgen.

Man liest, daß, als zur Zeit des Kaisers Heinrich des Zweiten eine gewisse Stadt von ihren Feinden belagert wurde, noch ehe dieselben an sie gelangen konnten, eine Taube in die Stadt herabflog, um deren Hals ein Brief hing folgenden Inhalts: es kommt ein Hundegeschlecht und es wird ein streitbares Volk seyn, gegen welches Du durch Dich und Andere Dein Gesetz vertheidigen magst.

Neununddreißigstes Capitel.

Von Gottes und des Menschen Versöhnung.

Man liest in den Thaten der Römer, daß zwischen zwei Brüdern eine solche Zwietracht herrschte, daß der eine Bruder alle Länder des andern verwüstete. Wie das der Kaiser Julius vernahm, unternahm er eine schwere Verfolgung gegen diesen Bruder. Der aber, wie er den Zorn des Kaisers empfunden hatte, kam zu dem Bruder, dem er sovieles Böse zugefügt hatte, flehte ihn um Erbarmen an und bat ihn noch überdieß, er möchte doch

zwischen ihm und dem Kaiser den Frieden wieder herstellen. Die Umstehenden aber meinten, er habe nicht den Frieden, wohl aber schwere Strafe verdient. Denen antwortete aber jener: Nicht darf man den Fürsten lieben, der im Kriege sanft ist wie ein Lamm, im Frieden aber strenge wie ein Löwe: obgleich es also mein Bruder nicht um mich verdient, will ich ihn doch, wenn ich kann, wieder zu Gnaden bringen, denn das Unrecht, was er mir zugefügt hat, ist schon damit bestraft genug, daß er mein Erbarmen anfleht. Und also stellte er zwischen dem beleidigten Kaiser und seinem Bruder den Frieden wieder her.

Vierzigstes Capitel.

Von der Art der Versuchung und der Klugheit.

Man liest, wie Macrobius erzählt, daß einst ein gewisser Krieger war, der wegen Manchem, was er öfter gesehn und gehört hatte, seine Frau in Verdacht hatte, daß sie einen Andern mehr liebte als ihn selbst. Er fragte also seine Frau, ob das wahr sey. Jene aber leugnete einfältiglich, daß sie Jemand so sehr liebe als ihn. Der Krieger aber beruhigte sich bei ihren Reden nicht, sondern ging zu einem erfahrenen Geistlichen und machte mit ihm aus, er solle ihm die Wahrheit anzeigen. Der aber sagte: ich kann das nicht unternehmen, wenn ich nicht Euere Herrin sehe und mit ihr spreche. Und jener versetzte: ich bitte Dich recht sehr, daß Du heute

bei mir speisen mögest: ich werde Dich neben meine Frau setzen. Der Geistliche begab sich hierauf zu der Wohnung des Kriegers, die Stunde des Essens nahte, er wurde neben der Frau vom Hause gesetzt und nachdem das Mahl vorüber war, fing der Geistliche an mit derselben von verschiedenen Dingen ein Gespräch anzuknüpfen. Hierauf nahm er die Hand der Dame in die seinige und fühlte ihren Puls, worauf er denn über den zu sprechen begann, mit welchem sie sich ins Gerede gebracht hatte, und wegen dessen sie im äußersten Verdachte war. Sogleich fing vor Vergnügen ihr Puls an schnell zu gehen und sich zu erhitzen, so lange er seine Rede über jenen ausdehnte. Als nun der Geistliche das bemerkte, fing er an auch von ihrem Manne zu reden, und alsbald hörte der Puls auf sich schneller zu bewegen und heiß zu seyn, woraus der Geistliche merkte, daß sie den Andern liebte, wegen welchem man schlecht von ihr sprach, und zwar mehr als ihren eigenen Mann. Also gelangte der Krieger durch den Geistlichen zur Erkenntniß der Wahrheit.

Einundvierzigstes Capitel.

Vom Siege Christi und seiner allzu großen Huld.

Als Cosdras, der Athieniensische Feldherr, gegen die Dorier zu Felde ziehen wollte, versammelte er sein Heer und befragte den Apollo über den Ausgang des Krieges. Ihm aber wurde zur Antwort, er werde auf keine andere

Weise den Sieg erringen, als wenn er sich selbst in die feindlichen Schwerter stürze. Wie das die Dorer gehört hatten, machten sie bekannt, es solle niemand den Leib des Königs Cosdras verletzen. Als aber Cosdras dieses erfahren hatte, wechselte er seine königlichen Kleider, ergriff die Waffen und stürzte sich mitten unter das feindliche Heer und einer der Soldaten, der dieses sah, durchbohrte ihn bis ins Herz hinein mit seiner Lanze. Also errettete er durch seinen Tod sein Volk aus den Händen der Feinde. Zuletzt aber wurde über seinen Fall von beiden Völkern ein großes Klaggeschrei erhoben.

Zweiundvierzigstes Capitel.

Von dem Mangel an Liebe.

Valerius berichtet, daß er zu Rom auf einer Säule vier Buchstaben sah, deren jeder dreimal hingeschrieben war: nehmlich drei **PPP**, drei **RRR**, drei **SSS**, und drei **FFF**. Als er diese Buchstaben erblickt hatte, rief er aus: o weh, o weh! ich sehe den Zusammensturz dieser Stadt vor mir. Wie das die Vornehmen derselben hörten, sprachen sie: Meister, sage uns Deine Meinung hierüber. Jener aber sprach: das ist der Sinn der Buchstaben: **Pater Patriae Perditur** (der Vater des Vaterlands ist verloren), **Sapientia Secum Sustollitur** (die Weisheit ist weg mit ihm getragen), **Ruunt Regna Romae** (das Römerreich stürzt zusammen) **Ferro, Flamma, Fame** (durch Eisen, Feuer, Hunger) und also hat es nachher der Ausgang der Sachen erwiesen.

Dreiundvierzigstes Capitel.

Wie Christus durch sein Leiden und durch seinen freiwilligen Tod die Hölle verschlossen hat.

In der Mitte der Stadt Rom an einem gewissen Orte öffnete sich auf einmal die Erde und von unten sperrte sich eine gähnende Oeffnung auf. Als nun darum die Götter befragt wurden, antworteten sie: dieser Schlund wird sich nicht schließen, bevor Jemand freiwillig hineingesprungen seyn wird. Allein da man nun Niemanden hierzu bereden konnte, so sprach Marcus Aurelius: Wenn Ihr mich ein Jahr lang in Rom nach meinem Gefallen leben laßt, so will ich nach Verlauf desselben freudig und freiwillig mich hinabstürzen. Wie das die Römer hörten, freuten sie sich sehr und einstimmig beschlossen sie, es solle ihm nichts verboten seyn. Er aber, der ihr Eigenthum und ihre Weiber nach Gutdünken und mit völliger Freiheit benutzte, stürzte sich nach Verlauf eines Jahres mit seinem edlen Rosse in schnellem Sprunge hinab und sogleich schloß sich hinter ihm die Erde.

Vierundvierzigstes Capitel.

Vom Neide.

Tiberius wurde Kaiser, der, bevor er die Herrschaft übernommen hatte, klug im Geiste, berühmt durch seine

Beredtsamkeit und glücklich im Felde gewesen war. Nun aber machte er sich los von den Künsten des Lagers, führte keinen Krieg mehr und bedrückte schwer das Römische Volk. Er tödtete seine eigenen Söhne, mehrere Patricier und Consuln und warf alle Mäßigkeit weg, sodaß der Tiberius, welcher vorher der Mäßige genannt worden war, nun, nachdem er das von sich geworfen hatte, der Zügellose genannt wurde. Diesem Manne versprach nun ein gewisser Künstler, er könne ihm dehnbares Glas verfertigen und Tiberius, der dasselbe an die Wand geworfen hatte, hob es nicht zerbrochen, aber nur verbogen wieder auf und der Künstler brachte einen Hammer hervor, und indem er das Glas wie Kupfer behandelte, besserte er es bald wieder aus. Da nun aber Tiberius fragte, wie das möglich sey, sagte er, daß niemand auf Erden diese Kunst verstehe. Alsbald ließ ihm Tiberius das Haupt abschlagen, indem er sagte: wenn diese Kunst gewöhnlich wird, wird man Gold und Silber fürder für nichts achten.

Fünfundvierzigstes Capitel.

Wie allein die Guten in das Himmelreich eingehen werden.

Es lebte einst ein sehr edler König, weise und reich, der eine ihm sehr theure Gattin hatte, die der ihm schuldigen Liebe uneingedenk drei Söhne außerhalb ihrer Ehe gebar, die beständig aufrührerisch gegen den König und

demselben in nichts ähnlich waren. Nachher aber empfing sie aus dem Saamen des Königs einen vierten Sohn, gebar und säugte ihn. Nun begab es sich aber, daß, als der Kreislauf seiner Tage geschlossen war, der König starb und sein königlicher Leib in einem Sarge verschlossen wurde. Da fingen nun nach seinem Tode die vier obengenannten Söhne an um die Oberherrschaft im Reiche zu streiten. Endlich kamen sie darin mit einander überein; sie wollten zu einem alten Krieger, der vormals Geheimschreiber des verstorbenen Königs gewesen war, gehen und sich einfach auf seine Entscheidung verlassen, und also geschah es. Als nun aber der Krieger sie geduldig angehört hatte, sprach er: Höret meinen Rath! und wenn Ihr denselben werdet befolgt haben, wird Alles gut seyn. Es ist aber ersprießlich für Euch, daß Ihr den Leichnam des seligen Königs aus seinem Sarge herausnehmt und dann ein Jeder von Euch seinen Bogen und Pfeil in Bereitschaft hält; wer nun am Tiefsten in den Leichnam hineinschießen wird, der soll sein Reich erhalten. Dieser Rath gefiel ihnen, sie gruben den Leichnam aus seinem Ruheplatze aus und befestigten ihn an einem Baume. Der erste aber, welcher seinen Pfeil abschoß, verwundete die rechte Hand des Königs, weshalb man ihn beinahe schon zum alleinigen Erben und Herrn des Reichs ausrief. Der zweite aber schoß seinen Pfeil gewissermaßen voller Fröhlichkeit näher in das Gesicht hinein, woher er sich den Sieg mit größerer Gewißheit zuschrieb. Der dritte aber durchbohrte das Herz desselben und meinte nun, er werde vor seinen andern Brüdern auf das Sicherste

die Herrschaft ohne Widerstreit in Besitz nehmen können. Als nun aber der vierte zu dem Leichnam hintrat, seufzte er schwer und sprach mit kläglicher Stimme: Weh mir, mein Vater, daß ich Deinen Leichnam von Deinen eigenen Söhnen verwundet sehen muß: ferne sey es von mir, daß ich nach dem Leibe meines Vaters, sey er nun lebendig oder todt, jemals schießen sollte. Als er so gesprochen hatte, da hoben ihn die Fürsten des Landes und das ganze Volk mit einander auf ihre Schultern und setzten ihn als den wahren Erben und Herrn des Reiches auf den Thron seines Vaters: die andern drei aber wurden aller ihrer Würden und Reichthümer beraubt und aus dem Lande gejagt.

Sechsundvierzigstes Capitel.

Von den sieben Todsünden.

Julius erzählt, daß im Monat Mai Jemand in einen Hain ging, in welchem sieben Bäume standen, voll von Blättern und hübsch anzusehen: und er sammelte vieles Laub, konnte aber nicht Alles fortbringen. Da kamen drei mächtige Männer und führten ihn dem Walde entgegen, er aber fiel beim Herausgehen in eine tiefe Grube und versank wegen der Größe seiner Last. So erzählt auch Plinius in seinem Buche von den Thieren, daß, wenn man bewirken will, daß ein Raabe, nachdem er auf einem Baume sein Nest gebaut hat, nie aus seinen Eiern Junge hervorbringen kann, man nur Glasasche zwischen dem

Baume und seine Rinde zu streuen hat, und solange diese da seyn wird, wird er niemals Junge hervorbringen.

Siebenundvierzigstes Capitel.

Von den drei Königen.

Ein Dänischer König hegte gegen die drei Könige, welche geführt von dem Sterne vom Morgenlande nach Jerusalem kamen und dem eben geborenen Christus ihre Geschenke brachten, besondere Verehrung und rief sie um ihren Beistand an. Es reiste also der genannte König mit großem Gepränge nach Cölln, wo ihre heiligen Leichname mit schuldiger Ehrfurcht verwahrt werden und brachte ihnen drei goldene Kronen dar, wunderbar und wie es sich für Könige geziemt, gearbeitet, darüber noch vertheilte er mehr denn 6000 Mark mit großer Ergebung an Kirchen und Arme, indem er dem getreuen Volk ein Muster seines Glaubens hinterließ. Als er aber eines Tages in seine Heimath zurückzog und seine Glieder dem Schlafe übergeben hatte, siehe da erblickte er im Traume die drei Könige, welche die Kronen, die er ihnen gebracht hatte, auf den Köpfen trugen und in hellem Lichte erglänzend, näher zu ihm traten, und er hörte sie einzeln so zu ihm sprechen. Der erste und ältere sprach: Mein Bruder, glücklich bist Du hierher gekommen, glücklicher noch wirst Du in Deine Heimath zurückkehren. Der andere sagte: Vieles hast Du gegeben, aber sehr Vieles wirst Du mit Dir hinwegnehmen. Der dritte sprach: Mein Bruder, Du

haft Glauben gezeigt: aber wenn 33 Jahre erfüllt sind, wirst Du mit uns in den himmlischen Wohnungen herrschen. Der erste also sprach, indem er ihm eine Büchse hinreichte, die ganz voll Gold war: Nimm der Weisheit Schatz, durch welchen Du das Dir unterthänige Volk gerecht richten wirst, weil die Ehre eines Königs das Urtheilen liebt. Der zweite brachte ihm eine Büchse mit Myrrhen dar, indem er sagte: Nimm hin die Myrrhe der Buße, durch welche Du auch die lockenden Regungen des Fleisches zügeln wirst: denn der regiert am Besten, der sich selbst beherrscht. Der dritte bot ihm eine Büchse mit Weihrauch gefüllt an und sprach zu ihm: Nimm den Weihrauch der Ergebung und der demüthigen Milde hin: durch diesen wirst Du die Elenden aufrichten, denn sowie der Thau die Kräuter benetzt, auf daß sie wachsen, ebenso führt jene die Milde des Königs bis zu den Sternen hinauf und erhöht sie. Und wie sich noch der König über die Herrlichkeit dieses Gesichtes verwunderte, erwachte er plötzlich und fand die Büchsen neben sich liegen, die er dann auch als eine Gabe Gottes freudig annahm: und nach Hause zurückgekehrt, erfüllte er auf das Demüthigste, was er im Traume erblickt hatte. Als aber das genannte Ziel erfüllt war, da hatte er es verdient, das Himmelreich in Besitz zu nehmen.

Achtundvierzigstes Capitel.

Von der gerechten Folge des Bösen.

Dionisius berichtet uns, daß Perillus, ein Erzkünstler, dem grausamen und tyrannischen Könige Fallaris, der

die Agrigentiner auszog und ihnen ausgesuchte Martern auflegte, einen für seine Grausamkeit nur zuwohl passenden ehernen Stier anbot, den er neuerlich gemacht und der an der Seite eine unmerkliche Oeffnung hatte, durch welche diejenigen Leute hineingesteckt werden sollten, die mit dem Tode zu bestrafen wären, auf daß sie von dem unten angemachten Feuer verzehrt würden. Und wenn nun die Menschen selbst wegen der Bitterkeit des Todes in dem Stiere schreien würden, so würde man ihre Stimme nicht für eine menschliche, sondern für die eines Thieres halten, damit so der Kaiser auf keine Weise zum Mitleid bewegt würde. Der König lobte das Werk, sprach aber zu dem Erfinder mahnend also: Du wirst dieses zuerst auf Dich nehmen und eine Probe machen mit dem, was Du mir Grausamen als ein noch weit Grausamerer angeboten hast. Denn nichts ist billiger, als daß der Erfinder einer neuen Todesart durch seine eigene Kunst umkomme: wie Ovidius sagt.

Neunundvierzigstes Capitel.

Von der argen Verblendung des Bösen.

Paulus, der Longobardische Geschichtschreiber erzählt, daß der Ungarische König Conan einst bei Forli ein Schloß Namens Sondat berennte. Als nun die Herzogin Rosimilla, die vier Söhne und zwei Töchter hatte, ihn von der Mauer herab als einen sehr schönen Mann erkannte, schrieb sie ihm heimlich: wenn Du mich zur Frau

nimmst, will ich Dir meine Burg übergeben. Als dieser nun versprach, daß er sie heirathen wolle, übergab sie ihm das Castell, und alle ihre Kinder entflohen. Der König Conan aber hielt der Königin sein Versprechen und vollzog mit ihr am nächsten Tage seinen Ehebund, am zweiten aber übergab er sie zwölf Ungarn, um sie öffentlich zu beschimpfen und am dritten Tage ließ er sie am ganzen Körper bis an die Kehle durchbohren, indem er sprach: ein solches Weib, die vor fleischlicher Lust ihre eigene Stadt ins Verderben gestürzt hat, muß auch einen solchen Ehemann bekommen.

Funfzigstes Capitel.

Von dem Lobe derer, so gerecht richten.

Valerius berichtet, daß der Consul Zelongus als Gesetz bekannt machte, daß, wenn jemand eine Jungfrau ihrer Unschuld berauben würde, er beide Augen verlieren solle. Nun begab es sich, daß sein Sohn die einzige Tochter einer Wittwe schändete, und ihre Mutter, wie sie das hörte, lief dem Kaiser entgegen und sprach: O Herr, lasset das Gesetz erfüllen, welches Ihr gemacht habt: denn siehe, Dein einziger Sohn hat meine einzige Tochter entführt und ihr Gewalt angethan. Als das der König hörte, da rührten sich alle seine Eingeweide und er befahl, es sollten seinem Sohne beide Augen ausgerissen werden. Da sprachen die Großen des Reichs zu ihrem Herrn: Du hast nur einen einzigen Sohn, der Dein Erbe ist: es würde

ein Schaden für das ganze Reich seyn, wenn Dein Sohn seine Augen verlöre. Jener aber versetzte: Ist es Euch nicht bekannt, daß ich dieses Gesetz gegeben habe? es würde eine Schande für mich seyn, das zu brechen, was ich einmal festgesetzt habe. Da nun aber mein Sohn der erste ist, der gegen das Gesetz gethan hat, so soll er auch der erste seyn, der der Strafe unterliegt. Da sprachen die Weisen: Herr um Gottes Willen bitten wir Euch, daß Ihr Eueres Sohnes schonet. Jener aber durch ihre Bitten überwunden, erwiederte: Ihr Lieben, da es so ist, so höret mich. Meine Augen sind meines Sohnes Augen und so auch umgekehrt. Reißet also mein rechtes Auge heraus und das linke meines Sohnes: dann ist das Gesetz erfüllt. Und also geschah es, weshalb Alle die Klugheit und Gerechtigkeit des Königs lobten.

Einundfunfzigstes Capitel.

Von den ungerechten Einnehmern.

Josephus berichtet, daß der Kaiser Tiberius, als man ihn fragte, warum er die Statthalter in den Provinzen so lange in ihren Aemtern ließe, durch ein Gleichniß antwortete. Ich sah, sprach er, einst einen kranken Mann, der voller Geschwüre war und von Fliegen belästigt wurde. Als ich nun vermittelst einer Peitsche die Fliegen von demselben wegtrieb, sprach er zu mir: Du marterst mich auf doppelte Weise, während Du mich zu trösten meinst, indem Du die mit meinem Blute angefüllten Fliegen

wegtreibst und mir dafür leere und hungrige zurückschickst. Wer könnte denn zweifeln, daß der Stachel einer hungrigen Fliege zweimal mehr Schmerz verursacht, als der einer gesättigten, wenn er nicht ein Mensch ist, der ein Herz von Stein und nicht von Fleisch hat.

Zweiundfunfzigstes Capitel.

Von der Treue.

Valerius erzählt, daß Fabius gefangene Römer loskaufte, nachdem er für sie eine Summe Geldes versprochen hatte: als ihm diese nun der Senat nicht geben wollte, so verkaufte er den Leuten sein einziges Grundstück und bezahlte den versprochenen Lohn, da er sich lieber seines ererbten väterlichen Gutes berauben als es an seinem gegebenen Worte mangeln lassen wollte.

Dreiundfunfzigstes Capitel.

Wie man gute Regenten nicht wechseln solle.

Valerius erzählt, daß, während alle Syracusaner den Tod des Sicilischen Königs Dionisius herbeiwünschten, eine gewisse Frau von außerordentlich hohem Alter in den Morgenstunden die Götter bat, es möchte in diesem Leben sie der König überleben. Dionisius, der sich hierüber verwunderte, befragte sie um die Ursache dieses Gebetes und sie erwiederte: als ich noch Mädchen war, hatte ich einen

schlimmen Tyrannen, und als ich ihn zu verlieren wünschte, bekam ich einen schlimmern. Als ich nun wieder diesen loszuwerden trachtete, erhielt ich einen dritten noch schlimmern. Da ich nun also befürchte, daß auf Dich ein noch schlechterer folgt, so bete ich deshalb jeden Tag für Dein Leben. Wie das Dionisius hörte, belästigte er sie fürder nicht mehr.

Vierundfunfzigstes Capitel.

Vom Himmelreiche.

Der Kaiser Friedrich der Zweite erbaute ein marmornes Thor von bewunderungswürdiger Arbeit über einer Quelle fließenden Wassers in der Nähe von Capua. An diesem war der Kaiser in seiner Herrlichkeit mit zwei andern Richtern ausgehauen. In einem Halbzirkel um den Kopf des Richters zu seiner Rechten waren folgende Worte geschrieben: mögen sicher hereingehen, die rein zu leben suchen. In einem Halbkreise um den Kopf des links stehenden Richters stand Folgendes geschrieben: der Neidische möge sich fürchten ausgeschlossen oder in ein Gefängniß gestoßen zu werden. In einem Halbkreise um den Kopf des Kaisers war Folgendes geschrieben: die mache ich elend, von welchen ich weiß, daß sie von der Bahn des Guten abweichen. In einem Halbkreise endlich über dem Thore, war geschrieben: durch des Kaisers Regierung werde ich die Wache des Reiches.

Fünfundfunfzigstes Capitel.

Von der Berufung der sündigen Seele aus der Verbannung.

Ein gewisser edler König hatte einen schönen, weisen, tapfern, gütigen und wohlgesitteten Sohn und vier Töchter, deren Namen folgende waren: **Justitia** (Gerechtigkeit), **Veritas** (Wahrheit), **Misericordia** (Erbarmen) und **Pax** (Frieden). Dieser König wollte nun seinem einzigen Sohne eine Gemahlin geben und bestellte einen Boten, der sich nach einer ehrbaren Jungfrau umsehen sollte. Endlich fand derselbe die schöne Tochter des Königs von Jerusalem, welche seinem Sohne übergeben wurde und die derselbe gar wundersam liebte. Nun hatte aber dieser Sohn einen Diener, welchem er aus allzugroßem Zutrauen die Verwaltung eines Herzogthums übertrug. Dieser Verräther aber verführte und schändete die angetraute Frau seines Herrn und verheerte seine Provinz. Wie nun der Sohn von dem Ehebruch seiner Gattin gehört hatte, wurde er sehr traurig, entließ sie, gab ihr einen Scheidebrief und nahm ihr jegliche Ehre. Als sie nun so von Allem beraubt war, kam sie in die äußerste Dürftigkeit und ging gleichsam in Verzweifelung überall umher und bettelte ihr Brod. Wie das ihr Mann vernahm, empfand er Mitleid und sendete ihr einen Boten, der sie zurückrufen und ihr sagen sollte: komm o Herrin ohne Sorge zu Deinem Herrn; fürchte Dich nicht. Sie aber verweigerte es und sprach: sage meinem Herrn, ich kann

nicht freiwillig zu ihm kommen. Wenn aber mein Herr fragt, warum ich mich weigere, so sage ihm: weil das Gesetz so ist. Wenn ein Mann eine Frau genommen und sie mit einem andern zu thun gehabt hat, so soll ihr jener den Scheidebrief geben und so gestraft, soll sie nicht wieder zu ihm zurückkehren. Nun habe ich einen Scheidebrief empfangen, weil ich mir Untreue habe zu Schulden kommen lassen, kann also nicht wieder zu ihm zurückkehren. Da sprach der Bote: mein Herr steht höher denn das Gesetz, da er dasselbe gegeben hat, und weil er nun Mitleid mit Dir empfindet, so kannst Du ohne Sorge zu ihm kommen. Jene aber versetzte: Was für ein Zeichen wird er mir geben, daß ich ohne Furcht zu ihm treten kann. Wenn er mir nur das zeigen wollte, dann würde ich keine Sorge mehr haben: wenn nehmlich mein Herzliebster zu mir träte und mich mit einem Kusse auf meinen Mund küssen wollte, dann bin ich sicher, daß er mich wieder zu Gnaden aufnimmt. Als der Herr durch den Boten dieses erfahren hatte, hielt er einen Rath darüber mit allen Großen seines Hofes und Reiches. Endlich beschloß man einen weisen Mann hinzuschicken, der sie zurückführen sollte, allein es fand sich in dem ganzen Königreiche auch nicht Einer, der sich mit dieser Sache einlassen wollte. Wie das ihr Mann hörte, bestellte er an sie einen Boten, der ihr sagen sollte: was soll ich mit Dir thun? Es hat sich Niemand gefunden, der Dich zu mir zurückbringen möchte. Als sie das hörte, weinte sie bitterlich, daß sich Keiner fand, der sie zurückführte. Wie das ihr Mann vernahm, daß sie so wehklage, da machte

er sich zu seinem Vater auf und sprach: mein Herr, so es Euch gefällig ist, will ich zu meiner verlobten Frau gehen und werde sie in meinen Palast zurückführen. Da versetzte sein Vater: gehe hin in Deiner Mannheit und bringe sie hierher. Hierauf sendete er einen Boten an sie, der ihr sagen sollte: siehe ich komme zu Dir und will Dich wieder zu mir nehmen. Wie die ältere Schwester oder die Justitia solches hörte, da trat sie vor den König hin und sprach: Herr, Euer Urtheilsspruch war gerecht und gut. Ich bin Euere Tochter Justitia: Ihr habt recht gerichtet, daß jene Buhlerin nicht länger die Frau meines Bruders seyn sollte, und habt ihr den Scheidungsbrief gegeben. Haltet also die Gerechtigkeit aufrecht und so Ihr gegen diese thun werdet, da sage ich Euch, will ich nicht mehr Euere Tochter Justitia seyn. Wie sie das gesagt hatte, da kam die zweite Tochter oder die Veritas und sprach: Mein Vater, der Wahrheit gemäß habt Ihr über jene Buhlerin gerichtet, welche das Bette unseres Bruders durch ihre Untreue geschändet hat. Wenn Ihr sie wiedernehmen wollt, so handelt Ihr gegen die Wahrheit und so kann ich ohne Zweifel nicht länger Euere Tochter Veritas heißen. Wie das die dritte Schwester oder die Misericordia hörte, kam sie zu ihrem Vater und sprach: Herr ich bin Deine Tochter Misericordia, habe also Erbarmen mit der Sünderin und Verbrecherin, denn ihr Vergehen schmerzt sie sehr und wenn Ihr nicht Mitleid mit ihr haben werdet, werde ich nicht mehr Euere Tochter Misericordia seyn. Wie das die vierte Schwester oder die Pax vernommen hatte, daß eine so große Uneinigkeit

zwischen ihren Schwestern war, da wollte sie das Land verlassen und begab sich auf die Flucht: worauf die Justitia und Veritas ihr Schwert zogen und es dem Könige überreichten, also sprechend: siehe Herr, hier ist das Schwert der Gerechtigkeit, um jene Buhlerin hinzurichten, welche uns und unsern Bruder veruneinigt hat. Wie das die Misericordia sah, riß sie ihnen das Schwert aus den Händen und sprach: Ihr habt lange genug hier geherrscht und Euern Willen durchgesetzt: es ist nun auch einmal Zeit, daß ich von meinem Vater erhört werde; ich bin seine Tochter so gut wie Ihr. Da antwortete die Justitia: Es ist wahr, daß wir seit langer Zeit geherrscht haben und immer noch die Herrschaft behaupten wollen. Indessen, da zwischen uns eine so große Uneinigkeit herrscht, so mag unser Bruder herbeigerufen werden, der in allen Dingen einen scharfen Blick hat, zwischen uns zu richten: und also geschah es. Als aber der Sohn herbeikam und den Streit derselben unter einander vernahm, wie die Justitia und Veritas auf einer Seite Rache forderten, die Misericordia und Pax aber auf der andern Verzeihung, sprach er: Theuerste Schwestern, unsere von unserem Vater vielgeliebte Schwester Pax hat wegen Euerem Zwist das ganze Königreich verlassen: das will ich aber auf keine Weise leiden, weil ich für meine ungetreue Frau bereit bin Strafe zu leiden. Da sprach die Justitia: Wenn Du das thun willst, kann ich nichts dagegen einwenden. Also sagte er zur Misericordia: Du bemühst Dich also für meine Gemahlin, daß ich sie wieder zu mir nehme? Wenn ich sie nun aber wieder hierher kommen lasse, ist es denn

Deine Absicht für sie, wenn sie abermals sich Untreue zu Schulden kommen läßt, Dich ins Mittel zu schlagen? Jene aber versetzte: Nein, nur wenn sie Buße thut. Wie das der Königssohn hörte, führte er seine Schwester Var wieder zurück und ließ sich die Schwestern gegenseitig küssen. Als nun aber Eintracht geworden war, da verließ der Königssohn sein Reich, fing für seine Gemahlin einen Krieg an und führte sie in allen Ehren zum Reiche seines Vaters zurück. Und so beschlossen Beide ihr Leben in Frieden.

Sechsundfunfzigstes Capitel.

Von dem Andenken an den Tod.

Es gab einst einen gewissen Fürsten, der sich sehr an der Jagd ergötzte: nun begab es sich einmal, daß, als er zum Jagen ausgezogen war, zufällig ein Kaufmann ihm auf derselben Straße nachfolgte und da er den Fürsten erblickte, wie er schön, angenehm anzuschauen und mit kostbaren Gewändern bekleidet war, sprach er in seinem Herzen zu sich: O mein Herrgott, dieser Mann da liegt dir wohl sehr am Herzen; sieh wie schön er ist, munter und angenehm anzusehen und wie Alle in seiner Umgebung anständig gekleidet sind. Als er dieß so bei sich gedacht hatte, sprach er zu einem von den Dienern des Fürsten: sage mir, mein Lieber, wer ist denn Euer Herr? Der aber versetzte: er ist Herr über viele Länder und gar mächtig durch seinen Reichthum an Gold, Silber und

Dienerschaft. Da sprach der Kaufmann: Der steht bei Gott wohl angeschrieben, denn er ist der schönste und weiseste von Allen, die ich gesehn habe. Wie jener das hörte, erzählt er im Geheim alle Worte des Kaufmanns seinem Herrn. Als nun der Herr gegen die Abendstunden nach Hause zurückkehrte, bat er den Kaufmann bei ihm zu übernachten. Der unterstand sich nicht dagegen etwas einzuwenden, sondern begab sich mit dem Fürsten in die Stadt. Als er nun das Schloß desselben betreten hatte, erblickte er so viele schöne mit Gold ausgemalte Zimmer und soviele Reichthümer, daß er sich gar sehr wunderte. Wie nun die Stunde des Abendessens da war hieß der Fürst den Kaufmann sich neben seiner Gemahlin zu Tische setzen und als dieser eine so schöne und liebenswürdige Dame erblickte, gerieth er fast außer sich und sprach in seinem Herzen: o mein Gott, dieser Fürst hat Alles, was sein Herz begehrt, eine schöne Frau und Töchter, Söhne und Diener mehr als zuviel. Wie er noch so nachdachte, wurde vor die Fürstin und ihn Speisen gesetzt und siehe, die kostbarsten Delicatessen wurden auf einem Todenkopfe servirt und vor die Dame hingestellt und Allen wurde im großen Saale von silbernen Schüsseln durch ihre Diener aufgewartet. Wie nun der Kaufmann einen Todtenkopf vor sich sah, da bewegten sich alle seine Eingeweide und er sprach in seinem Herzen: weh mir, ich fürchte an diesem Orte mein Leben einzubüßen. Die Dame aber beruhigte ihn soviel sie vermochte. Als nun aber die Nacht gekommen war, führte man ihn in ein anständiges Zimmer, wo er ein Bett bereitet fand,

das mit Vorhängen umgeben war, und in einem Winkel des Gemaches große Kandelaber. Als er nun das Bett bestiegen hatte, verschlossen die Diener die Thüre und der Kaufmann blieb allein in dem Gemache zurück und betrachtete sich den Winkel, wo das Licht war, und sah zwei todte Menschen daselbst an den Armen aufgehängt. Wie er das gesehn hatte, ergriff ihn eine unerträgliche Furcht, sodaß er durchaus nicht einschlafen konnte; des Morgens früh aber stand er auf und sprach: Weh mir! ich fürchte, ich muß heute neben jenen Beiden hängen. Als nun aber der Fürst aufgestanden war, ließ er den Kaufmann zu sich rufen und sprach: mein Lieber, wie gefällt es Dir bei mir? Der aber versetzte: mir gefällt Alles recht wohl, außer daß man mich bei Tische auf einem Todtenkopfe bediente, sodaß ich unglaublichen Ekel empfand und nicht essen konnte. Als ich mich aber zu Bette gelegt hatte, sah ich zwei Jünglinge in einem Winkel des Gemaches aufgehängt, sodaß mich eine so gewaltige Furcht ergriff, daß ich nicht schlafen konnte und deshalb laßt mich um Gottes Willen jetzt weiter ziehen. Da sprach der Fürst: mein Lieber, Du sahest meine allzu schöne Frau und einen Todtenkopf vor ihr. Der Grund ist folgender. Der, dessen Kopf da war, war einst ein edler Herzog, der meine Frau beredete und sie verführte. Kaum hatte ich sie aber einmal zusammen getroffen, ergriff ich mein Schwert und hieb ihm den Kopf ab. Darum nun setze ich zum Zeichen ihrer Beschämung jenes Haupt jeden Tag vor sie hin, um ihr die Sünde, welche sie begangen hat, wieder vor das Gedächtniß zu führen. Der Sohn des Getödteten hat jene

zwei mir so nahe verwandten Jünglinge ermordet, die in jenem Gemache hängen. Darum nun besuche ich jeden Tag ihre Körper, auf daß ich immer hitziger werde, ihr Blut zu rächen. Wenn ich aber die Treulosigkeit meiner Gattin bedenke und den Tod jener Jünglinge vor mein Gedächtniß zurückführe, kann ich keine Freude mehr haben. Gehe also mein Lieber hin in Frieden und beurtheile fürder nicht mehr nach dem Scheine das Leben eines Menschen, bevor Dir nicht die vollständige Wahrheit bekannt worden ist. Da nahm der Kaufmann Abschied von ihm und machte sich zu seinen Handelsgeschäften auf den Weg.

Siebenundfunfzigstes Capitel.

Von des Lebens Vervollkommnung.

Titus herrschte im Römischen Reiche und gab ein Gesetz, daß der Geburtstag seines Erstgeborenen von Allen heilig gehalten werden sollte und daß, wer diesen Ehrentag seines Sohnes durch eine niedrige Arbeit beflecken würde, des Todes sterben müßte. Als er dieses Gesetz hatte bekannt machen lassen, rief er seinen Meister Virgilius zu sich und sprach: mein Lieber, ich habe zwar ein solches Gesetz gegeben, allein demohngeachtet können doch oft im Geheim Vergehen begangen werden, zu deren Kenntniß ich nicht gelangen kann. Wir bitten Dich also, daß Du vermöge Deiner Weisheit ein Mittel findest, durch welches ich diejenigen erkennen kann, welche gegen das Gesetz fehlen. Jener aber sprach: Herr, Dein Wille ge-

schehe. Alsbald ließ Virgilius mitten in der Stadt durch seine Zauberkünste eine Bildsäule entstehen, welche dem Kaiser alle an jenem Tage heimlich begangenen Sünden sehen ließ, und also wurden auf die Anklage dieses Standbildes unendlich viele Menschen verurtheilt. Nun gab es aber in der Stadt einen gewissen Handwerksmann, Namens Focus, der an jenem Tage wie an den übrigen arbeitete. Als er aber einstmals auf seinen Lager hingestreckt lag, dachte er bei sich darüber nach, wie so viele Menschen durch die Anklage jener Bildsäule ums Leben kämen. Frühe nun stand er auf und begab sich zur Bildsäule und sprach also zu ihr: O Du Bildsäule Du, viele Menschen werden auf Deine Anklage hingerichtet! Ich gelobe aber meinem Gotte, daß, so Du mich verklagen wirst, ich Dein Haupt zerbrechen werde. Als er so gesprochen hatte, machte er sich wieder nach seinem Hause auf den Weg. In der ersten Stunde aber schickte der Kaiser nach seiner Gewohnheit seine Boten zu der Bildsäule, um sie zu befragen, ob Jemand gegen das Gesetz gethan hätte. Wie die aber zu der Bildsäule gekommen waren und ihr den Willen des Kaisers hinterbracht hatten, sprach diese: Ihr lieben Leute, hebet Euere Augen auf und sehet, was auf meiner Stirne geschrieben steht. Wie jene aber ihre Augen in die Höhe erhoben hatten, erblickten sie auf ihrer Stirne ganz deutlich folgende drei Sätze: „die Zeiten ändern sich, die Menschen werden immer schlimmer, wer die Wahrheit sagen wird, wird seinen Kopf gebrochen sehen". Gehet hin und meldet Euerem Herrn, was Ihr gesehn und gelesen habt. Also machten sich die Boten auf und

hinterbrachten ihrem Herren Alles. Als das der Kaiser gehört hatte, gebot er seinen Soldaten sich zu waffnen und nach der Bildsäule zu gehen, und so gegen sein Geheiß irgend Jemand etwas wider dieselbe vornähme, sollten sie ihn gefesselt an Händen und Füssen vor ihn führen. Die Soldaten begaben sich also zu jener Bildsäule und sprachen zu ihr: es gefällt dem Kaiser also, daß Du ihm diejenigen anzeigst, welche gegen das Gesetz gethan haben und so auch wer die waren, welche Dich bedrohten. Da sprach die Bildsäule: holet den Schmied Focus, denn dieser sündigt nicht allein alle Tage wider das Gesetz, sondern hat gegen mich auch Drohungen ausgestoßen. Da ergriffen ihn jene und führten ihn vor den Kaiser. Da sprach dieser zu ihm: mein Lieber, was ist es, was ich von Dir höre? warum verletzest Du denn das gegebene Gesetz? Jener aber versetzte: Herr, ich kann das Gebot nicht halten, denn ich brauche jeden Tag acht Denare und ohne zu arbeiten, kann ich selbige nicht verdienen. Da versetzte der Kaiser: und weshalb acht Denare? Der aber sprach: ich bin gehalten jeden Tag im Jahre zwei Denare zu bezahlen, die ich in meiner Jugend geliehen habe: zwei verleihe ich, zwei verliere ich und zwei gebe ich aus. Da sagte der Kaiser: Du mußt Dich hierüber deutlicher gegen mich aussprechen. Darauf versetzte der Schmied: zwei Denare muß ich jeden Tag meinem Vater auszahlen, weil derselbe, da ich noch ein kleiner Knabe war, jeden Tag zwei Denare für mich ausgegeben hat. Nun befindet sich mein Vater jetzt in Dürftigkeit, also befiehlt mir meine Vernunft, daß ich ihm alle Tage zwei Denare gebe. Zwei

andere Denare leihe ich meinem Sohne, der jetzt noch in der Lehre ist, auf daß, wenn es mir geschieht, daß ich in Armuth gerathe, er mir einst jene zwei Denare wiedergeben kann, wie ich es jetzt mit meinem Vater mache. Zwei andere Denare bezahle ich jeden Tag für meine Frau. Da diese mir aber entgegen, eigenwillig und hinterlistig ist, so verliere ich aus diesen drei Gründen Alles, was ich ihr gebe. Zwei andere Denare endlich gebe ich für mich selbst in Speisen und Getränken aus. Leichter kann ich also auf gute Weise durchaus nicht durchkommen und eben sowenig diese Denare ohne beständige Anstrengung erhalten. Ihr habt jetzt meinen Grund gehört, fället also ein gerechtes Urtheil. Da sagte der Kaiser: Mein Lieber, Du hast Dich gut verantwortet, gehe hin und arbeite treulich nach Deiner Weise. Nachher starb aber der Kaiser schnell und der Schmied Focus wurde von Allen wegen seiner Klugheit zum Kaiser erwählt und er verwaltete auch sein Reich auf ganz verständige Weise, als er aber gestorben war, so wurde auch sein Bild mit unter den andern Kaisern abgezeichnet, über seinen Kopf aber seine acht Denare.

Achtundfunfzigstes Capitel.

Vom Beichten.

Es herrschte einst ein gewisser König, mit Namen Asmodeus, der festsetzte, daß, was für ein Missethäter auch ergriffen und vor den Richter geführt wäre, er doch, wie

groß auch sein Vergehen wäre, sein Leben und sein ganzes Eigenthum retten könne, wenn er im Stande wäre, drei Wahrheiten zu sagen, die jedoch so wahr seyn müßten, daß Niemand etwas gegen dieselben einwenden könne, sie dürften jedoch nicht anders als ohne Falschheit seyn. Nun trug sich aber der Fall zu, daß sich ein gewisser Soldat gegen den König verging, entfloh und sich in einem Walde verbarg, in welchem er vieles Böses beging. Wie das der Richter gehört hatte, ließ er einen Hinterhalt in den Umkreis des Waldes legen, ihn ergreifen und mit auf den Rücken gebundenen Händen vor sich führen. Der Richter aber sprach zu ihm: mein Lieber, Du kennst doch das Gesetz? Jener aber versetzte: ja, mein Herr. Wenn ich gerettet werden soll, muß ich drei Wahrheiten sagen oder ich kann dem Tode nicht entgehen. Da sagte der Richter: erfülle also die Wohlthat des Gesetzes oder Du mußt noch heute sterben. Jener aber sprach: Herr, laß Alle schweigen und still seyn. Hierauf sagte er: Herr, siehe das ist die erste Wahrheit! Ich sage Euch allen, daß ich mein ganzes Leben hindurch ein schlechter Mensch gewesen bin. Wie das der Richter hörte, sagte er zu den Umstehenden: ist das wahr, was der da sagt? Jene aber sprachen: wenn er nicht ein Missethäter wäre, stünde er jetzt nicht hier. Da fuhr der Richter fort: sage jetzt die zweite Wahrheit. Der aber versetzte: die zweite Wahrheit ist folgende: es mißfällt mir sehr, daß ich in dieser Gestalt hierher gekommen bin. Da sprach der Richter: Gewiß, das glauben wir Dir. Sage also auch die dritte Wahrheit und Du hast Dich dann vom Tode gerettet.

Jener aber sprach: Sehet, das ist die dritte Wahrheit. Wenn ich einmal von hier werde entschlüpfen können, werde ich niemals freiwillig wieder in solcher Gestalt hierher kommen. Da versetzte der Richter: Amen, ich sage Dir, Du hast Dich auf recht kluge Weise freigemacht, gehe hin in Frieden: und also wurde jener gerettet.

Neunundfunfzigstes Capitel.

Von allzugroßem Hochmuth und wie die Stolzen oft zur tiefsten Niedrigkeit gelangen.

Es herrschte einst der gar mächtige Kaiser Jovinianus: als der einstmal auf seinem Bette ausgestreckt lag, da schwoll sein Herz unglaublich von Hochmuth auf und er sprach bei sich: giebt es denn einen anderen Gott als mich. Wie er noch so dachte, ergriff ihn der Schlaf und als er früh aufstand, rief er seine Krieger zusammen und sprach also zu ihnen: meine Lieben, es wird gut seyn, Speise zu uns zu nehmen, denn ich bin gesonnen, heute auf die Jagd zu gehen. Diese aber waren bereit, seinen Willen zu erfüllen, nahmen Speise zu sich und machten sich zur Jagd auf. Während aber der Kaiser ritt, ergriff ihn eine unerträgliche Hitze und es kam ihm vor, als müsse er sterben, so er sich nicht in kaltem Wasser baden könne. Er schaute sich also um und erblickte in der Entfernung ein breites Gewässer. Er sprach also zu seinen Soldaten: bleibet hier, bis ich mich werde abgekühlt haben.

Hierauf gab er seinem Pferde die Spornen und sprengte eilig zu dem Wasser, sprang vom Pferde, legte alle Kleidungsstücke ab, trat ins Wasser und blieb solange darin, bis er ganz abgekühlt war. Während er aber noch darin wartete, kam ein gewisser Mann herbei, der ihm in Allem, in Gesicht und Geberden ähnlich war, legte seine Kleider an, bestieg sein Roß und ritt zu den Kriegern desselben. Von allen wurde er wie der Kaiser selbst aufgenommen und als das Spiel zu Ende war, machte er sich mit den Soldaten nach dem Pallaste auf den Weg. Nachher kam nun aber Jovinianus schnell aus dem Wasser heraus, fand aber weder sein Pferd noch seine Kleider. Er wunderte sich hierüber gar sehr und ward sehr traurig; weil er nun aber nackt war und Niemanden sah, dachte er bei sich: was soll ich thun? ich bin erbärmlich hintergangen worden. Endlich kam er wieder zu sich und sprach: Hier in der Nähe wohnt ein Soldat, den ich zu einer Kriegsoberstenstelle erhoben habe, zu dem will ich hingehen und mir Kleider und ein Pferd verschaffen, und so will ich dann nach meinem Palaste reiten und zusehen, auf welche Weise und durch wen ich so umgetauscht worden bin. Jovinianus machte sich also ganz nackend auf den Weg nach der Burg jenes Kriegers und klopfte an das Thor. Der Pförtner aber fragte nach dem Grunde seines Pochens und Jovinianus sprach: öffnet das Thor und sehet, wer ich bin. Der aber machte das Thor auf, und wie er ihn erblickt hatte, erstaunte er und sprach: wer bist Du denn? Der aber versetzte: ich bin der Kaiser Jovinianus, gehe hin zu Deinem Herrn und sage ihm, daß er mir Kleider leihe, denn

ich habe meine Kleidungsstücke und mein Pferd eingebüßt. Der aber entgegnete: Du lügst, schändlicher Spitzbube: denn bereits vor Deiner Ankunft ist der Herr Kaiser Jovinianus mit seinen Kriegern auf dem Wege nach seinem Palaste hier vorbeigekommen, mein Herr hat ihn begleitet, ist aber bereits zurückgekehrt und sitzt jetzt bei Tische. Daß Du Dich aber einen Kaiser nennst, das will ich meinem Herrn melden. Alsbald trat auch der Pförtner vor diesen und berichtete seinem Herrn die Worte desselben. Wie der das vernahm, befahl er alsbald, ihn hereinzuführen, und als ihn der Krieger betrachtet hatte, erkannte er ihn nicht, der Kaiser aber erkannte ihn recht wohl. Darauf sagte der Krieger: sage mir, wer bist Du denn und wie ist Dein Name? Der aber antwortete: ich bin der Kaiser Jovinianus und habe Dich zu der und der Zeit zu Deiner Oberstenstelle erhoben. Der aber sprach: o Du schändlicher Spitzbube, mit welcher Frechheit unterfängst Du Dir, Dich einen Kaiser zu nennen? Denn eben ist mein Herr, der Kaiser vor Dir nach seinem Palast geritten, ich hatte mich ihm unterwegs angeschlossen und bin jetzt bereits zurückgekehrt. Daß Du Dich aber selbst einen Kaiser genannt hast, dafür sollst Du nicht ohne Strafe wegkommen. Hierauf ließ er ihn tüchtig durchhauen und nachher aus der Burg werfen. Wie der aber also gepeitscht und vertrieben war, da weinte er bitterlich und sprach: O Du mein Herrgott, wie ist das möglich, daß der Krieger, dem ich doch erst seine Oberstenstelle übertragen habe, mich nun nicht mehr kennt und mich so schrecklich hat auspeitschen lassen können? Da fiel es ihm

bei: hier in der Nähe wohnt ja einer meiner Räthe, ein Herzog, zu dem will ich mich auf den Weg machen und ihm meine Noth kund thun: durch den werde ich Kleider bekommen und in meinen Palast zurückkehren können. Als er nun an das Thor des Herzogs gelangt war, pochte er an und der Thorwärter, wie er ein Klopfen hörte, schloß das Thor auf und als er einen nackten Mann erblickte, wunderte er sich und sprach: mein Lieber, wer bist Du denn und weshalb bist Du denn so nackend hierher gekommen? Jener aber versetzte: ich bin der Kaiser und habe durch einen Zufall meine Kleider und mein Pferd eingebüßt und komme darum zu Deinem Herzog, auf daß er mir in meiner Noth beispringe: weshalb ich Dich bitte, daß Du meine Sache vor Deinem Herrn führen mögest. Als das der Thürhüter gehört hatte, wunderte er sich, trat in den Palast und hinterbrachte Alles seinem Herrn. Der Herzog aber versetzte: laß ihn hereinkommen. Als er aber hereingeführt worden war, da erkannte ihn Niemand und der Herzog sprach zu ihm: wer bist Du denn? Und jener erwiederte: ich bin der Kaiser und habe Dich zu Reichthum und Ehren gebracht, habe Dich zum Herzog gemacht und Dich zu meinem Rath bestellt. Der Herzog aber sprach: elender Tollhäusler: kurz vor Deiner Ankunft bin ich mit meinem Herrn, dem Kaiser nach seinem Palaste geritten und eben von da zurückgekehrt: daß Du Dir aber eine solche Ehre angemaßt hast, das soll Dir nicht so leer ausgehen. Hierauf ließ er ihn in ein Gefängniß einschließen und mit Wasser und Brod beköstigen, nachher aber aus dem Gefängniß herausziehen, tüchtig

durchprügeln und darnach aus seinem ganzen Lande jagen. Als der nun so verbannt war, da stieß er mehr Seufzer und Klagen aus, als irgend Jemand glauben kann und sprach bei sich: weh mir, was soll ich thun, denn ich bin jetzt Schimpf und Schande des Pöbels geworden. Es wird besser für mich seyn, nach meinem Palaste zu gehen, die Meinigen in demselben werden mich gewiß erkennen und sollte auch das nicht seyn, so wird mich wenigstens meine Frau an gewissen Kennzeichen wiedererkennen. Hierauf ging er allein zu seinem Palast, klopfte an das Thor und wie der Pförtner ein Pochen vernahm, so öffnete er dasselbe. Als er ihn aber erblickt hatte, sprach er zu ihm: wer bist Du denn? Jener aber erwiederte: ich wundere mich, daß Du mich nicht kennst, da Du doch so lange Zeit bei mir gewesen bist. Der aber sprach: Du lügst: lange bin ich bei meinem Herrn, dem Kaiser gewesen. Und jener versetzte: der bin ich eben, und so Du meinen Worten nicht glaubst, bitte ich Dich um Gottes Willen, daß Du zur Kaiserin gehst und ihr sagst, sie möge mir bei diesen Zeichen meine kaiserlichen Gewänder senden, weil ich durch einen Zufall alle die meinigen verloren habe: die Zeichen aber, welche ich ihr durch Dich schicke, kennt außer uns beiden niemand auf Erden. Da sprach der Thorwärter: ich zweifle nicht, daß Du toll bist, weil eben mein Herr der Kaiser in diesem Augenblick bei Tafel sitzt und neben ihm die Kaiserin. Indessen will ich der Kaiserin berichten, daß Du gesagt hast, Du wärest der Kaiser und ich bin gewiß, daß Du hart bestraft werden wirst. Der Pförtner machte sich also auf den Weg zur Kaiserin

und meldete ihr Alles, was er gehört hatte. Sie aber ward nicht wenig betrübt, wendete sich zu ihrem Herrn und sprach also: o Herr, Ihr wisset, daß oft zwischen uns im Geheim merkwürdige Dinge vorgegangen sind. Nun berichtet mir diese ein lüderlicher Kerl, der am Thore steht, durch den Pförtner und läßt mir durch diesen sagen, er sey der Kaiser. Als das der Kaiser gehört hatte, befahl er, jener solle vor das Angesicht aller Anwesenden hereingeführt werden, und als er so nackt hereingebracht wurde, da sprang ihm ein Hund, der ihm vorher sehr zugethan gewesen war, nach der Kehle, um ihn zu erwürgen. Indessen wurde er daran von der Dienerschaft gehindert, sodaß er weiter kein Leid von demselben erlitt. Ebenso hätte er einen Falken auf einer Stange, der, sobald er ihn erblickt hatte, alsbald seine Fesseln zerbrach und zum Saale hinausflog. Da sprach der Kaiser zu allen, die im Saale saßen: meine Theuern, höret meine Worte, die ich über jenen Landstreicher sagen werde. Sage mir, wer Du bist und weshalb Du hierher kommst. Jener aber sprach: o Herr, das ist eine wunderliche Frage. Ich bin der Kaiser und Herr dieses Ortes. Da sagte der Kaiser zu allen denen, welche an der Tafel saßen und um dieselbe herumstanden: saget mir bei Eurem Eid, den Ihr mir geleistet habt, wer von uns ist Euer Kaiser und Herr? Da entgegneten jene: O Herr, bei dem Eid, welchen wir Euch geleistet haben, wir haben hierauf eine leichte Antwort zu geben: jenen Spitzbuben haben wir niemals gesehen, Ihr aber seid unser Herr und Kaiser, den wir von Jugend auf gekannt haben und darum bitten wir Euch ein-

stimmig, daß jener gestraft werde, damit Alle sich an ihm ein Beispiel nehmen und eine solche Anmaßung nicht wieder versuchen. Darauf wendete sich der Kaiser zur Kaiserin und sprach: sage mir, meine Gebieterin, bei der Treue, welche Du mir bewahrst, kennst Du jenen Menschen, welcher sich Kaiser und Deinen Herrn nennt. Aber jene versetzte: o lieber Herr, warum fragst Du mich Solches? Bin ich nicht länger als dreißig Jahre mit Dir zusammengewesen und habe mit Dir Kinder gezeugt? Eins jedoch ist, worüber ich mich wundere, wie nehmlich jener Gauner zur Kenntniß der von uns vorgenommenen geheimen Angelegenheiten gelangt ist. Hierauf sprach der Kaiser zu dem, der hereingeführt worden war: mein Lieber, wie konntest Du es wagen, Dich selbst für einen Kaiser auszugeben? Wir fällen den Urtheilsspruch, daß Du heute einem Pferde an den Schweif gebunden werdest, und wenn Du noch einmal Dich erfrechst, dergleichen zu äußern, werde ich Dich zum schimpflichsten Tode verurtheilen. Hierauf berief er seine Trabanten zu sich und sprach: gehet hin und bindet diesen an den Schwanz eines Pferdes, tödet ihn aber nicht. Und also geschah es. Nachher aber bewegten sich mehr als irgend Jemand es glauben kann, die Eingeweide desselben und gleichsam an sich selbst verzweifelnd, sagte er: verflucht sey der Tag, an welchem ich geboren bin und mich meine Freunde verlassen haben. Meine Gattin und meine Söhne haben mich nicht erkannt. Als er noch so sprach, da dachte er: hier in der Nähe wohnt mein Beichtvater, zu dem will ich mich aufmachen, vielleicht daß er mich erkennen mag, da

er ja öfters meine Beichte gehört hat. Hierauf begab er sich zu dem Einsiedler und klopfte an das Fenster seiner Klause. Jener aber fragte: wer ist da? und jener antwortete: ich bin es, der Kaiser Jovinianus: öffne Dein Fenster, auf daß ich mit Dir reden kann. Wie aber jener seine Stimme gehört hatte, öffnete er zwar das Fenster, als er ihn aber erblickte, schlug er dasselbe mit Gewalt wieder zu und sprach: Hebe Dich weg von mir, Vermaledeiter, denn Du bist nicht der Kaiser, sondern der Teufel in Menschengestalt. Wie jener aber das hörte, stürzte er vor Schmerz auf den Boden, zerraufte die Haare auf seinem Haupte und seinen Bart und sprach: weh mir, was soll ich thun? Bei diesen Worten erinnerte er sich, wie sein Herz neulich, als er auf seinem Bett ausgestreckt lag, vor Hochmuth aufgeschwollen war und so gesprochen hatte: giebt es denn einen andern Gott außer mir? Alsbald pochte er an das Fenster des Einsiedlers und sprach: Höret, ich bitte Euch, um des Gekreuzigten Willen bei verschlossenem Fenster meine Beichte. Jener aber sprach: das ist mir ganz recht. Der aber beichtete nun mit Thränen über sein ganzes Leben und vorzüglich, wie er sich über Gott selbst erhoben und gesagt habe, er glaube an keinen andern Gott als an sich selbst. Als nun aber Beichte und Absolution vorüber waren, öffnete der Einsiedler sein Fenster und erkannte ihn und sprach: gesegnet sey der Höchste, jetzt kenne ich Dich: ich habe hier einige wenige Kleidungsstücke, die lege Du an und gehe in Deinen Palast und dort, wie ich hoffe, werden sie Dich erkennen. Hierauf zog sich der Kaiser an, begab

sich nach seinem Palast und klopfte an die Pforte desselben. Der Pförtner öffnete dieselbe alsbald und empfing ihn aufs Ehrenvollste: jener aber sprach: kennst Du mich denn? und jener erwiederte, eiwohl, Herr, sehr gut. Nur darüber wundere ich mich, daß ich den ganzen Tag hier gestanden habe und Euch nicht habe aus dem Hause gehen sehen. Jener trat nun in den Versammlungssaal und alle, die ihn erblickten, neigten ihr Haupt. Der andere Kaiser aber war bei seiner Frau. Ein Krieger aber, der aus dem kaiserlichen Gemach trat, schaute ihn genau an, kehrte hierauf in dieses Zimmer zurück und sprach: mein Herr, im Saale steht ein Mann, vor welchen sich Alle verbeugen und ihm Ehre erweisen und der ist Euch in Allem so ähnlich, daß ich durchaus nicht weiß, welcher von Euch beiden der Kaiser ist. Wie das der Kaiser hörte, sprach er zu der Kaiserin, gehe hinaus und siehe zu, ob Du ihn kennst. Sie aber eilte hinaus, und als sie ihn erblickt hatte, verwunderte sie sich, eilte in das Gemach zurück und sprach: o Herr, ich melde Euch einen zweiten an, wer aber von Euch mein Herr ist, kann ich durchaus nicht unterscheiden. Jener aber sprach: da das so ist, so will ich hinausgehen und die Wahrheit an den Tag bringen. Als er aber in den Saal getreten war, faßte er jenen bei der Hand, ließ ihn neben sich treten, berief alle Krieger, welche im Saale waren, nebst der Kaiserin zu sich und sprach: bei dem Eide, welchen Ihr mir geleistet habt, sagt mir jetzt, welcher von uns ist Euer Kaiser? da antwortete zuerst die Kaiserin: mein Herr, mir liegt es ob, zuerst zu antworten: Gott aber in der Höhe sey mein

Zeuge: ich weiß durchaus nicht anzugeben, wer von Euch mein Herr ist, und ebenso sprachen Alle. Jener aber sprach: Ihr Lieben, höret mir zu. Dieser hier ist Euer Kaiser und Herr: er hat sich aber einstmals gegen Gott erhoben und deswegen hat ihn Gott gezüchtigt und die Kenntniß der Menschen ist von ihm gewichen, bis er seinem Gott Genugthuung geleistet hat. Ich aber bin sein Schutzengel und Wächter seiner Seele, der ich sein Reich verwaltet habe, solange er in der Buße war: nunmehro ist aber seine Buße vollendet und er hat für seine Sünden Genugthuung gegeben, darum seid ihm gehorsam und ich will Euch Gott empfehlen! Bei diesen Worten verschwand er alsbald aus ihren Augen, der Kaiser aber dankte Gott und lebte sein ganzes übriges Leben in Frieden und weihete es Gott. Uns aber gebe dieser dasselbe.

Sechzigstes Capitel.

Von der Habsucht und ihren feinen Versuchungen.

Es war einst ein König, der eine einzige Tochter hatte, die war schön und reizend und hieß Rosimunda. Wie nun dieses Mädchen zu ihrem zehnten Lebensjahre gelangt war, war sie so geschickt im Laufen, daß sie eher an das Ziel gelangte, als irgend Jemand sie einholen konnte. Der König ließ also in seinem ganzen Reiche ausrufen, daß, so Jemand mit seiner Tochter einen Wettlauf machen wolle und eher als sie das Ziel erreiche, er sie

zur Frau bekommen und nach seinem Tode auch das Reich erhalten solle. So aber Jemand dieses unternähme und im Laufen besiegt würde, der müsse das Haupt verlieren. Wie diese Verkündigung ausgerufen worden war, da erboten sich unendlich Viele mit ihr zu laufen, aber Alle, die mit ihr liefen, blieben hinter ihr zurück und verloren ihre Köpfe. Nun war damals im Lande ein gewisser armer Mann, des Name war Abibas. Der dachte bei sich: ich bin arm und aus gemeinem Blut entsprossen: wenn ich nun auf irgend eine Weise jenes Mädchen besiegen könnte, würde ich nicht allein vorwärts kommen, sondern auch Alle aus meinem Geblüte. Er versorgte sich demnach mit drei Hilfsmitteln, erstlich mit einem Rosenkranze, weil Mädchen dieselben gern haben, dann mit einem seidnen Gürtel, welchen sich alle Mädchen wünschen, drittens mit einem seidnen Beutel, in welchem ein vergoldeter Ball war, auf welchem folgende Aufschrift stand: wer mit mir spielt, der wird nie dieses Spiel satt werden. Diese drei Dinge steckte er in seinen Busen, ging nach dem Palaste und klopfte an. Der Pförtner war da und verlangte den Grund des Anklopfens zu wissen. Der aber sprach: ich bin bereit mit der Prinzessin einen Wettlauf zu machen. Wie die das hörte, öffnete sie ein Fenster, und als sie ihn erblickt hatte, verachtete sie ihn in ihrem Herzen und sprach: siehe da ist ein elender Kerl, mit dem Du laufen mußt. Indessen konnte sie nichts dagegen einwenden, sondern bereitete sich zum Laufen. Beide liefen nun neben einander fort, allein bald kam ihm das Mädchen auf einen großen Zwischenraum zuvor und wie das Abibas be-

merkte, warf er den Rosenkranz vor sie hin. Wie nun die Prinzessin den Kranz sah, bückte sie sich, hob den Kranz auf und setzte sich ihn auf den Kopf. Sie freute sich aber so über den Kranz, daß sie wartete, bis Abibas ihr vorgekommen war. Als sie das sah, sprach sie in ihrem Herzen: nie darf die Tochter meines Vaters mit einem solchen Landstreicher verbunden werden. Alsbald warf sie den Kranz in eine tiefe Grube, lief ihm nach und erreichte ihn, und als sie ihn erreicht hatte, gab sie ihm eine Ohrfeige und sprach: bleib stehen, elender Kerl. Es geziemt sich nicht, daß mich der Sohn Deines Vaters zur Frau erhält, und alsogleich kam sie ihm vor. Wie das Abibas gewahr wurde, warf er den seidnen Gürtel vor sie hin und als sie den erblickte, bückte sie sich, hob ihn auf, gürtete sich mit ihm und freuete sich so über denselben, daß sie sich ebendamit länger aufhielt, sodaß sie Abibas zum zweiten Male weit überholte. Als das die Prinzessin bemerkte, weinte sie bitterlich, nahm aber den Gürtel und riß ihn in drei Stücke, lief jenen hierauf nach, holte ihn ein und als sie ihn erreicht hatte, hob sie die Hand auf, gab ihm eine Ohrfeige und sprach: o Elender, Du sollst mich nie zur Frau bekommen. Alsbald holte sie ihn wieder ein, aber Abibas, wie er das sah, wartete solange, bis sie ihm ganz nahe war. Hierauf warf er den seidnen Beutel vor sie hin und sie hatte denselben kaum erblickt, als sie sich auch bückte und den Beutel aufhob. Sie öffnete ihn und fand den vergoldeten Apfel darin, und als sie die Aufschrift las: wer mit mir spielt, wird niemals dieses Spiel satt werden, fing sie dermaßen

und solange an mit ihm zu spielen, bis Abibas schneller zum Ziele gelangte und sie zur Frau bekam.

Einundsechzigstes Capitel.

Wie man Alles vorausbedenken müsse.

Es gab einen König Claudius, der eine einzige reizende und sehr anständige Tochter hatte: wie er nun einmal auf seinem Bette lag, dachte er mit großer Bewegung über seine Tochter nach, wie er sie versorgen könnte. Er sprach aber bei sich: wenn ich sie einem reichen Thoren zur Frau gebe, werde ich meine Tochter ins Unglück stürzen: gebe ich sie aber einem weisen Armen, so wird ihr derselbe vermittelst seiner Klugheit alle Bedürfnisse im Ueberflusse verschaffen. Nun war aber damals in jenem Reiche ein gewisser Philosoph mit Namen Socrates, den der König sehr hochschätzte: diesen berief er zu sich und sprach zu ihm: mein Lieber, beliebt es Dir meine Tochter zur Frau zu nehmen? Jener aber erwiederte: eiwohl, bester Herr. Und jener versetzte: ich will sie Dir also unter der Bedingung geben, daß, wenn meine Tochter während ihrer Verbindung mit Dir stirbt, Du das Leben verlieren mußt. Wähle also, ob Du sie nehmen willst oder nicht. Jener aber entgegnete: mir ist es ganz recht, sie unter dieser Bedingung zu nehmen. Nun feierte der König mit großer Pracht ihre Vermählung und einige Zeit hindurch brachten sie ihr Leben in vollkommener Ruhe und Wohlsein hin. Nachher aber wurde die Gattin des So-

crates auf den Tod krank und wie Socrates dieses vernahm, ward er sehr traurig, ging in einen Wald und weinte bitterlich. Während er nun so ganz in seinem Schmerz versunken war, jagte zufällig der König Alexander in demselben Walde. Ein Krieger Alexanders erblickte den Socrates, ritt an ihn heran und sprach zu ihm: mein Lieber, wer bist Du denn? Und jener entgegnete: ich bin der Mann eines solchen Herren, daß der, welcher ein Sclav meines Herren ist, noch Herr des Deinigen ist. Da sagte der Krieger: In der ganzen Welt giebt es keinen größern Herrn als den meinigen, aber weil Du so gesprochen hast, will ich Dich zu meinem Herrn führen und wir wollen hören, wer denn Dein Herr ist, von dem Du so Vieles und so Großes behauptest. Als er aber vor den König Alexander gebracht worden war, sprach dieser zu ihm: mein Lieber, wer ist denn Dein Herr, von dem Du solches sprichst, daß sein Sclav noch mein Herr seyn soll? Jener aber sprach: mein Herr ist die Vernunft, der Sclave desselben aber der Wille. So ist es auch in der That, denn Du hast zeither Dein Reich nicht nach der Vernunft, sondern nur nach Deinem Willen regiert. Darum bist Du ein Sclav meines Herrn: denn der Wille ist Dein Herr. Wie das Alexander hörte, sprach er zu ihm: mein Lieber, Du hast weise geantwortet, gehe hin in Frieden. Von diesem Tage aber fing der König an, sein Reich nach der Vernunft, nicht nach seinem Eigenwillen zu regieren. Socrates aber ging wieder in den Wald und weinte wegen seiner Gattin bitterlich. Da kam ein Greis zu ihm und sprach: O lieber Meister, weshalb

ist Deine Seele so bekümmert? Und jener entgegnete: ich habe die Tochter des Königs unter der Bedingung zur Frau bekommen, daß, wenn sie nur während ihrem Zusammensein mit mir stirbt, ich mein Leben verlieren soll. Nun liegt sie jetzt auf den Tod darnieder und das ist der Grund meines Schmerzes. Darauf sprach der Greis: folge meinem Rath und es wird Dich nicht reuen. Deine Frau ist aus königlichem Blut; wenn der König eingeschlafen ist, dann möge Deine Frau ihre Brust und Brüste mit dem Blute ihres Vaters bestreichen. Dann wirst Du in diesem Walde drei Kräuter finden: von einem mache ihr einen Trank, von den beiden andern aber ein Pflaster und das lege sie da auf, wo sie Schmerz empfindet: und so Du dieser meiner Lehre folgst, wird sie die vollkommenste Gesundheit wiedererlangen. Socrates erfüllte Alles und seine Gattin genaß von jeglicher Unpäßlichkeit. Wie aber der König vernahm, daß Socrates so bekümmert und sorgsam wegen der Krankheit seiner Tochter gewesen sey, erhob er ihn zu großem Reichthum und Ehrenstellen.

Zweiundsechzigstes Capitel.

Von der Schönheit einer treuen Seele.

Es herrschte einst der gar kluge Kaiser Gajus: in seinem Reiche lebte aber ein Weib Namens Florentina, die war sehr schön und reizend. Nun war aber eine so große Schönheit an ihr, daß sie drei Könige überfielen

und sie von jedem gemißbraucht wurde. Darnach entstand aber zwischen diesen Königen wegen ihrer allzugroßen Liebe zu derselben ein Krieg und von allen Seiten fielen unendlich viel Leute. Wie das die Statthalter des Kaiserthums hörten, kamen sie alle zum Kaiser und sprachen: Herr, jene Florentina in Deinem Reiche ist so schön, daß täglich sich Unzählige aus Liebe zu ihr umbringen und so Du nicht bald ein Mittel dagegen anwendest, werden bald soviel nur in Deinem Lande leben, alle verloren seyn. Wie das der König hörte, befahl er an sie einen Brief zu richten, den er mit seinem Ringe versiegelte, auf daß sie ohne weitern Verzug zu ihm käme. Ein Herold ging mit dem Briefe an sie ab, allein ehe er noch zu ihr kam, war sie bereits gestorben. Der Herold kehrte also wieder um und meldete dem König ihren Tod. Da wurde der König sehr betrübt, daß er sie nicht in ihrer Schönheit sehen konnte, ließ alle Maler seines Reiches zu sich rufen und als sie gekommen waren, sprach er so zu ihnen: Ihr Lieben, folgendes ist die Ursache, weshalb ich nach Euch geschickt habe. Es gab ein gewisses Frauenzimmer mit Namen Florentina von so großer Schönheit, daß neulich Viele aus Liebe zu ihr starben. Jetzt ist sie todt und ich habe sie nicht gesehen. Gehet also hin und malet mir mit allem Euerem Fleiße ihr Bild mit aller ihrer Schönheit, damit ich erkennen kann, warum so Viele aus Liebe zu ihr in den Tod gegangen sind. Jene aber erwiederten: Herr, Ihr verlangt eine schwierige Sache. Denn in ihr lag eine so große Schönheit und Zierlichkeit, daß alle Maler der Welt ihr Bild in jeder Hinsicht nicht so zu

malen im Stande wären, mit Ausnahme eines einzigen Malers, der in den Bergen einsam lebt: der allein und kein Anderer ist es, welcher Eueren Willen erfüllen kann. Als das der König gehört hatte, sendete er nach diesem Maler und als derselbe zu ihm gekommen war, sprach er zu ihm: mein Theuerster, wir sind von Deinem Fleiß und Deiner Geschicklichkeit in Kenntniß gesetzt worden: gehe hin und male mir das Bild der Florentina in jedem Stücke ihrer Schönheit gemäß und ich werde Dir einen des Gegenstandes würdigen Lohn geben. Jener aber sprach: Du verlangst eine schwierige Sache, indessen gestatte mir, daß ich alle schönen Frauen Deines ganzen Reiches wenigstens eine Stunde lang vor Augen haben darf und ich will thun, was Dir gefällig ist. Von diesen wählte nun der Maler die vier Schönsten aus, die andern aber beurlaubte er, daß sie wieder in ihre Heimath zurückkehren konnten. Nun fing der Maler an ihr Bild mit rother Farbe zu malen und wenn nun eine von jenen vier Frauen irgend einen reizendern Gesichtszug oder Nase hatte und ebenso auch in Bezug der andern Theile des Körpers, als die übrigen, so setzte er das auf sein Bild. Auf diese Weise nahm er von jeder Frau irgend einen Theil und machte so sein Bild vollständig; als es aber fertig war, kam der Kaiser, um es zu sehen und als er es gesehn hatte, sprach er: O Florentina, wenn Du noch lebtest, müßtest Du vor Allen diesen Maler lieben, der Dich in Deiner so einzigen Schönheit dargestellt hat.

Dreiundsechzigstes Capitel.

Von den Vergnügungen der Weltlichgesinnten.

Es herrschte einst Vespasianus; der hatte eine sehr schöne Tochter, welche Aglae hieß und sie war so schön und in den Augen Aller reizend, sodaß ihre Schönheit die aller übrigen Frauen bei weitem übertraf. Nun begab es sich aber, daß er eines Tages, als seine Tochter vor ihm stand, diese scharf ansah und also zu ihr sprach: meine Theure, ich will Deiner Körperschönheit wegen Deinen Namen ändern und Du sollst von nun an Frau des Trostes genannt werden, zum Zeichen daß Alle, die traurig hierher kommen, mit Freuden wieder von Dir gehen. Der König besaß aber einen sehr schönen Garten, in welchem die Prinzessin öfters spatzieren ging. Er ließ nun in seinem ganzen Reiche ausrufen, daß, so Jemand seine Tochter zur Frau haben wolle, er nur zu seinem Palaste kommen und unterhalb jenes Gartens drei oder vier Tage hindurch lustwandeln möge: nachher solle er wiederkommen, wenn er seine Tochter noch zur Ehe begehre. Als diese Verkündigung geschehen war, kamen Viele zu seinem Palaste, traten in den Garten und wurden nie wieder gesehen und soviele auch kamen, Niemand kam wieder heraus. Nun gab es aber einen Krieger in dem entlegensten Theile des Reichs: der hörte auch von der Verkündigung, daß wenn Einer zum Palast käme, er die Tochter des Königs zur Frau bekommen könne, machte sich

also dahin auf den Weg und klopfte an das Thor des Palastes. Der Pförtner öffnete die Thür und führte ihn hinein zum König, den trat er an und sprach: Herr, es ist das allgemeine Gerede, daß, so Jemand Eueren Garten betritt, er Euere Tochter zur Frau haben soll. Deshalb bin ich hierher gekommen. Darauf erwiederte der König: Geht in den Garten und so Ihr wieder herauskommt, sollt Ihr sie haben. Darauf sagte jener: Herr, gestatte mir eine einzige Sache. Ich bitte Dich inständig, daß, ehe ich den Garten betrete, ich einige Worte mit Deiner Tochter sprechen darf. Jener aber antwortete: das ist mir ganz recht. Hierauf begab sich jener zu dem Mädchen und sprach: Meine Theuere, Euer Name ist Frau des Trostes und dabei ist es Dir gegeben, daß Alle, welche traurig zu Dir kommen, freudig wieder von Dir gehen. Ich aber komme nun gar traurig und trostlos zu Dir, gieb mir also einen Rath und eine Unterstützung, auf daß ich wieder voll Freude von Dir gehen kann. Denn vor mir sind Viele gekommen und in den Garten getreten, aber nie wieder erblickt worden: wenn mir nun also derselbe Fall begegnen sollte, weil ich Dich zur Ehe begehrt habe, was soll ich mir dann sagen? Jene aber erwiederte: ich will Dir die Wahrheit sagen und Deine Traurigkeit in Freude verkehren. In jenem Garten ist ein wüthender Löwe, der Alle, die denselben betraten, getödtet hat und durch ihn sind Alle, die als Freier um meine Person hineingegangen sind, umgebracht worden! Waffne nun Deinen Leib mit Eisen von der Spitze Deines Fußes bis zum Wirbel Deines Hauptes und mögen alle Deine Waf-

fen mit Gummi bestrichen seyn. Wenn Du nun aber in den Garten getreten bist, wird der Löwe alsbald auf Dich losstürzen, Du aber kämpfe männiglich gegen ihn und sobald Du müde bist, laß ihn los. Hierauf wird er mit seinen Zähnen Deinen Arm oder Bein packen, aber weil seine Zähne bald voll Gummi seyn werden, wird er Dir wenig Schaden zufügen können. Wenn Du aber das merkst, ziehe gleich Dein Schwert aus der Scheide und haue ihm den Kopf ab. Nun giebt es aber in jenem Garten noch eine andere Fährlichkeit. Es giebt nur einen einzigen Eingang, aber verschiedene Irrgänge, sodaß wer einmal hineingegangen ist, kaum wieder den Ausgang finden kann. Darum will ich Dir gegen jene Gefahr folgendes Mittel angeben. Ich gebe Dir hiermit einen Knaul Garn, den binde Du, sobald Du an den Eingang des Gartens gekommen bist, an dem Thore an und steige so an dem Faden immer in den Garten hinunter und laß denselben, so Du Dein Leben lieb hast, nicht fahren. Der Krieger aber erfüllte Alles genau, wie es ihm das Mädchen geheißen hatte. Er trat gewaffnet in den Garten, und als ihn der Löwe erblickt hatte, stürzte er mit seiner ganzen Wucht auf ihn los, der Krieger aber vertheidigte sich mannhaft und als er müde war, machte er einen Sprung von ihm hinweg. Nun hielt ihn der Löwe aber solange am Arme fest, bis seine Zähne ganz voll von Gummi waren und der Krieger zog, wie er das bemerkt hatte, sein Schwert heraus und hieb dem Löwen das Haupt ab. Er aber freuete sich so sehr darüber, daß er den Faden, an welchem er herabgestiegen war, verlor.

Er aber lief traurig und voller Schmerzen drei Tage lang im Garten herum und suchte eifrig seinen Knaul, endlich fand er ihn am Abend. Als er ihn aber wieder hatte, freuete er sich nicht wenig, stieg dem Faden folgend wieder herauf und gelangte bis ans Thor. Hier machte er den Faden los und ging zum Könige und erlangte dessen Tochter, die Dame des Trostes, zur Frau, worüber er gar große Freude empfand.

Vierundsechzigstes Capitel.

Von des Herrn Menschwerdung.

Einst war ein gewisser König, der drei vorzügliche Eigenschaften besaß. Erstlich war er tapferer als alle andere Menschen, zweitens weiser und drittens schöner. Der lebte lange ohne Frau, bis endlich seine Freunde zu ihm kamen und sagten: Herr, es thut gut ein Weib zu nehmen und Kinder zu zeugen, auch ist es nicht löblich ohne Frau zu leben. Jener aber antwortete: Ihr Lieben, es ist Euch bekannt, daß ich reich und mächtig genug bin, also keiner Schätze bedarf; gehet also hin zu allen Reichen und Schlössern und sucht mir eine schöne und kluge Jungfrau, und so ihr dieses Beides finden werdet, will ich sie, mag sie auch noch so arm seyn, zur Frau nehmen. Da zogen sie denn durch alle Länder und alle Schlösser und fanden endlich eine gar schöne und weise Jungfrau aus königlichem Geblüt und verkündeten ihre herrlichen Eigenschaften ihrem Könige. Der wollte nun ihre Weis-

heit kennen lernen, berief also einen Herold zu sich und sprach zu ihm: Mein Lieber, hier hast Du ein Stück Leinwand, das in seiner Länge und Breite nur drei Zoll beträgt: gehe jetzt zu dem Mädchen, grüße sie von mir und gieb ihr dieses Stück Leinwand, daß sie mir daraus nach ihrer Weisheit ein Hemde mache, das für meinen Körper lang und breit genug ist: wenn sie das gemacht hat, soll sie meine Frau werden. Der Bote machte sich also zu dem Mädchen auf den Weg, brachte ihr den Gruß seines Königs und sprach zu ihr: hier ist ein leinenes Tuch, nur drei Zoll lang und breit: wenn Du aus diesem ein seinem Leibe passendes Hemde verfertigen kannst, wird er Dich zur Frau nehmen. Sie aber antwortete: es ist unmöglich ein Hemde aus einem Stück Leinwand zu fertigen, welches nur drei Zoll in der Länge und Breite hat; indessen mag er mir ein Gefäß senden, in welchem ich arbeiten kann und ich verspreche ihm ein Hemde, das lang genug seyn soll. Hierauf kehrte der Bote zurück und hinterbrachte dem König die Antwort des Mädchens. Alsobald sendete ihr der König das verlangte kostbare Gefäß. Sie aber fertigte aus einem so kleinen Stoffe in diesem Gefäße ein Hemde, das völlig für seinen Körper ausreichte. Jener aber nahm sie, wie er das sah, zur Frau.

Fünfundsechzigstes Capitel.

Von der Seelsorge.

Einst zog ein gewisser König aus einer Stadt in eine andere und so gelangte er an ein Kreuz, welches auf

allen Seiten beschrieben war. Auf der einen Seite stand geschrieben: o König, wenn Du auf diesem Weg hier fortreiten wirst, wirst Du eine gute Herberge für Deinen Leib finden, aber Dein Roß wird schlecht bewirthet werden. Auf der andern Seite des Kreuzes stand: wenn Du diesen Weg einschlägst, wirst Du eine Herberge finden, in welcher es Dein Roß sehr gut haben wird, aber Du wirst schlecht aufgenommen werden. Auf der dritten Seite stand geschrieben: wenn Du auf diesem Wege fortgehn wirst, wirst Du sowohl als Dein Roß gut aufgenommen werden, aber ehe Du hingelangst, wirst Du erst eine derbe Portion Schläge empfangen. Auf der vierten Seite endlich stand: wenn Du auf diesem Wege wandeln wirst, wirst Du herrlich bewirthet werden, wirst aber Dein Roß da im Stiche lassen müssen und gezwungen seyn, zu Fuße zu gehen. Als der König alles Dieses gelesen hatte, wunderte er sich und dachte bei sich nach, welchen Weg er wohl einschlagen solle. Endlich sprach er zu sich: ich will den ersten wählen, denn da werde ich mich wohl befinden und die eine schlecht hingebrachte Nacht wird für mein Roß gar bald vergehen. Hierauf gab er seinem Rosse die Spornen bis an eine Straße, wo er eine Burg antraf, auf welcher ein Krieger wohnte, der ihn sehr wohl aufnahm und köstlich bewirthete, allein das Roß bekam nur wenig oder eigentlich nichts. Früh aber stand er auf, ritt nach seinem Palaste und erzählte da Alles, was ihm begegnet war und was er gesehn hatte.

Sechsundsechzigstes Capitel.

Von der Standhaftigkeit.

Einst gab es einen gewissen König, der eine schöne Tochter hatte, die er gewaltig liebte und welche auch nach seinem Tode sein Reich erhielt. Nun war sie aber ganz allein und verwaist gelassen, und wie dieß ein gewisser tyrannischer Herzog hörte, kam er zu ihr und versprach ihr Vieles, wenn sie ihm zu Willen wäre. Sie aber wurde von ihm verführt und ihrer Unschuld beraubt, und als sie so entehrt war, weinte sie bitterlich, der Tyrann aber trieb sie aus ihrem ererbten Lande. Als sie nun so landflüchtig war, stieß sie Seufzer und Klagen aus und setzte sich jeden Tag an die Heerstraße, um die Vorübergehenden um ein Almosen zu bitten. Wie sie nun eines Tags so weinend dasaß, ritt ein edler Ritter an ihr vorüber und als er ihre Schönheit erblickte, wurden seine Augen von ihr geblendet, und er sprach also zu ihr: meine Liebe, wer bist Du denn? Sie aber versetzte: ich war die einzige Tochter eines Königs und erhielt nach meines Vaters Tode nach dem Erbrechte sein Reich, allein durch einen gewissen Tyrannen ward ich verführt und von ihm meiner Unschuld beraubt und nachher hat er mir auch noch mein Erbtheil genommen. Da sagte der Ritter: wäre es Dir genehm, mein Ehegespons zu werden. Sie aber versetzte: ja Herr, das würde vor Allem mein Wunsch seyn. Hierauf sprach jener: gieb mir Dein Wort darauf, daß Du keinen Andern als mich zum Mann nehmen

willst, und ich werde gegen jenen Tyrannen einen Krieg anfangen und Dir Dein Land wiederverschaffen. Wenn ich aber im Kampfe falle, und Dir Dein Erbtheil erobert haben werde, verlange ich weiter nichts, als daß Du meine mit Blut besprützten Waffen als ein Zeichen meiner Liebe zu Dir aufbewahrst. Wenn aber dann Jemand kömmt und Dich zur Frau begehrt, dann gehe in Deine Kammer, in welcher meine Waffen hängen, und betrachte sie fleißig und erinnere Dich, wie ich aus Liebe zu Dir mein Leben verloren habe. Jene aber erwiederte: Herr, das verspreche ich Dir aufs Heiligste, aber fern sey es, daß Du in diesem Kriege Dein Leben einbüßest. Hierauf waffnete er sich und zog gegen den Tyrannen. Wie dieser Herzog solches vernahm, stellte er sich ihm mit aller seiner Macht entgegen und sie fingen mit einander einen Zweikampf an; der Ritter gewann zwar den Sieg und hieb dem Tyrannen das Haupt ab, allein er selbst erhielt im Kampfe eine tödtliche Wunde und starb in drei Tagen, nachdem er das Erbe des Mägdleins wiedergewonnen hatte. Diese aber betrauerte viele Tage lang seinen Tod, hing seine blutbefleckte Rüstung in ihrer Kammer auf und besuchte sie öfters und so oft sie selbige ansah, weinte sie bitterlich. Nun kamen aber viele Edle zu ihr, um sie zur Frau zu haben, und versprachen ihr Vieles, aber bevor sie ihnen eine Antwort gab, trat sie in ihre Kammer, um seine Rüstung fleißig zu betrachten und sprach: o Herr, Du bist mir zu Liebe gestorben und hast mir mein Erbe wiederverschafft, fern sey es von mir, daß ich einem Andern meine Einwilligung gebe. Darauf ging sie hinaus

und sprach: ich habe Gott ein Gelübde gethan, mich niemals mit einem Manne zu verbinden. Wie jene das hörten, gingen sie weg und sie blieb so ihre ganze Lebenszeit in Zucht und Keuschheit.

Siebenundsechzigstes Capitel.

Von der in der äußersten Noth nicht zuläßlichen Entschuldigung.

Es herrschte einst der kluge Maximianus und in seinem Reiche waren zwei Ritter, der eine klug, der andere dumm, die sich beide gegenseitig sehr lieb hatten. Zu letzterem sprach der kluge: beliebt es Dir, mit mir einen Bund zu machen: dieß wird uns von Nutzem seyn. Jener aber versetzte: das ist mir ganz recht. Hierauf versetzte dieser: ein jeder von uns mag Blut aus seinem rechten Arm fließen lassen, ich will Dein Blut trinken, und Du magst mit dem meinen dasselbe thun und so wird keiner von uns den andern weder im Glück noch Unglück verlassen, und was einer von uns gewonnen haben wird, davon soll der andere die Hälfte haben. Jener aber entgegnete: so ist es mir recht. Sogleich tranken nun Beide, nachdem sie sich Blut entzogen hatten, dasselbe von einander und blieben nachher immer in einem und demselben Hause zusammen. Nun hatte aber der König zwei Städte erbaut, die eine auf der Spitze eines Berges, wo Alle, so dahin kamen, einen Reichthum an Schätzen finden und daselbst ihr ganzes Leben verbleiben könnten. Es führte

aber zu dieser Stadt ein enger und steiniger Weg und auf diesem hielten drei Ritter mit einem großen Heere und Alle, so über jene Straße zogen, mußten entweder gegen diese kämpfen oder Alles sammt ihrem Leben verlieren. Auch hatte der König in jene Stadt einen Seneschall gesetzt, der ohne Ausnahme alle Ankommende aufnehmen und nach Rücksicht ihres Standes herrlich bewirthen sollte. Er hatte aber auch unter jenem Berge in einem Thale eine andere Stadt bauen lassen, zu welcher ein ebener und zum Gehen anmuthiger Weg führte. Es lagen aber drei Ritter an jenem Wege, welche alle Vorübergehende freundlich aufnahmen und nach eines Jeden Gefallen bedienten In der Stadt selbst aber hatte er auch einen Seneschall bestellt, der Alle, welche in die Stadt oder in die Nähe derselben kamen, ohne Ansehn der Person ins Gefängniß werfen und sie sämmtlich bei der Ankunft des Richters demselben vorführen mußte, der Richter sollte aber Niemanden verschonen. Da sprach der kluge Ritter zu seinem Gesellen: mein Lieber, laß uns die Welt durchziehen, wie andere Ritter, und wir werden viele Güter erwerben können, von denen wir anständig leben mögen. Darauf entgegnete jener: also gefällt es mir auch. Hierauf zogen Beide auf einer Straße, bis sie an einen Kreuzweg kamen; da sprach der Kluge: mein Lieber, wie Du siehst, sind hier zwei Wege: der eine führt zu einer prächtigen Stadt: wenn wir ihn einschlagen, werden wir zu jener Stadt gelangen, in welcher wir Alles, was unser Herz begehrt, erhalten werden. Da ist aber eine andere Straße, welche nach einer andern Stadt hinführt, welche in einem Thale

erbaut ist: gehen wir diese, wird man uns gefangen nehmen, ins Gefängniß stecken, vor den Richter führen und dieser uns an den Galgen aufhängen lassen. Ich rathe also dazu, diesen letztern Weg liegen zu lassen und den andern zu gehen. Darauf erwiederte der Dumme: mein Lieber, schon lange hörte ich von diesen zwei Städten: allein der Weg zu der auf dem Berge gelegenen Stadt ist schmal und sehr gefährlich, und an demselben lagern drei Ritter mit einem Heere, welche Alle, die dahin ziehen, überfallen, tödten und plündern: der andere Weg ist eben und auf demselben befinden sich drei Ritter, welche alle, die denselben betreten, freundlich aufnehmen, und alles Nöthige findet sich da. Und alles Dieses sehe ich ganz deutlich und darum glaube ich meinen Augen mehr denn Dir. Darauf sprach der kluge Ritter: obgleich der eine Weg schlecht zu gehen ist, so ist doch der andere, wenn man an das Ende desselben denkt, noch weit schlechter: denn er führt uns zu ewiger Schmach und von da werden wir zum Galgen geschleppt werden. Nun fürchtest Du Dich aber des Kampfes und der Wegelagerer wegen auf der andern Straße zu gehen. Das ist aber für Dich eine ewige Schande, weil Du ein Ritter bist und es den Rittern zukommt, gegen ihre Feinde zu streiten. Wenn Du aber anders mit mir diese Straße ziehen willst, verspreche ich Dir heilig, vor Dir her in den Kampf zu gehen und soviel ihrer auch seyn werden, Du wirst durch sie hindurch kommen, wenn Du mich unterstützest. Jener aber entgegnete: Amen, ich sage Dir, auf diesem Wege will ich nicht gehen, sondern vielmehr auf jenem. Da

sprach der Kluge: da ich Dir mein Wort verpfändet und zum Zeichen der Treue Dein Blut getrunken habe, werde ich Dich nicht allein gehen lassen, sondern mit Dir ziehen. Beide schlugen nun diesen Weg ein und fanden unterwegs nach ihrem Gelüste vielerlei Annehmlichkeiten, bis sie an die Herberge jener drei Ritter kamen, von welchen sie mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen und prächtig bewirthet wurden. Bei jeder Erquickung sprach aber der dumme Ritter zu dem klugen: mein Lieber, habe ich es Dir nicht vorhergesagt, siehe, wieviel und wie große Ergötzlichkeiten wir auf dieser Straße genießen, die wir alle auf der andern hätten entbehren müssen. Jener aber antwortete: Ende gut, Alles gut, das hoffe ich aber nicht. Sie brachten nun einige Zeit bei diesen Rittern zu, als aber der Seneschall dieser Stadt vernahm, daß zwei Ritter gegen das Gebot des Königs in der Nähe der Stadt wären, schickte er gleich seine Trabanten ab, auf daß sie sie fingen und zur Stadt führten. Als sie aber der Seneschall in Augenschein genommen hatte, ließ er den Dummen an Händen und Füßen gebunden in eine Grube werfen, den andern aber in einen Kerker sperren. Wie nun der Richter in die Stadt kam, wurden alle Missethäter aus derselben vor sein Angesicht gebracht und unter andern auch diese beiden Ritter. Da sprach der Kluge zum Richter: Herr ich klage gegen meinen Gesellen; denn der ist Ursache meines Todes. Ich habe ihm das Gesetz dieser Stadt vorhergesagt, sowie die Gefahren und doch wollte er auf keine Weise meinen Worten trauen und sich bei denselben beruhigen und meinem Rathe Folge leisten,

sondern antwortete mir: ich traue meinen Augen mehr als Deinen Reden. Da wir nun durch Wort und Schwur mit einander verbunden waren, mochten wir im Glück oder Unglück seyn, und ich ihn allein sich auf den Weg machen sah, so habe ich meines Eides wegen mich ebenfalls hierher begeben, und darum ist er jetzt Schuld an meinem Tode: fälle also einen gerechten Urtheilsspruch. Da entgegnete der andre dumme Ritter dem Richter: dieser da ist gerade die Ursache meines Todes, denn es ist der ganzen Welt bekannt, daß er weise ist und ich von Natur aus dumm bin. Nun hätte er aber eben wegen seiner Weisheit nicht so leichtsinnig meiner Dummheit sich fügen sollen. Wäre jener mir aber nicht gefolgt, als ich mich allein auf den Weg machte, so würde ich auf den Weg, welchen er gehen wollte, zurückgekommen und mit ihm marschirt seyn, des Eidschwurs wegen, welchen ich ihm geleistet habe. Darum nun, weil jener weise ist, ich aber dumm bin, so ist er die Ursache meines Todes. Darauf entgegnete der Richter Beiden und zwar zuerst dem klugen Ritter: Du Kluger, der Du so leichtsinnig seiner Dummheit nachgabst und ihm folgtest, und Du Dummer, der Du den Worten des Klugen nicht geglaubt, sondern Deine eigene Dummheit durchgeführt hast, Ihr sollt Beide nach meinem Urtheil an den Galgen gehenkt werden: und also geschah es.

Achtundsechzigstes Capitel.

Wie man die Wahrheit bis zum Tode nicht verschweigen müsse.

Es war einst ein König Gordianus, in dessen Reiche sich ein gewisser edler Ritter befand, der eine schöne Frau besaß, die aber ihrem Manne oft untreu war. Nun trug es sich eines Tages zu, daß der Mann sich auf eine weite Reise begab: diese ließ nun ohne Verzug ihren Buhlen holen. Es hatte aber diese Frau eine Magd, welche die Sprache der Vögel verstand. Wie nun der Liebhaber kam, waren damals gerade drei Hähne im Hofe. Um Mitternacht, als der Buhle neben der Frau vom Hause lag, fing der erste Hahn an zu krähen: wie das die Dame hörte, sprach sie zu ihrer Magd: sage mir, meine Liebe, was sagt denn der Hahn da in seinem Liede? Diese antwortete: der Hahn meint in seinem Gesange: Du thust Unrecht gegen Deinen Mann. Da sprach die Frau: der Hahn muß sterben, und also geschah es. Einige Zeit nachher krähte der zweite Hahn und die Frau sprach zur Magd: was sagt der Hahn in seinem Gesange? Die Magd antwortete: mein Gesell ist für die Wahrheit gestorben, ich bin bereit auf die Wahrheit dessen, was er gesagt hat, zu sterben. Darauf entgegnete die Frau: tödte den Hahn, und also geschah es. Nachher krähte auch der dritte Hahn. Wie die Frau das hörte, sprach sie zur Magd: was sagt der Hahn in seinem Liede? diese ant-

wortete: Schau, hör' und schweig dazu, so Du willst leben in Ruh. Darauf versetzte die Frau: diesen Hahn lasset leben.

Neunundsechzigstes Capitel.

Von der Keuschheit.

Einst herrschte der weise Gallus, der wollte einen Palast erbauen; nun lebte aber in seinem Reiche ein gar scharfsinniger Baumeister, mit welchem der Kaiser hinsichtlich dieses Baues abschloß. Es war aber zu derselbigen Zeit in jenem Reiche ein Ritter, der eine schöne Tochter hatte. Wie der die Klugheit des Baumeisters bemerkt hatte, dachte er bei sich: dem will ich doch meine Tochter zur Frau geben, er wird sie gewiß durch seine Klugheit und Kunstfertigkeit in eine glänzende Lage versetzen. Er berief ihn also zu sich und sprach zu ihm: mein Lieber, verlange von mir was Du willst und ich will es Dir geben, wenn es mir möglich ist, damit Du nur meine Tochter zur Frau nimmst. Jener aber entgegnete: das ist mir ganz recht. Sie vereinigten sich bald mit einander und der Baumeister heirathete sie. Hierauf rief die Mutter des Mädchens ihren Schwiegersohn zu sich hinein und sprach also zu ihm: mein Sohn, jetzt hast Du meine Tochter zum Weibe genommen. Hier ist ein Hemde, welches, wie Du siehst, sehr schön ist: das will ich Dir geben. Sie fuhr also fort: dieses Hemde besitzt die Tugend, daß es Dein ganzes Leben hindurch nicht gewaschen zu werden

braucht, nicht zerreißt, nicht zerfällt, noch seine Farbe verändert, solange zwischen Dir und meiner Tochter treue Liebe herrscht. So aber, was fern seyn möge, einer von Euch sein eheliches Gelübde verletzt, wird das Hemde alsbald alle seine Vorzüge verlieren. Wie das der Baumeister hörte, freuete er sich sehr, nahm das Hemde in Empfang und sprach: o Mutter, was für ein spaßhaftes Schutzmittel hast Du mir gegeben! keiner von uns wird nunmehro die Ehe brechen können, ohne daß davon durch dieses Hemde die vollständigste Kunde herauskäme. Wenige Tage nachher wurde der Baumeister zum Palaste des Königs berufen, um den neuen Palast zu erbauen: er nahm das Hemde mit sich, ließ aber seine Frau zu Hause, und blieb so lange bei dem Könige, bis der Palast vollendet war. Während er aber mit seiner Arbeit beschäftigt war, wunderten sich Viele, daß das Hemde immer rein und weiß blieb, und der König selbst sprach zu ihm: Meister, ich bitte Dich, daß Du mir sagst, wie es möglich ist, daß während Du in fortwährender Arbeit beschäftigt bist, Dein Hemde ohne gewaschen zu werden, in seiner Reinheit und Weiße verbleibt. Jener aber versetzte: wisse, theuerster Herr, daß solange wir, ich und meine Frau, uns treu in unserer Liebe bleiben, mein Hemde nicht gewaschen zu werden braucht, allein wenn unser eheliches Gelübde verletzt worden wäre, würde es gerade wie alle andere Leinwand der Wäsche bedürfen. Als dieß ein Ritter gehört hatte, dachte er bei sich nach: wie wäre es, wenn ich machen könnte, daß Dein Hemde gewaschen werden müßte? Er machte sich also nach dem Hause des Baumeisters ohne

Wissen desselben auf den Weg, um dessen Frau zur Sünde zu reizen. Diese nun nahm ihn freundlich auf und er klopfte bei ihr wegen eines ungesetzmäßigen Liebesverhältnisses mit ihr an. Darauf versetzte sie: solcherlei Liebe verlangt, daß wir allein sind, komm mit mir, und damit führte sie ihn in ihr Kämmerlein. Kaum hatte sie ihn aber hineingeführt, so ging sie hinaus, schloß die Thüre ab und sprach: Hier mußt Du warten, bis ich Zeit habe, Dich loszulassen. Jeden Tag besuchte ihn nun die Dame und beköstigte ihn mit Wasser und Brod. Er aber ließ es nicht an Bitten fehlen, sie solle ihn doch gehen lassen, allein sie gestattete es nicht. Nachher kamen bald noch zwei andere Ritter vom Hofe des Königs zu ihr, einer nach dem andern, um sie zu verführen, allein es gelang ihnen nicht, sondern sie sperrte dieselben in dasselbe Gemach ein und erhielt sie mit Wasser und Brod. Dort blieben sie nun viele Tage und es entstand wegen dieser drei Ritter ein Gefrage und eine Bewegung am Hofe des Königs, wo sie hingekommen seyen. Als nun der Palast vollendet war, kam der Baumeister, nachdem er seinen Lohn empfangen hatte, nach Hause und seine Frau, die sich nicht wenig freute, nahm ihn mit großen Ehren auf und erkundigte sich fleißig, wie er sich befinde. Er aber beantwortete ihr Alles gar wohl und sie sah sich nun sein Hemde an, und wie sie dasselbe ganz rein fand, sprach sie: Gesegnet sey unser Gott, an dem Hemde erkenne ich, daß zwischen uns noch eine wahrhafte Liebe besteht. Darauf sprach er zu ihr: meine Liebe, als ich noch mit dem Bau des Palastes beschäftigt war, kamen drei Ritter, einer

nach den andern zu mir, und fragten mich wegen des Hemdes, wie es so ohne gewaschen zu werden, in seiner ganzen glänzenden Weiße bleiben könne, und ich habe ihnen die Wahrheit gesagt. Was aber nachher aus ihnen geworden ist, weiß ich durchaus nicht, obwohl wegen ihrer Entfernung am Hofe des Königs viel Nachforschungen angestellt worden sind. Da sprach sie: Herr, jene drei Ritter, von denen die Rede ist, sind zu mir gekommen und haben mir Vieles versprochen, wenn ich ihnen zu Willen seyn wollte, aber auf keine Weise war ich in Willens, so etwas zu begehen, sondern habe sie in meinem geheimen Kämmerlein eingeschlossen und bis jetzt mit Brod und Wasser genährt. Wie das der Baumeister hörte, freuete er sich über die Treue seiner Gattin, rettete diese Ritter vom Tode und ließ sie frei ihre Straße ziehen: sie Beide aber verharrten bis an das Ende ihres Lebens in wahrer Liebe.

Siebenzigstes Capitel.

Von der Reue einer treuen Seele.

Es gab einst einen König, der hatte eine schöne und kluge Tochter, die ihr Vater einem Manne zur Frau geben wollte. Sie aber hatte Gott ein Gelübde gethan, daß sie niemals einen Mann nehmen wolle, bevor sie nicht dreierlei von ihm erlangt hätte. Das erste bestand darin, daß er ihr der Wahrheit gemäß sagte, wieviel Fuß in der Länge, Breite und Tiefe die vier Elemente hätten: zwei-

tens, was den Wind von Norden her verändere und drittens, daß er Feuer in seinem Busen, ohne denselben zu verletzen, an seinem Fleische tragen sollte. Als der König dieß vernommen hatte, ließ er diese drei Sachen in seinem ganzen Reiche bekannt machen und daß, so Jemand dieses ohne Fehler vollbringen würde, er seine Tochter zur Frau haben solle. Nun kamen Viele deshalb herbei, aber Alle fielen durch. Nun befand sich aber ein gewisser Krieger in einer weit entfernten Gegend des Reichs: wie der von dem Gelübde der Prinzessin hörte, kam er zum Palaste des Königs, und indem er einen einzigen Diener und ein wildes Pferd mit sich brachte, suchte er vor den König zu gelangen und sprach: mein Herr König, ich bitte mir Deine Tochter zur Frau aus und bin bereit, jene drei Aufgaben zu lösen. Darauf erwiederte der König: das ist mir ganz recht. Der Krieger aber rief seinen Diener und sprach zu ihm: lege Dich auf die Erde. Wie der nun so dalag, maß ihn der Krieger vom Kopf bis zu den Füßen und sprach hierauf zum König also: siehe Herr, ich finde in allen vier Elementen kaum mehr als sieben Fuß. Da entgegnete der König: was hat denn das mit den Elementen zu schaffen? Und jener versetzte: Herr, jeder Mensch und jedes Thier ist aus den vier Elementen zusammengesetzt und also habe ich an meinem Diener die vier Elemente gemessen. Darauf erwiederte der König: Amen, ich sage Dir, Du hast die Sache ganz deutlich erwiesen. Nun wollen wir aber zum Zweiten schreiten, verändere jetzt den Wind. Gleich ließ jener sein toll gewordenes Pferd herbeiführen und gab ihm einen Trank

ein, von dem es gänzlich geheilt wurde. Wie das geschehen war, wendete er den Kopf des Pferdes nach Osten und sprach: siehe Herr, der Wind hat sich von Norden nach Osten gedreht. Hierauf versetzte der König: was hat denn Dein Beginnen mit dem Winde zu schaffen? Darauf entgegnete jener: ist es Euerer Weisheit nicht bekannt, daß das Leben eines jeden Geschöpfes nichts als Wind ist? solange als das Pferd schlechten hatte, solange stand es nach Norden zu: nun aber, da es durch die Kraft des Trankes gesund worden ist, habe ich seinen Kopf nach Osten gewendet, auf daß es bereit sey, eine Last zu tragen. Darauf entgegnete der König: Du hast die Sache ganz klar dargethan. Laßt uns demnach zum Dritten schreiten. Darauf versetzte jener: Herr ich bin bereit, dieß vor Aller Augen zu erfüllen. Hierauf nahm er seine beiden Hände voll glühender Kohlen und steckte diese in seinen Busen und sein Fleisch wurde durchaus nicht verletzt. Darauf sprach der König: die andern beiden Stücke hast Du gut bewiesen, sage mir aber jetzt, warum Dich die Kohlen nicht beschädigen. Darauf entgegnete jener: dieß geschieht nicht durch meine Kunst, sondern durch die Kraft eines Steines, welchen ich beständig bei mir trage: denn wer solchen Stein bei sich an einem reinen Orte trägt, wird nie vom Feuer verletzt werden können. Sehet, hier ist er: und damit zeigte er Allen seinen Stein. Darauf erwiederte der König: Du hast alle drei Aufgaben richtig gelöst, und damit richtete er die Hochzeit aus, gab ihm seine Tochter mit vielen Schätzen zur Frau und Beide beschlossen ihre Tage im Wohlleben.

Einundsiebenzigstes Capitel.

Von der Vergeltung der ewigen Heimath.

Es gab einst einen König, der ein großes Gastmahl hatte zurichten lassen: dann ließ er durch sein ganzes Reich Herolde ziehen, die mußten das Gastmahl laut ausrufen: daß Alle, von welchem Stande sie auch wären, zu demselben kommen könnten und nicht nur ein gutes Mahl finden sollten, sondern auch unendliche Schätze bekommen würden. Wie nun die Herolde durch die Länder und Schlösser zogen, um das Gebot des Königs zu verkünden, da waren damals zwei Männer in einer Stadt: von diesen war der eine stark und kräftig, aber blind, der andere aber lahm und schwächlich, konnte aber sehr gut sehen. Hierauf sprach der Blinde zu dem Lahmen: mein Lieber, weh uns Beiden, es ist im ganzen Lande verkündigt worden, daß der König zu der und der Zeit ein treffliches Gastmahl anstellen will, bei welchem nicht blos ein Jeder Speisen nach seinem Gelüste empfangen, sondern auch große Reichthümer erhalten soll. Du aber bist lahm, ich aber blind: folglich können wir nicht mit zu dem Schmause kommen. Darauf entgegnete der Lahme: wenn Du meinem Rathe folgen willst, werden wir Beide dahin kommen und Schätze und Schmaus wie alle Andere haben. Darauf erwiederte der Blinde: ich bin bereit jedweden Rath, welcher uns nützlich ist, zu erfüllen. Da sprach der Lahme: Du bist stark und kräftig am Körper, ich aber bin schwäch-

lich und lahm: also wirst Du mich auf Deinem Rücken tragen, ich aber will Dich auf dem Wege leiten, weil ich ganz deutlich sehen kann, und so werden wir Beide zum Schmause kommen und unsern Lohn, wie die Andern bekommen. Darauf entgegnete der Blinde: Amen, ich sage Dir, Dein Rath ist gut, steige alsogleich auf meinen Rücken. Und also geschah es, der Lahme zeigte dem Andern den Weg und dieser trug ihn, und so kamen Beide zum Mahle und bekamen unter den Andern die versprochenen Schätze.

Zweiundsiebenzigstes Capitel.

Von der Tödtung der Undankbaren.

Man liest von einem gewissen König, der einen einzigen Sohn hatte, welchen er sehr liebte und zärtlich erzog. Wie nun der Knabe zu dem gesetzlichen Mannesalter gekommen war, lag er dem König von Tag zu Tag an, er solle ihm sein Reich abtreten, weil er es nicht mehr zu regieren im Stande sey, er aber es vermöge. Der König aber sprach: mein Theurer, wenn ich sicher wäre, daß Du mich freundlich und ehrenhaft Dein ganzes Leben über behandeln würdest, würde ich es Dir abtreten und Dir jede Menschenpflicht, welche der Vater dem Sohne schuldig ist, leisten. Der aber sprach: Herr vor Deinen Magnaten und Edeln des Reiches will ich Dir einen Eid leisten, daß es Euch an nichts fehlen soll, sondern daß ich Euch in größern Ehren als mich selbst halten will. Der

König aber glaubte seinen Worten, gab ihm sein Reich und behielt für sich nichts. Wie der aber gekrönt und auf den Thron gesetzt worden war, da erhob sich sein Herz unglaublich von Hochmuth und nach wenigen Jahren erwieß er seinem Vater keine Ehre mehr, noch ließ er ihm irgend etwas Gutes zufließen. Der aber fing an sich bei den weisen Männern des Landes zu beklagen, wie sein Sohn seinen Vertrag nicht halte. Die Weisen aber, welche ihn sehr hoch hielten, beschuldigten den König, daß er seinen Vater schlecht abwarte. Wie das der König hörte, ward er voller Wuth und sperrte seinen Vater in einem Schlosse ein, wo Niemand zu ihm Zutritt haben konnte. An diesem Orte nun litt er Hunger und vieles Elend: nun begab es sich aber einstmals, daß der König in derselbigen Burg übernachtete. Der Vater aber trat ihn an und sprach zu ihm: o mein Sohn, erbarme Dich Deines greisen Vaters, der Dich gezeugt und Dir Alles gegeben hat: ich leide an diesem Orte Hunger und Durst und befinde mich jetzt in einem bedeutenden Unwohlsein, ein Trunk Wein würde mich vielleicht stärken. Der König entgegnete: ich weiß nicht, ob Wein in der Burg ist. Jener aber erwiederte: ja mein Sohn, es sind fünf Faß Wein in der Burg und ohne Euer Wissen wagt der Seneschall dieses Schlosses nicht sie anzubohren und mir einen Trunk zu reichen: ich bitte Dich also, mein Sohn, daß Du mir einen aus dem ersten Fasse geben läßt. Darauf sprach der König: das werde ich nicht thun, denn es ist Most und der taugt nicht für alte Leute. Jener aber sagte: gieb mir also aus dem zweiten Fasse. Hier-

auf sprach jener: das will ich nicht thun: dieses ist für meine Leibwachen und für die Pagen bestimmt, die ich bei mir habe. Jener aber entgegnete: gieb mir also aus dem dritten Fasse. Darauf sprach der König: das kann ich nicht thun, denn der Wein ist stark und Du bist schwächlich und unpaß, das könnte die Ursache zu Deinem Tode seyn. Darauf versetzte jener: gieb mir demnach vom vierten Fasse. Darauf erwiederte der: das kann ich auch nicht machen, denn der Wein ist zu alt und essigsauer und taugt nicht viel, überhaupt nicht für Deine Constitution. Darauf sagte der Vater: Mein Sohn, gieb mir also vom fünften Fasse. Darauf entgegnete jener: das sey ferne, denn es sind eitel Hefen und die Magnaten meines Reiches würden mich beschuldigen, daß ich Dich getödtet hätte, wenn ich Dir Hefen gäbe. Wie das der Vater hörte, ging er traurig von ihm weg und schrieb alsbald heimlich einen Brief an die Edeln seines Reiches, wie ihn sein Sohn behandele, sie möchten ihn doch um Gottes Willen aus seiner Noth helfen. Alle Magnaten aber fühlten Mitleid, nahmen ihn gleich wieder zu ihrem König an und betrachteten den Vater wieder wie vorher als solchen, den Sohn aber warfen sie ins Gefängniß, wo er elendiglich umkam.

Dreiundsiebenzigstes Capitel.

Der Geiz macht Manchen blind.

Es war einst in der Stadt Rom ein gewisser König, der festsetzte, es solle ein jeder Blinde jedes Jahr vom

Kaiser hundert Groschen bekommen. Nun trug sich der Fall zu, daß einst drei und zwanzig Gesellen mit einander zur Stadt kamen, und, um mit einander zu trinken, in einer Kneipe einkehrten. Hier blieben sie sieben Tage lang liegen und aßen und tranken, nachher aber als sie mit dem Wirthe zusammenrechnen wollten, gaben sie ihm Alles, was sie nur an Geld besaßen, aber jener sprach: Ihr lieben Leute, bestimmt es fehlen noch 100 Groschen: Amen ich sage Euch, Ihr sollt dieses Haus nicht verlassen, bevor Ihr mir nicht den letzten Heller bezahlt habt. Wie jene das hörten, sprachen sie zu einander: Was sollen wir thun? wir haben nichts zum Bezahlen. Da versetzte einer: ich will Euch einen klugen Rath ertheilen. Es ist vom Kaiser ein Gesetz gegeben worden, daß wer blind ist, hundert Groschen aus seinem Schatze erhalten soll. Laßt uns also mit einander loosen und auf wen das Loos trifft, dessen Augen wollen wir ausreißen und dann wird dieser zum Palast gehen, hundert Groschen erhalten und uns alle ledig machen können. Jene aber sprachen: das ist der beste Rath. Sie loosten also unter sich und das Loos fiel auf den, welcher den Rath gegeben hatte. Alsbald blendeten sie ihn und führten ihn zum Palast: man klopfte an das Thor und der Pförtner verlangte die Ursache des Pochens zu wissen. Jener aber sprach: siehe hier ist ein Blinder, der die Wohlthat des Gesetzes fordert. Darauf versetzte der Thorwärter: ich will es dem Seneschall sagen. Er ging also zum Seneschall und sprach: es steht ein Blinder am Thore, welcher die Wohlthat des Gesetzes begehrt. Jener aber versetzte:

ich will zu ihm gehen und ihn sehen. Wie er aber den Blinden sah, betrachtete er ihn ganz genau, und als er ihn betrachtet, sprach er zu ihm: Mein Lieber, was verlangst Du. Und jener sprach: hundert Groschen, wie das Gesetz besagt. Darauf entgegnete jener: Amen, ich sage Dir, am gestrigen Tage sahe ich Dich, wie Du in der Schenke noch zwei ganz helle Augen hattest: Du verstehst das Gesetz schlecht. Dieses heißt so: wenn Jemand aus Krankheit oder irgend einen Unfall blind wird und sich gegen die Noth nicht schützen kann, der soll die Wohlthat des Gesetzes erhalten. Nun hast Du aber freiwillig Deine Augen zerstört, in der Schenke mit getrunken und den Rath gegeben, Dich zu blenden. Suche Dir also einen andern Trost, denn hier sollst Du keinen Heller bekommen. Wie jener das hörte, ging er voll Bestürzung vom Palaste weg und kam nie wieder.

Vierundsiebenzigstes Capitel.

Von Fürsorge und Vorsehung.

Es war einst ein König, der hatte nur einen einzigen Sohn, welchen er sehr zärtlich liebte. Nun ließ der König mit großen Unkosten einen goldenen Apfel machen und als dieser fertig geworden war, da wurde der König zum Tode krank, berief seinen Sohn zu sich und sprach: mein Lieber, wenn ich aus dieser Krankheit nicht davonkommen kann, so gehe mit meinem Segen nach meinem Tode durch alle Länder und Burgen und nimm den gold-

nen Apfel, den ich habe machen lassen, mit Dir, und wen Du als den größten Thoren antreffen wirst, dem gieb den Apfel in meinem Namen. Der Sohn nun versprach das Geheiß seines Vaters getreulich zu erfüllen, der König aber wendete sich nach der Wand um und gab seinen Geist auf. Der Sohn ließ ihn hierauf aufs Ehrenvollste begraben, nahm nach dem Begräbniß desselben den Apfel und zog durch verschiedene Länder und Schlösser, traf zwar und erblickte viele thörigte Leute, jedoch gab er Keinem den Apfel. Nachdem aber machte er sich nach einem gewissen Reiche auf den Weg, kam zu der Hauptstadt desselben und sah den König mit großem Gepränge mitten durch die Stadt reiten. Er befragte sich nun bei einigen Bürgern um die Verhältnisse dieses Landes und jene sagten ihm: es ist die Gewohnheit in diesem Reiche so, daß nie ein König bei uns anders zur Regierung gelassen wird, als daß er nach Verlauf eines Jahres aller Würden und Schätze beraubt, in die Verbannung getrieben wird, wo er eines elenden Todes sterben muß. Wie das der Königssohn hörte, dachte er bei sich: jetzt habe ich gefunden, was ich lange suchte. Er begab sich also zum König, begrüßte ihn mit gebogenen Knieen und sprach zu ihm: Heil sey Dir, o König. Mein Vater ist mir gestorben und hat Euch in seinem Testamente diesen goldenen Apfel vermacht. Der König aber nahm den Apfel und sprach zu ihm: mein Lieber, wie kann das möglich seyn? der König hat mich niemals gesehen, noch habe ich Deinem Vater irgend einmal etwas Gutes erwiesen, weshalb er mir ein so kostbares Spielwerk hätte geben sollen. Dar-

auf entgegnete jener: mein Herr König, mein Vater hat Euch den Apfel ebenso gut vermacht wie einem Andern, aber er hat mir bei seinem Segen aufgegeben, diesen Apfel dem größten Thoren zu geben, welchen ich finden könnte. Ich bin nun, wie Ihr nicht zweifeln werdet, durch viele Königreiche und Schlösser gezogen, habe aber noch keinen so argen Thoren und Narren angetroffen als Euch, weshalb ich Euch nach seinem Geheiß den Apfel übergeben habe. Darauf sagte der König: ich bitte Dich mir zu sagen, weshalb Du mich für einen solchen Thoren ansiehst. Jener aber antwortete: Siehe Herr, das will ich klar beweisen. Es ist die Gewohnheit dieses Landes, daß Jemand ein ganzes Jahr hindurch König ist, am Ende desselben aber aller seiner Ehre und Reichthümer beraubt und in die Verbannung getrieben wird, wo er eines erbärmlichen Todes sterben muß. Amen, nun sage ich Euch, daß ich aus diesen meinen Worten abnehme, wie es in der ganzen Welt keinen so argen Dummkopf geben kann, als Ihr seid, der nur eine so kurze Zeit hindurch König seyn und nachher so elend sein Leben beschließen soll. Darauf entgegnete der König: ohne Zweifel ist Alles wahr, was Du mir da gesagt hast und darum werde ich, solange ich noch im gegenwärtigen Jahre im Besitze meiner Macht bin, unermeßliche Reichthümer vor mir her in das Land meiner Verbannung senden, damit ich, wenn ich dahin komme, von jenen Gütern solange ich lebe, leben kann. Und also geschah es: er wurde am Schlusse des Jahres der Regierung beraubt und in die Verbannung

geschickt, wo er aber noch viele Jahre von jenen Gütern lebte und sein Leben in Frieden beschloß.

Fünfundsiebenzigstes Capitel.

Wie man der Sorge um die Welt nicht nachhängen müsse.

Es lebte einst ein König, der drei schöne Töchter hatte, welche er an drei Herzöge verheirathete. Nun starben aber alle diese drei Herzöge in einem und demselben Jahre, und wie der König das hörte, wollte er seine Töchter zum andern Male verheirathen, rief die älteste Tochter zu sich hinein und sprach: meine Liebe, Dein Mann ist jetzt todt, ich will Dich einem andern zur Frau geben. Jene aber sprach: das will ich auf keine Weise mir zu Schulden kommen lassen und zwar aus folgendem Grunde. Wenn ich mir einen andern Mann nehmen wollte, so ist es nothwendig, daß ich selbigen so liebe, wie meinen ersten Mann, oder auch mehr oder weniger. Ersteres ist aber nicht möglich, weil der erste meine Jungfrauschaft bekam, darum kann ich ihn also nicht so lieben: wenn aber mehr, so würde das noch weit schlimmer seyn, und wenn weniger, würde zwischen uns nicht eben eine besondere Liebe stattfinden. Darum schließe ich aus allen Diesem, daß ich keineswegs einen andern Mann nehmen darf. Wie das der König hörte, rief er die andere Tochter herein und sprach: meine Liebe, Dein Mann ist gestorben: ich will Dich mit einem andern verbinden. Jene aber

sprach: Herr, das werde ich niemals zugeben: denn wenn ich einen andern Mann nähme, müßte ich ihn entweder seiner Reichthümer, oder seiner Tapferkeit oder seiner Schönheit wegen nehmen. Nun brauche ich aber keinen wegen seiner Schätze, da ich selbst Ueberfluß an solchen habe, auch nicht der Tapferkeit wegen, da ich Freunde habe, die mich beschützen können, und endlich auch der Schönheit wegen nicht, denn mein Mann war der schönste von allen auf der ganzen Welt. Nehme ich nun alles dieses zusammen, so will ich durchaus keinen andern Mann wieder haben. Wie das der König hörte, rief er seine dritte Tochter und sprach: meine Liebe, Dein Mann ist gestorben, ich bin gesonnen, Dich mit einem andern zu vermählen. Jene aber versetzte: das will ich keineswegs versuchen. Denn so ich einen andern Mann nähme, würde mich derselbe nur wegen meiner Schönheit oder meines Reichthums heirathen. Nun würde er es aber wegen meiner Schönheit nicht können, denn ich bin nicht schön: nähme er mich also meines Reichthums halber, so würde niemals eine wahre Liebe zwischen uns stattfinden, sondern sie würde, wenn der Reichthum verschwunden wäre, ebenfalls dahin seyn. Hieraus folgere ich, daß ich nie einen zweiten Mann nehmen soll. So sagen auch die Lehrer in der heiligen Schrift, daß Mann und Weib in der Ehe eins sind im Leibe und zwei in der Seele. Also ist der Leib meines Mannes auch der meinige und so auch umgekehrt. Ich kann also jeden Tag zum Grabe meines Mannes gehen und seine Gebeine sehen. Darum habe ich meinen Mann immer als gegenwärtig vor meinen

Augen und will darum keinen andern haben. Wie solches der König vernommen hatte, reizte er sie nicht weiter zum Heirathen an.

Sechsundsiebenzigstes Capitel.

Von der Eintracht.

Es begab sich einstens in einer Stadt, daß darin zwei treffliche Aerzte lebten, in jeglicher Wissenschaft der Heilkunst wohl unterrichtet, welche alle, die zu ihnen kamen, von jeglicher Krankheit heilten, sodaß das Volk durchaus nicht wußte, welcher von ihnen der bessere sey. Nun erhob sich aber mittlerweile zwischen ihnen selbst ein Streit, welcher von ihnen größer und vollkommener sey. Da sprach einer zum andern: mein Lieber, nicht möge zwischen uns Zwietracht, Neid oder Streit darüber seyn, wer von uns der vollkommnere ist, sondern wir wollen eine Sache unternehmen, und wer von uns dabei einen Fehler macht, der möge der Diener des andern seyn. Darauf sprach der andere: sage mir, was ist denn das? Und jener sprach: ich will Deine zwei Augen, ohne daß es Dir weh thut, aus Deinem Kopfe nehmen und auf Deinen Tisch legen: und so es Dir beliebt, werde ich sie, ohne Dich zu verletzen, wieder in denselben einsetzen. Wenn Du aber an mir in Allem dasselbe thust, dann sind wir Beide einander gleich und ein Jeder von uns möge den Andern wie seinen Bruder ernähren. So aber Jemand hierbei einen Fehler macht, der soll des Andern

Diener seyn. Jener aber entgegnete: das ist eine herrliche Probe und gefällt mir in Allem sehr wohl. Der aber, welcher diese Untersuchung vorgeschlagen hatte, nahm seine Instrumente und bestrich mit einer edlen Salbe die äußern und innern Theile unter den Augen des Andern, zog dann mit seinem Instrumente beide Augen seines Gesellen heraus und legte sie auf den Tisch. Hierauf sprach er zu seinem Gesellen: mein Lieber, wie befindest Du Dich jetzt? Und jener entgegnete: Eins weiß ich, daß ich nichts sehe und keine Augen mehr habe, aber keine Verletzung empfinde. Indessen wünschte ich wohl, daß Du mir meine Augen, wie Du versprochen hast, wieder einsetztest. Und jener entgegnete: das will ich sehr gern thun. Hierauf nahm er seine Salbe, bestrich wie früher die innern und äußern Theile der Augen und setzte selbige wieder ein. Und hierauf sagte er: mein Lieber, wie geht es denn jetzt? Und jener antwortete: sehr gut, denn ich habe beim Ausnehmen derselben keine Verletzung gefühlt. Darauf sprach jener: Nun ist nur noch übrig, daß Du mir denselben Dienst erweisest. Der andere aber versetzte: ich bin bereit. Er nahm hierauf seine Instrumente und Salben und bestrich damit, wie jener es gethan hatte, die innern und äußern Theile der Augen, nahm dieselben darauf heraus und legte sie auf den Tisch und sprach: mein Lieber, was meinst Du dazu? Und jener antwortete: es kommt mir so vor, als hätte ich meine Augen verloren und keinen Schmerz empfunden, indessen möchte ich meine Augen gern wiederhaben. Wie nun jener seine Instrumente zurechte machte, um die Augen wiedereinzusetzen, war das

Fenster des Gemachs geöffnet worden und ein Rabe hereingeflogen, der, wie er die Augen auf dem Tische sah, plötzlich eins raubte und damit davonflog. Wie das der Arzt gewahr wurde, war er gar traurig und sprach bei sich: wenn ich meinem Gesellen seine Augen nicht wieder schaffen kann, muß ich sein Knecht sein. Er sah sich also um und erblickte von weitem eine Ziege, gleich nahm er ihr ein Auge heraus und setzte es jenem an der Stelle des geraubten ein. Als er das gethan hatte, sprach er zu seinem Gesellen: mein Lieber, wie befindest Du Dich nunmehro? Der aber sprach: weder bei dem Herausziehen noch bei dem Wiedereinsetzen habe ich irgend eine Verletzung gefühlt, eins von meinen Augen aber schaut immer aufwärts nach den Bäumen. Und jener entgegnete: darum, daß ich ein ebenso großes Kunststück an Dir gemacht habe, wie Du an mir, sind wir Beide einander gleich und es sey fürder kein Streit mehr zwischen uns. Und also lebten Beide nachher ohne Zwietracht mit einander.

Siebenundsiebenzigstes Capitel.

Wie man nicht nach Reichthum jagen solle.

Es lebte einst ein König: der hätte zwei Töchter, die eine war sehr schön und flößte Allen Liebe ein, allein die andere war schwarz und Allen verhaßt. Wie nun der König sah, daß von seinen Töchtern die eine schön, die andere schwarz war, legte er ihnen Namen bei; die schöne Tochter hieß er Rosimunda, die schwarze aber

Gratia Plena. Hierauf schickte er einen Herold durch sein ganzes Reich und ließ ausrufen, es könne ein Jeder zu ihm kommen, er wolle seine Töchter dem geben, der ihrer würdig wäre: wer aber die schöne Tochter zur Frau nähme, der solle mit ihr nichts als ihre Schönheit bekommen und wer die schwarze heirathen werde, der solle nach seinem Tode mit ihr sein ganzes Reich erhalten. Viele, welche das hörten, kamen an den königlichen Hof und wie sie beide Mädchen sahen, da liefen sie alle der schönen nach und verlangten sie zur Ehe. Da fing Gratia Plena, die schwarze Tochter, an bitterlich zu weinen und der König sprach zu ihr: meine Tochter, weshalb ist Deine Seele so traurig? Jene aber erwiederte: Zu mir kommt Niemand, der mich aufsuchte oder mit mir spräche, Alle laufen zu meiner Schwester und verachten mich. Darauf versetzte ihr Vater: o meine Tochter, weißt Du nicht, daß Alles, was ich besitze, Dein Eigenthum ist und daß, wer Dich heirathet, mein Reich bekommen wird? So wurde sie getröstet und hörte auf zu weinen. Nachdem kam ein gewisser König an den königlichen Hof, und da er die Schönheit der Rosamunda gewahr geworden war, verlangte er sie nur mit ihrer Schönheit zur Frau. Der König sagte ihm auch das Mädchen zu und vermählte sie ihm mit großem Vergnügen, die andere Tochter aber mußte viele Jahre warten, bis sie verheirathet wurde. Endlich dachte aber ein gewisser edelgeborener Herzog, der aber arm war, bei sich: wenn auch das Mädchen häßlich ist, wird doch der, welcher sie besitzt, der Herr dieses Reiches werden. Er machte sich also zum König auf und begehrte

sie zum Weibe. Der König aber freuete sich, verlobte sie ihm mit Freuden und nach dem Tode desselben erhielt er das ganze Land als sein Eigenthum.

Achtundsiebenzigstes Capitel.

Von der Beständigkeit der Gegenliebe.

Ein gewisser König hatte eine schöne Tochter, die an einen edlen Herzog vermählt war; mit diesem hatte sie schöne Kinder und unter ihnen herrschte die größte Liebe. Nun starb aber der Herzog, und über seinen Tod erhob sich im Staate ein gar großes Wehklagen und die Dame ließ ihn auf's Ehrenvollste bestatten. Nach seinem Tode kamen aber seine Freunde zu ihr, um sie zu bereden, einen zweiten Mann zu nehmen, indem sie ihr vorstellten, wie ihr Alter noch ganz frisch wie ihre Schönheit sey. Die Dame aber antwortete: ich mag keinen andern Mann heirathen, denn mein Mann, der jetzt todt ist, war gar zu gut, zärtlich und reich und liebte mich in Allem über die Maßen, und wegen unserer gegenseitigen gar zu großen Liebe hat mich sein Tod so betrübt, daß ich, wie ich meine, nicht mehr ohne ihn werde am Leben bleiben können. Wenn wir nun annehmen wollten, daß es möglich wäre wieder einen solchen Mann zu finden und er stürbe vor mir, so würde mir dieses ein schwerer Kummer seyn; darum will ich nie einen andern Mann nehmen. So ich aber einen schlechten bekäme, so würde es für mich drückend seyn, nach einem guten einen schlechten zu haben.

Neunundsiebenzigstes Capitel.

Was Einer nicht versteht, mag er nicht unternehmen.

Es war einst ein gewisser König, der kleine Hunde wunderbarlich gern hatte, und ob sie gleich Tag und Nacht tüchtig bellten, doch in seinem Schlosse schlafen ließ und ihnen eben da auch zu fressen gab. Nun gewöhnten sich diese aber so daran, an seinem Busen zu schlafen und da zu fressen, daß sie kaum irgend wo anders seyn wollten, und manchmal legten sie gar ihre Pfoten um den Hals des Königs, und so hatte denn der König seinen großen Spaß und Zerstreuung mit ihnen. Nun gab es daselbst auch einen Esel, der wie er dieses Alles sah, bei sich dachte: wenn ich sänge und vor dem König herumtanzte, auch meine Beine um den Hals des Königs legte, würde derselbe mir gewiß alle nur mögliche Speisen zum Fressen und seinen Schooß zum Schlafen geben. Kaum hatte er sich das überlegt, so sprang er aus seinem Stalle heraus, lief in die Hofhalle hinein und begann vor dem König zu singen; dann sprang er hin und her, lief zum König hin und legte ihm seine Beine um den Nacken, aber die Diener, welche das sahen, meinten, der Esel müsse toll geworden seyn, nahmen ihn, prügelten ihn gehörig und jagten ihn in seinen Stall zurück.

Achtzigstes Capitel.

Von des Teufels Arglist und wie Gottes Gerichte verborgen sind.

Es lebte einst ein Einsiedler der sich in seiner Höhle aufhielt und Tag und Nacht Gott auf's Frömmste diente. Nun war aber eines Tages neben seiner Zelle ein Schaafhirt, der seine Schaafe weidete. Es begab sich aber eines Tages, daß der Hirt vom Schlafe überfallen wurde und ein Räuber kam, der ihm alle seine Schaafe wegtrieb. Darüber kam aber der Herr der Schaafe hinzu, der den Schäfer fragte, wo seine Schaafe wären. Der aber begann zu schwören, daß er zwar die Schaafe verloren habe, aber wie, das wisse er durchaus nicht. Wie das der Herr hörte, gerieth er in Wuth und erschlug ihn. Als das der Einsiedler sah, sprach er in seinem Herzen: o mein Gott, siehe dieser Mensch hat einen Unschuldigen verklagt und getödtet. Weil du erlaubst, daß so etwas geschehen kann, will ich wieder in die Welt hinaus gehen und leben wie die Andern. Wie er das gedacht hatte, verließ er seine Einsiedelei und machte sich wieder auf um in die Welt zu gehen, Gott aber wollte ihn nicht verderben, sondern sendete einen Engel in Menschengestalt zu ihm, daß er sich zu ihm geselle. Als nun der Engel selbigen auf der Straße getroffen hatte, sprach er zu ihm: mein Lieber, wo geht Dein Weg hin? Jener aber entgegnete: nach jener Stadt zu, die da vor mir liegt. Der Engel aber sprach

zu ihm: ich will unterwegs Dein Begleiter seyn, denn ich bin ein Engel Gottes und zu Dir gekommen, auf daß wir auf diesem Wege mit einander zusammen gehen. Hierauf zogen Beide nach der Stadt: wie sie aber hineinkamen, da baten sie einen Krieger ihnen um Gottes Willen Herberge zu geben. Dieser Krieger aber nahm sie sehr freundlich auf und bewirthete sie in Allem mit großer Demuth auf das Ehrenvollste und Glänzendste. Nun hatte aber dieser Krieger seinen einzigen Sohn in der Wiege liegen, welchen er zärtlich liebte, und als man zu Abend gespeist hatte, wurde das Schlafgemach geöffnet und für den Engel und Eremiten Betten auf's Anständigste zurechte gemacht. Um Mitternacht aber stand der Engel auf und erwürgte den Knaben in seiner Wiege. Wie das der Einsiedler sah, dachte er bei sich: das ist nimmermehr ein Engel Gottes: jener gute Soldat hat ihm um Gottes Willen jegliche Nothdurft verabreicht und hat nichts als dieses unschuldige Söhnlein und dieses hat er getödtet. Indessen wagte er nicht ihm irgend etwas zu sagen. Früh standen nun Beide auf und machten sich nach einer andern Stadt auf den Weg, in welcher sie im Hause eines Bürgers mit großen Ehren aufgenommen und glänzend bewirthet wurden. Dieser Bürger nun besaß einen goldenen Becher, den er gar werth hielt und auf welchen er sehr stolz war: um Mitternacht stand der Engel auf und stahl diesen Becher. Wie das der Einsiedler sah, dachte er bei sich: das ist meines Erachtens nach ein böser Engel: Jener Bürger hat uns Gutes gethan und dafür hat er ihm seinen Becher gestohlen. Indessen sagte er ihm nichts, denn

er fürchtete sich vor ihm. In der Frühe aber standen sie auf und zogen ihres Weges, bis sie an ein Gewässer kamen, über welches eine Brücke führte. Sie betraten dieselbe und es begegnete ihnen ein armer Mann. Zu dem sprach der Engel: mein Lieber, zeige uns doch den Weg nach jener Stadt, der Arme aber drehte sich um und zeigte mit dem Finger nach der Richtung derselben. Wie er sich aber umgedreht hatte, faßte ihn der Engel plötzlich bei der Schulter und warf ihn über die Brücke hinab und der Arme versank alsbald. Wie das der Einsiedler sah, sprach er in seinem Herzen: jetzt weiß ich, daß das der Teufel ist, nicht aber ein guter Gottesengel. Was hat denn der Arme Böses gethan und doch hat er ihn umgebracht. Er gedachte sich nun von ihm los zu machen, allein aus Furcht sagte er ihm nichts. Wie sie nun aber in der Abendstunde zur Stadt gelangten, traten sie in das Haus eines Reichen und baten um Gottes Willen um ein Nachtlager. Der aber schlug es ihnen rund ab. Darauf sprach der Engel des Herrn also zu ihm: um Gottes Willen laßt uns nur auf das Dach Eueres Hauses steigen, damit uns nicht die Wölfe und wilden Thiere fressen. Jener aber antwortete: sehet, hier ist der Stall, in welchem meine Schweine wohnen, wenn es Euch gefällt, könnt Ihr Euch zu ihnen legen, wenn nicht, so weichet von mir, denn ich werde Euch keinen andern Platz einräumen. Darauf entgegnete ihm der Engel: so es nicht anders seyn kann, wollen wir bei Euren Schweinen bleiben: und also geschah es. Früh am Morgen standen sie auf, der Engel rief den Wirth herbei und sprach: mein Lieber, hier schenke ich Dir einen

Becher, und mit diesen Worten gab er ihm den Becher, welchen er jenem Bürger gestohlen hatte. Wie das der Einsiedler sah, sprach er bei sich: jetzt weiß ich gewiß, daß das der Teufel ist: das war ein guter Mann, der uns mit aller Demuth aufnahm, und dem hat er seinen Becher gestohlen und jenem Schurken geschenkt, der uns bei sich nicht hat aufnehmen wollen. Hierauf sprach er zu dem Engel: ich will nicht weiter bei Euch warten und befehle Euch zu Gott. Darauf entgegnete der Engel: Höret mich und dann möget Ihr gehen. Du lebtest früher in einer Einsiedlerwohnung und der Herr jener Schaafe schlug seinen Hirten todt. Wisse daß jener Hirt damals den Tod nicht verdient hat, denn ein Anderer hatte das Verbrechen begangen, also hätte er nicht sterben sollen. Gott aber ließ zu, daß er getödtet wurde, auf daß er durch diese Strafe dem ewigen Tode entginge wegen einer Sünde, die er ein ander Mal begangen und für die er niemals Buße gethan hatte. Der Räuber aber, der mit allen Schaafen entwischt ist, wird ewige Pein leiden und der Besitzer der Schaafe, welcher den Hirten umbrachte, wird sein Leben durch reichliches Almosenspenden und Werke der Barmherzigkeit für das, was er unwissentlich begangen hat, sühnen. Nachher habe ich aber den Sohn jenes Kriegers, der uns eine gute Herberge gewährt hat, in der Nacht erwürgt. Wisse aber, daß ehe jener Knabe geboren ward, dieser Krieger der beste Almosenspender war und viele Werke der Barmherzigkeit ausübte, seitdem aber der Knabe auf die Welt kam, ist er sparsam und habsüchtig geworden und sammelt alles nur Mögliche um den Knaben reich zu machen, so daß

dieser die Ursache seines Verderbens ist, und darum habe ich den Knaben umgebracht, und so ist er wieder, was er früher war, nehmlich ein guter Christ geworden. Dann habe ich auch den Becher jenes Bürgers, der uns mit solcher Demuth bei sich aufnahm, gestohlen. Wisse aber, daß ehe jener Becher gefertigt war, auf der ganzen Erde kein Mensch lebte, der nüchterner war als dieser, allein nachdem jener gemacht war, freuete er sich so über denselben, daß er den ganzen Tag aus ihm trank und jeden Tag zwei- oder dreimal betrunken war: darum habe ich ihm den Becher genommen und jetzt ist er wieder nüchtern geworden, wie früher. Dann hab ich den Armen in's Wasser gestürzt. Wisse, daß jener Arme ein guter Christ war, allein wenn er noch die Hälfte seines Weges weiter gezogen wäre, würde er in einer Todsünde einen Andern erschlagen haben: nun ist er aber gerettet und thront jetzt in himmlischen Ehren. Endlich habe ich den Becher jenes Bürgers dem gegeben, welcher uns die Aufnahme verweigert hatte. Wisse aber, daß auf Erden nichts ohne Grund geschieht. Er hat uns doch noch den Schweinestall zugestanden und darum habe ich ihm den Becher gegeben, und wenn er aufgehört hat zu leben, wird er in der Hölle thronen. Lege also künftig Deinem Munde einen Zügel an, auf daß Du Gott nicht tadelst, denn er weiß Alles. Wie das der Einsiedler hörte, fiel er vor die Füße des Engels nieder und flehte ihn um Vergebung an: hierauf machte er sich nach seiner Einsiedlerwohnung auf und wurde ein guter Christ.

Einundachtzigstes Capitel.

Von der wnndersamen Gnade Gottes und der Geburt des seligen Papstes Gregor.

Einst herrschte der kluge König Marcus, der nur einen einzigen Sohn und eine einzige Tochter hatte, die er zärtlich liebte. Wie er aber zu einem sehr hohen Alter gelangt war, da ergriff ihn eine schwere Krankheit und als er sah, daß er nicht länger leben könne, ließ er alle Fürsten seines Reiches zu sich berufen und sprach zu ihnen: Ihr Lieben, Ihr müßt wissen, daß ich heute meine Seele dem Herrn wieder zurückgeben muß: nun habe ich aber in meinem Herzen keine größere Besorgniß, als über meine Tochter, weil ich sie noch nicht verheirathet habe und darum mein Sohn, der Du mein Erbe bist, befehle ich Dir bei Verlust meines Segens, daß Du sie so anständig, wie es sich gebührt, verheirathest und mittlerweile sie so wie Dich selbst alle Tage in Ehren hältst. Wie er so gesprochen hatte, wandte er sich gegen die Wand um und gab seinen Geist auf und über seinen Tod erhob sich im ganzen Lande ein gewaltiges Wehklagen und sie begruben ihn auf das Ehrenvollste. Nach diesem fing nun der Sohn an auf das Klügste zu regieren und seine Schwester in allen Ehren zu halten, da er sie gar wundersam liebte, so daß sie jeden Tag, wenn auch seine Edeln bei ihm waren, an einem Tische auf einem Sessel ihm gegenüber saß, Beide mit einander aßen und in einer Kammer in getrennten Betten

bei einander schliefen. Nun begab es sich aber eines Nachts, daß ihn eine große Versuchung überkam, so daß es ihm schien, als müsse er seinen Geist aufgeben, wenn er nicht an seiner Schwester seine Lust büßen könnte. Er sprang also vom Bette auf und ging zu seiner Schwester hin, welche er schlafend fand, und weckte sie. Als sie nun also geweckt war, sprach sie: o Herr, wozu bist Du denn zu dieser Stunde gekommen? Er aber antwortete: wenn ich nicht bei Dir schlafen darf, werde ich um mein Leben kommen. Sie aber versetzte: fern sey es von mir, eine solche Sünde zu begehen: rufe Dir es in's Gedächtniß zurück, wie unser seliger Vater Dich vor seinem Tode mit seinem Segen unter der Bedingung beehrt hat, daß Du mich in allen Ehren hältst: so Du aber eine solche Sünde begehen wolltest, würdest Du weder dem Zorne Gottes noch dem Aerger der Menschen entgehen können. Jener aber sprach: wie es auch kommen mag, ich will meinen Willen haben, und also schlief er bei ihr: nachher aber kehrte er auf sein Lager zurück. Die Prinzessin aber weinte bitterlich und wollte sich nicht zufrieden geben, der Kaiser aber tröstete sie, so gut er konnte, und liebte sie merkwürdiger Weise immer mehr. Als aber ein halbes Jahr vergangen war, saß sie einst auf ihrem Sessel am Tische und ihr Bruder betrachtete sie aufmerksam und sprach: meine Liebe, was ist Dir? Dein Gesicht ist in seiner Farbe verändert und Deine Augen haben ihre Schwärze verloren. Jene aber sprach: das ist kein Wunder, denn ich bin schwanger und folglich zerknirscht. Als Jener das hörte, wurde er unglaublich traurig, weinte bitterlich und

sprach: verflucht sey der Tag, wo ich geboren ward, denn ich weiß durchaus nicht, was ich thun soll. Jene aber erwiderte: Herr, folge meinem Rath und es wird Dich nicht gereuen: wir sind nicht die Ersten, welche Gott schwer beleidigt haben. Hier wohnt in der Nähe ein alter Krieger, ein Rath unseres seligen Vaters, nach dessen Meinung unser Vater oft gehandelt hat: der mag hierher berufen werden und unter dem Siegel der Beichte wollen wir ihm Alles sagen: er aber wird uns einen nützlichen Rath geben, wie wir Gott Genugthuung leisten und der weltlichen Schande entgehen können. Darauf entgegnete der König: das gefällt mir ganz wohl: indessen wollen wir versuchen uns erst mit Gott zu versöhnen. Sie beichteten also Beide reinen Herzens und mit großer Zerknirschung, als sie aber gebeichtet hatten, sandten sie nach dem Krieger und berichteten ihm im Geheimen Alles mit vielen Thränen. Darauf sprach jener: Herr, da Ihr Euch mit Gott versöhnt habt, so höret meinen Rath. Damit Ihr das Aergerniß der Welt vermeiden möget, müßt Ihr für Euere und Eueres Vaters Sünden das gelobte Land besuchen und an dem und dem Tage alle Fürsten Eueres Reiches vor Euch zusammenrufen und dann folgende Worte ordentlich zu ihnen sprechen: Ihr Lieben, ich will das heilige Land besuchen und habe keinen Erben als meine Schwester: dieser müßt Ihr nun wie mir selbst Gehorsam leisten und mir dieses in Gegenwart Aller versprechen: Dir aber, mein Lieber, befehle ich bei Leibesstrafe, daß Du die Bewachung meiner Schwester übernimmst. Ich aber gebe Euch die Hand darauf, daß ich sie so geheim und sicher bewachen will, daß Niemand

zu irgend einer Zeit weder vor- noch nachher etwas von Euerem Falle erfahren soll, ausgenommen meine Frau, welche ich ihr mit meinen eigenen Händen zur Bedienung geben will. Darauf erwiderte der König: das ist ein guter Rath, ich werde Alles erfüllen, was Ihr mir sagt. Alsbald ließ er alle seine Reichsfürsten zusammenrufen und erfüllte Alles von Anfang bis zu Ende, wie es oben geschrieben steht, nach dem Rathe des Kriegers. Wie er aber Alles zu Stande gebracht hatte, sagte er Allen Lebewohl und machte sich nach dem gelobten Lande auf den Weg, der Krieger aber führte seine Herrin, die Schwester des Königs nach seiner Burg. Wie aber die Frau des Ritters dieses sah, eilte sie ihrem Herrn entgegen und sprach: mein geehrter Herr, wer ist denn diese Dame? Er aber antwortete: es ist unsere Gebieterin, die Schwester des Königs: schwöre mir bei dem allmächtigen Gott und bei Verlust Deines Lebens, daß Du Alles, was ich Dir sagen werde, geheimhalten willst. Jene aber entgegnete: Herr, ich bin bereit. Wie sie aber geschworen hatte, sprach der Ritter: unsere Gebieterin ist durch unsern Herrn, den König geschwängert worden, weshalb ich Dir hiermit befehle, daß ihr kein menschliches Wesen einen Dienst thue, Deine Person ausgenommen: so wird der Anfang, die Mitte und das Ende geheim bleiben können. Jene aber versetzte: Herr, ich will Alles getreulich erfüllen. Die Dame ward nun in ein besonderes Gemach geführt und in Allem auf das Glänzendste bedient. Wie aber ihre Zeit gekommen war, gebar sie einen schönen Knaben, und als der Ritter das gehört hatte, sprach er zu ihr: o

theuerste Gebieterin, es wird gut seyn einen Priester zu rufen, daß dieser den Knaben taufe. Diese aber sprach: ich gelobe meinem Gotte, daß derjenige, so von einer Schwester mit ihrem eigenen Bruder gezeugt ist, durch mich nicht die Taufe erhalten soll. Darauf sprach der Ritter: Ihr wißt, daß eine schwere Sünde zwischen Euch und Euerem Bruder begangen worden ist, wollet jedoch darum nicht die Seele des Knaben tödten. Darauf erwiderte die Dame: ich habe ein Gelübde gethan und das will ich streng halten, Dir aber befehle ich, daß du mir ein leeres Faß bringst. Darauf versetzte jener: dazu bin ich bereit, und ließ ein Faß mit sich in das Gemach bringen. Sie aber legte den Knaben anständig in eine Wiege und schrieb auf ein kleines Täfelchen folgende Worte: Ihr Lieben, Ihr müßt wissen, daß dieser Knabe nicht getauft ward, da er von einem Bruder mit seiner Schwester erzeugt ist, lasset ihn also zur Ehre Gottes taufen. Ihr werdet unter seinem Haupte einen schweren Schatz von Gold finden, mit dem möget Ihr ihn aufziehen, zu seinen Füßen liegt aber ein Pfund Silber, mit dem mag er ein Gewerbe betreiben. Und als dieses Alles geschrieben war, legte sie das Täfelchen in die Wiege unter die Seite des Knaben, das Gold unter den Kopf, das Silber zu den Füßen. Hierauf bedeckte sie die Wiege mit seidenen und goldbrokatenen Zeugen und befahl hierauf dem Ritter, die Wiege in das Faß zu thun und in's Meer zu werfen, auf daß sie dahin schwämme, wohin es Gott haben wolle: der Ritter aber vollzog Alles und als das Faß in's Meer geworfen war, blieb er so lange am Ufer ste-

hen, bis er das Faß wegschwimmen sah. Nach diesem kehrte er zu seiner Gebieterin zurück, als er aber in die Nähe seiner Burg gekommen war, da kam ihm ein königlicher Bote aus dem heiligen Lande in den Weg und er sprach zu ihm: mein Lieber, wo kommst Du denn her? Der aber antwortete: ich komme vom gelobten Lande. Jener aber eutgegnete: Was bringt Ihr denn Neues mit? Jener erwiederte: mein Herr, der König ist gestorben und sein Leichnam nach einem seiner Schlösser geführt worden. Als das der Ritter hörte, weinte er bitterlich, und als seine Frau dazu kam und vom Tode des Königs hörte, wurde sie viel trauriger, als man nur glauben kann, Der Krieger aber richtete sich auf und sprach zu seiner Frau: weinet nicht, daß es unsere Gebieterin nicht merke: wir wollen ihr nicht eher etwas davon sagen, als bis sie aus den Wochen ist. Mit diesen Worten begab sich der Ritter zu seiner Gebieterin hinein und seine Frau folgte ihm; wie aber die Dame sie gewahr wurde und sie ganz niedergeschlagen fand, sprach sie: Ihr Lieben, weshalb seid Ihr denn traurig? Jene aber erwiederten: hohe Frau, wir sind nicht traurig, sondern vielmehr voller Freude, weil Ihr von der schweren Gefahr befreit seyd, in welcher Ihr Euch befandet. Jene aber antwortete: dem ist nicht also, sondern zeiget mir an, was es giebt, und wollet nichts vor mir geheim halten, es sey böse oder gut. Darauf sagte der Ritter: es ist ein Bote aus dem heiligen Lande vom Könige unserem Herrn und Euerem Bruder gekommen, der Neuigkeiten mitgebracht hat. Alsbald sprach sie: lasset den Boten rufen. Wie der gekommen war,

sprach die Dame zu ihm: wie steht's mit meinem Herrn? Der aber erwiederte: Euer Herr ist gestorben und sein Leichnam aus dem heiligen Lande nach seinem Schlosse gebracht worden, auf daß er neben seinem Vater begraben werde. Wie das die Dame gehört hatte, fiel sie zur Erde nieder, und der Ritter, wie er den Schmerz seiner Gebieterin sah; warf sich ebenfalls zu Boden und mit ihnen die Frau des Ritters und der Bote und sie alle lagen eine lange Weile da, und vor dem unendlichen Schmerz war in ihnen weder Sprache noch Empfindung mehr. Nach geraumer Zeit richtete sich aber die Prinzessin auf, zerraufte sich die Haare ihres Hauptes, zerkratzte sich das Gesicht bis auf's Blut und schrie mit lauter Stimme: Weh mir, verflucht sey der Tag, an welchem ich empfangen ward, verwünscht sey die Nacht, in welcher ich geboren wurde: wie viele Unbilden erleide ich und was ist an mir schon erfüllt worden! Dahin ist meine Hoffnung, dahin ist meine Kraft, mein einziger Bruder, mein zweites Ich. Was ich jetzt weiter thun soll, weiß ich durchaus nicht. Da sprang der Ritter auf und sprach: O theuerste Gebieterin, höret mich. Wenn Du Dich aus Schmerz selbst umbringen willst, wird das ganze Reich untergehen. Du allein bist noch übrig und nach dem Erbrechte kommt Dir die Regierung zu. So Du Dich also tödten wirst, wird Reich und Land an Fremdlinge kommen. Laßt uns also aufstehen und an den Ort gehen, wo der Leichnam liegt, und ihn mit allen Ehren beerdigen, dann wollen wir sehen, wie wir das Land regieren müssen. Sie aber faßte wieder Muth durch die Worte des Ritters und machte

sich mit einer anständigen Begleitung nach dem Schlosse ihres Bruders auf. Als sie aber daselbst angelangt war, fand sie den königlichen Leichnam auf der Bahre, sie warf sich auf denselben hin und küßte ihn von der Sohle seiner Füße bis zu dem Scheitel seines Hauptes. Ihre Ritter aber, wie sie in ihr den allzugroßen Kummer über den Tod ihres Bruders gewahr wurden, rissen ihre Gebieterin von dem Leichname hinweg, führten sie in ihr Kämmerlein und übergaben den Körper mit gebührenden Ehren dem Grabe. Nach diesem sendete ein Herzog von Burgund seine feierlichen Abgesandten an sie, sie solle ihm ihre Hand als Ehefrau reichen. Sie aber antwortete sogleich: so lange ich lebe, will ich keinen Mann nehmen. Wie das die Gesandten hörten, meldeten sie ihren Willen ihrem Herrn: der Herzog aber, als er Solches vernahm, wurde zornig auf sie und sprach: wenn ich sie bekommen hätte, wäre ich jetzt Besitzer ihres Landes, aber daß sie mich so gering geschätzt hat, das soll ihrem Lande nicht zu Gute kommen. Hierauf versammelte er sein Heer, drang in ihr Land ein, sengte und brennte, mordete und vollbrachte unzähliges Böse und trug in allen Schlachten den Sieg davon. Die Prinzessin aber flüchtete in eine Stadt, welche starke Mauern hatte und in welcher ein sehr festes Schloß war, und da blieb sie viele Jahre. Um aber wieder auf den in's Meer geworfenen Knaben zu kommen, so schwamm denn das Faß mit dem Kinde durch viele Länder, bis es endlich am sechsten Feiertage in die Nähe eines Mönchklosters kam. An demselben Tage ging aber der Abt desselben an das Meeresufer und sprach zu den

Fischern, lieben Leute, machet Euch bereit zum Fischen. Diese aber rüsteten ihre Netze zu, und während sie noch so ihre Vorbereitungen machten, kam das Faß mit den Wellen an's Land. Da sprach der Abt zu seinen Knechten: sehet, hier ist ein Faß, öffnet es und sehet zu, was darin ist. Diese aber öffneten das Faß und siehe ein kleiner Knabe in kostbare Stoffe gehüllt schaute den Abt an und lächelte. Der Abt aber sprach mit betrübtem Gesicht: o mein Gott, was ist das, daß wir hier einen Knaben in seiner Wiege finden? Er hob ihn hierauf mit seinen eigenen Händen heraus, fand unter seiner Seite das Schrifttäfelchen, welches seine Mutter dahin gelegt hatte, und las darin, daß er von einem Bruder und einer Schwester gezeugt und noch nicht getauft worden sey, daß man ihn aber um Gottes Willen bitte, ihm das Sacrament der Taufe zu geben, dann auch, daß er ihn mit dem Golde, welches er unter seinem Haupte finden werde, erziehen und daß jener mit dem Silber zu seinen Füßen irgend ein Gewerbe treiben solle. Wie der Abt solches gelesen und die mit kostbaren Stoffen geschmückte Wiege gesehen hatte, erkannte er, daß der Knabe aus edlem Blute sei: er ließ ihn also sogleich taufen und legte ihm seinen eigenen Namen bei, nämlich Gregorius, und gab den Knaben hierauf einem Fischer zum Aufziehen, nachdem er demselben das Pfund Gold, welches er gefunden hatte, eingehändigt hatte. Der Knabe aber wuchs heran und ward von Jedermann geliebt, bis er sieben Jahre seines Alters erfüllt hatte, worauf ihm der Abt sogleich einen Lehrer bestellte. Er aber machte solche Fortschritte in seinen Studien, daß

ihn bald alle Mönche des Klosters wie einen ihrer Brüder liebgewannen, der Knabe aber übertraf innerhalb weniger Jahre Alle an Wissenschaft. Da begab es sich, daß er eines Tages mit den Söhnen des Fischers Ball spielte und den einen derselben, dessen Vater er für den seinigen hielt, mit dem Balle verwundete. Der aber weinte bitterlich, als er getroffen war, ging nach Hause und klagte es seiner Mutter also sprechend: mein Bruder Gregor hat mich verwundet. Wie das aber seine Mutter gehört hatte, ging sie hinaus und ließ ihn hart an also redend: O Gregorius, wie kannst Du es wagen meinen Sohn zu werfen, da wir doch nicht wissen, weder wer noch woher Du bist. Jener aber antwortete: o meine liebe Mutter, bin ich denn nicht Dein Sohn, daß Du mir solches vorwirfst? Sie aber versetzte: mein Sohn bist Du nicht, und woher Du bist, ist mir unbekannt, Eins aber weiß ich, daß man Dich eines Tages in einem Fasse gefunden und der Abt Dich mir zum Aufziehen übergeben hat. Jener aber, als er das gehört hatte, weinte bitterlich, machte sich zu dem Abt auf und sprach: o mein Herr, ich bin lange bei Euch gewesen und habe gemeint ein Fischerknabe zu seyn, während ich es doch nicht bin und nicht einmal meine Eltern kenne: so es Euch gefällt, lasset mich unter die Soldaten gehen, denn hier will ich nicht länger mehr bleiben. Der Abt aber erwiderte: mein Sohn, denke nicht daran: alle Mönche, so in diesem Hause sind, haben Dich so lieb, daß sie Dich nach meinem Tode zu ihrem Abte machen werden. Jener aber entgegnete: Herr, ganz gewiß will ich nicht eher Ruhe haben, als bis ich zu meinen El-

tern gekommen bin. Wie das der Abt gehört hatte, ging er zu seiner Truhe und zeigte ihm das Brieftäfelchen, welches er in seiner Wiege gefunden hatte, und sprach also zu ihm: Nun mein Sohn, lies darin und Du wirst ganz deutlich erfahren, wer Du bist. Als der aber las, daß er der Sohn eines Bruders und seiner Schwester sey, fiel er zur Erde nieder und sprach: o weh mir, was habe ich für Eltern. Ich will zum gelobten Lande reisen und da für die Sünden meiner Eltern streiten und mein Leben daselbst beschließen. Ich bitte Dich also inständigst, o Herr, daß Ihr mich unter die Soldaten bringt. Dieses that der Abt auch, und als er Freiheit hatte sich weg zu begeben, da erhob sich eine große Trauer im Kloster, Jammern unter dem Volke und in der ganzen Nachbarschaft ein Wehklagen. Er begab sich aber an's Meer und machte mit den Schiffern aus, daß sie ihn in's gelobte Land brächten. Wie sie aber dahin fuhren, war ihnen der Wind entgegen und plötzlich wurden sie nach der Stadt getrieben, in deren Schlosse seine Mutter war. Die Schiffer aber wußten durchaus nicht, was das für eine Stadt oder was es für ein Land war. Wie aber der Ritter in der Stadt angekommen war, da kam ihm ein Bürger entgegen und sprach zu ihm: Herr, wo wollt Ihr hin? Und er antwortete: ich suche eine Herberge. Der Bürger aber führte ihn mit seiner ganzen Dienerschaft in sein Haus und bewirthete sie köstlich. Wie sie aber noch bei Tafel saßen, sprach der Herr Gregorius zu seinem Wirth: Herr, was ist denn das für ein Städtchen, wer ist denn der Besitzer derselben? Jener aber sprach: Werthester, wir hatten einst einen mächtigen

Kaiser, der im heiligen Lande starb und keinen anderen Erben hinterließ als seine Schwester: nun begehrte diese aber ein gewisser Herzog zum Weibe und sie hatte sich vorgenommen, nie zu heirathen: darum hat nun jener aus Rache dieses ganze Reich, mit Ausnahme dieser einzigen Stadt, mit starker Hand in Besitz genommen. Der Ritter aber sprach: darf ich Dir ein Geheimniß meines Herzens sicher kundthun? Jener aber entgegnete: Ja Herr, das kannst Du. Jener aber sagte: bei meinem Schwerte, ich bin ein Ritter, sey so gut und gehe morgendes Tages zum Palast und rede mit dem Seneschall wegen mir und sage ihm, daß so er mir Löhnung giebt, ich dieses Jahr für das Recht seiner Gebieterin kämpfen will. Darauf versetzte der Bürger: Herr, ich zweifle nicht, daß er sich von ganzer Seele über Deine Ankunft freuen wird: morgen früh will ich nach dem Palaste gehen und diese Sache zu Stande bringen. Er stand also früh auf, machte sich zum Seneschall auf den Weg und meldete ihm die Ankunft jenes Ritters: der aber freuete sich nicht wenig, und schickte einen Boten nach dem Ritter Gregorius. Als er ihn aber erblickt hatte, stellte er ihn seiner Gebieterin vor und empfahl ihn derselben auf's Dringendste. Wie ihn diese aber sah, betrachtete sie ihn genau, wußte aber natürlich nicht, daß er ihr Sohn war, denn sie dachte, daß der schon vor vielen Jahren von dem Meere verschlungen sey. Der Seneschall aber miethete ihn in Gegenwart seiner Gebieterin, auf daß er ihm ein volles Jahr seine Dienste weihete, und am folgenden Tage rüstete er sich zum Streite. Nun befand sich damals gerade jener Her-

zog mit einem großen Heere auf einer Ebene, der Herr Gregorius griff dieses an, bahnte sich durch Alle einen Weg, bis er auf den Herzog stieß, welchen er an demselben Orte niederstieß, ihm das Haupt abhieb und den Sieg gewann. Derselbige Ritter aber machte von Tage zu Tage immer größere Fortschritte, der Ruf seiner Siege ging vor ihm her, und ehe noch ein Jahr voll war, hatte er schon das ganze Reich aus den Händen der Feinde wiedererobert. Hierauf begab er sich zum Seneschall und sprach: mein Lieber, es ist Euch bekannt, in welchem Zustande ich Euch antraf und in welche Lage ich Euch gebracht habe: ich bitte Euch also, gebt mir meinen Sold, denn ich gedenke in ein anderes Land zu ziehen. Der Seneschall aber sprach: Herr, Du hast weit mehr verdient, als wir Dir unserer Uebereinkunft nach zu zahlen schuldig sind: darum will ich zu meiner Gebieterin gehen, um mit ihr wegen Deiner Anstellung und Belohnung abzuschließen. Wie er aber zur Prinzessin kam, sprach er: o theuerste Frau, ich will Euch einige wichtige Worte sagen: seitdem wir ein Oberhaupt entbehren mußten, haben wir jegliches Unglück erfahren, es dürfte gut für Dich seyn, einen Mann zu nehmen, vermittelst dessen wir über die Zukunft sicher seyn können. Euer Reich hat Ueberfluß an Reichthümern, darum rathe ich Euch nicht einen Mann seiner Schätze wegen zu nehmen. Darum weiß ich nicht, wo Ihr einen Mann hernehmen wollt, der für Euere Ehre und das Heil des ganzen Volkes besser geeignet wäre, als Herr Gregorius. Jene aber pflegte stets zu antworten, ich habe Gott gelobt, mich nicht mit einem Manne zu verbinden. Allein

auf die Rede ihres Seneschalls machte sie sich einen Tag Bedenkzeit zu einer Antwort aus, und wie der Tag da war, sprach sie zu Allen, die es hörten: weil der Herr Gregorius uns und unser Reich tapfer aus den Händen der Feinde befreit hat, will ich ihn zum Manne nehmen. Jene aber, als sie Solches hörten, freuten sich sehr. Sie bestimmte also einen Tag zur Vermählung, und als nun Beide, der Sohn mit seiner Mutter, mit großem Jubel und Beifall des ganzen Landes verehelicht worden waren und keines von ihnen wußte, wer der andere war, so entstand zwischen ihnen eine gar innige Liebe. Nun begab es sich eines Tages, daß Herr Gregorius auf die Jagd gegangen war und eine Magd zu ihrer Gebieterin also sprach: o theuerste Frau, habt Ihr denn unsern Herrn, den König, in irgend etwas beleidigt? Jene aber entgegnete: in nichts. Ja ich meine, daß in der ganzen Welt nicht zwei Eheleute gefunden werden mögen, die sich gegenseitig so lieb haben, wie mein Herr und ich. Sage mir also, meine Liebe, was Dich zu diesen Reden veranlaßt hat. Jene aber sprach: alle Tage, wenn die Tafel gedeckt wird, geht unser Herr König ganz froh in sein geheimes Zimmer, wenn er aber wieder herauskommt, stößt er Wehklagen und Thränen aus: nachher aber wäscht er sich das Gesicht, und ich weiß durchaus nicht, weshalb er das macht. Wie das die Fürstin gehört hatte, ging sie in das geheime Gemach, sah in jedes Fach, bis sie endlich zu dem Schrein kam, worin das Täfelchen lag, worin er alle Tage zu lesen pflegte, wie er ein Sohn zweier Geschwister wäre, und dann bitterlich weinte. Das war aber

dasselbe Täfelchen, welches in seiner Wiege gefunden worden war. Als aber die Fürstin dieses Täfelchen fand, erkannte sie es sogleich wieder, öffnete es und las ihre eigene Handschrift. Da dachte sie bei sich: wie wäre dieser Mann zu dem Täfelchen gekommen, wenn er nicht mein Sohn wäre? Hierauf begann sie mit lauter Stimme zu schreien und zu sagen: wehe mir, daß ich geboren und auf die Welt gekommen bin: wäre doch meine Mutter am Tage meiner Empfängniß gestorben. Da sie nun dieses Geschrei erhob, hörten es die Ritter, so bei Hofe waren, und eilten mit Andern zu ihrer Gebieterin und fanden sie am Boden liegend, standen auch lange Zeit um sie herum, bis sie einige Worte von ihr erhalten konnten. Darauf aber öffnete sie den Mund und sprach: so Ihr mein Leben lieb habt, suchet meinen Herrn. Die Ritter aber, als sie das vernahmen, sprangen auf ihre Rosse, jagten zum Kaiser und sprachen zu ihm: Herr, die Königin liegt in tödtlicher Noth darnieder. Er aber, als er das hörte, gab das Jagdspiel auf und eilte zu seinem Schlosse und in das Gemach, wo seine Gemahlin lag. Wie ihn aber die Fürstin erblickte, sprach sie: o Herr, laßt Alle hinausgehen, damit Niemand als Ihr höre, was ich Euch sagen will. Wie aber Alle hinaus waren, sprach die Königin: Herr, sagt mir, von welcher Herkunft Ihr seyd. Er aber versetzte: das ist eine sonderbare Frage: Du weißt ohne Zweifel, daß ich aus fernen Landen stamme. Jene aber entgegnete: ich schwöre Dir bei Gott, daß, so Du mir nicht die Wahrheit sagst, Du mich gleich des Todes sterben sehen wirst! Der aber antwortete: Nun wohl, ich sage Dir,

daß ich arm war und außer den Waffen, mit welchen ich Euch und Euer ganzes Land von der Sclaverei frei gemacht habe, nichts besaß. Jene aber sprach: sage mir also nur, aus welchem Lande Du entsprungen bist und wer Deine Eltern waren, denn so Du mir die Wahrheit nicht sagen wirst, will ich nie wieder Speise zu mir nehmen. Und jener erwiederte: ich will Euch ein Geständniß der Wahrheit gemäß ablegen. Ein gewisser Abt hat mich von meiner Kindheit an erzogen und mir öfters gesagt, daß er mich in einer Wiege in einem Fasse liegend gefunden habe, und von der Zeit an bis jetzt hat er mich dann bei sich behalten, bis ich in dieses Land gekommen bin. Wie das die Fürstin gehört hatte, zeigte sie ihm das Brieftäfelchen und sprach: Kennst Du diese Schreibtafel? Wie der diese erblickt hatte, fiel er zur Erde nieder, jene aber sprach: o mein süßer Sohn, Du bist mein einziges Kind: Du bist mein Mann und mein Herr. Du bist mein und meines Bruders Sohn: o mein süßes Kind, ich habe Dich nach Deiner Geburt mit jenem Täfelchen in das Faß gelegt. Weh mir, o mein Gott, warum hast du mich lassen geboren werden, da so vieles Böse durch mich verübt worden ist? Ich habe meinen eigenen Bruder erkannt und Dich geboren; wäre ich doch verzehrt worden, daß mich kein Auge sähe, und wäre ich doch gleich vom Leibe meiner Mutter zu Grabe getragen worden. Damit rannte sie mit dem Kopfe gegen die Mauer und sprach: o mein Herrgott, siehe mein und meines Bruders Sohn ist mein Gatte. Darauf sprach der Herr Gregorius: ich glaubte schon der Gefahr entronnen zu seyn und bin so in des Teufels Netz

gefallen: laß mich, meine Frau, daß ich mein Elend beklage. Weh mir, wehe! Hier ist meine Mutter, meine Freundin, meine Gattin: also hat mich der Teufel umgarnt. Wie die Mutter den Sohn also in Trauer sah, sprach sie: o theuerster Sohn, ich will um meiner Sünden willen mein ganzes Leben hindurch in die weite Welt gehen, Du aber magst das Land verwalten. Der aber entgegnete: so soll es nicht seyn, vielmehr sollst Du, Mutter, im Lande verbleiben, ich aber will so lange herumwandern, bis uns von Gott unsere Sünden vergeben sind. Er stand also mitten in der Nacht auf, zerbrach seine Lanze, zog Reisekleider an, nahm Abschied von seiner Mutter und machte sich mit bloßen Füßen auf den Weg. Nun kam er in einer dunklen Nacht in eine Stadt an das Haus eines Fischers und bat ihn um Gottes Willen um eine Herberge. Der Fischer aber schaute ihn sorgfältig an, und als er die Feinheit seiner Gliedmaßen und seine ganze Haltung betrachtet hatte, sprach er: mein Lieber, Du bist kein wirklicher Reisender, wie aus Deinem Körperbau deutlich hervorgeht. Jener aber sprach: wenn ich auch kein armer Reisender bin, so bitte ich Dich doch diese Nacht um Gottes Willen um Aufnahme. Wie das die Fischersfrau sah, bat sie mitleidig, er möchte ihn doch hereinlassen. Sobald er aber in das Haus getreten war, ließ ihm der Fischer hinter der Thüre ein Lager zurichten, gab ihm Fische, Brod und Wasser und sprach zu ihm: Fremder, so Du einen sichern Platz finden willst, so solltest Du in die Einsamkeit gehen. Jener aber entgegnete: Herr, ich würde das sehr gern thun, allein ich kenne keinen solchen

Ort. Der aber versetzte: gehe morgen mit mir, ich will Dich an einen einsamen Ort bringen. Jener aber antwortete: das lohne Dir Gott. Früh morgens aber weckte der Fischer den Fremden, der aber war so eilig, daß er seine Brieftafel hinter der Thür liegen ließ. Der Fischer aber ging mit dem Fremden auf die See und fuhr darin wohl sechzehn Meilen weit, bis er an einen Felsen kam, hier ließ er sich Fesseln an seine Füße legen, welche ohne einen Schlüssel nicht geöffnet werden konnten, sobald er aber dieselben verschlossen hatte, schleuderte er den Schlüssel in's Meer. Hierauf kehrte der Fischer nach Hause zurück, der Fremde aber blieb siebzehn Jahre lang in der Buße. Nun begab es sich aber, daß der Papst starb, und als er gestorben war, kam eine Stimme vom Himmel herab und sprach: Suchet den Mann Gottes Gregorius und setzet ihn zu meinen Stellvertreter ein. Wie das die Wähler hörten, freuten sie sich sehr und sendeten Boten durch alle Theile der Welt, welche ihn aufsuchen sollten. Endlich kehrten diese in dem Hause jenes Fischers ein, wie sie aber bei Tische saßen, sprachen sie zu dem Fischer: o mein Lieber, wir plagen uns recht, indem wir durch alle Länder und Schlösser ziehen und einen heiligen Mann Namens Gregorius suchen, den wir zum Papst machen sollen, und finden ihn nicht. Als der sich aber an jenen Fremden erinnerte, sprach er: es sind jetzt siebzehn Jahre, daß ein Fremder mit Namen Gregorius in diesem Hause einkehrte, den ich an einen Felsen führte und dort verließ. Ich weiß aber, daß er bereits seit langer Zeit gestorben ist. Nun begab es sich, daß er an demselbigen Tage Fi-

sche fing, und wie er den einen Fisch herauszog, fand er den Schlüssel, welchen er vor siebzehn Jahren in's Meer geworfen hatte, in demselben. Sogleich rief er mit lauter Stimme aus: o Ihr Lieben, sehet hier den Schlüssel, welchen ich in's Meer geworfen habe, ich hoffe, Ihr sollt Euch nicht vergebliche Mühe gemacht haben. Wie das die Boten hörten und sahen, freuten sie sich sehr. In der Frühe aber standen sie auf und baten den Fischer, er möchte sie zu dem Felsen führen, und also geschah es. Wie sie aber dort anlangten und jenen erblickten, so sprachen sie: o Gregorius, Du Mann Gottes, komm zu uns und steige im Namen des allmächtigen Gottes zu uns herab, denn es ist der Wille Gottes, daß Du zu seinem Stellvertreter auf Erden gesetzt werdest. Jener aber entgegnete: so das Gott gefällt, so geschehe sein Wille. Damit führten sie ihn vom Felsen herab. Ehe er aber in die Stadt hinein kam, da läuteten alle Glocken derselben von sich selbst, und die Bürger, wie sie das hörten, sprachen: gesegnet sey der Höchste, denn jetzt kommt der, welcher Christi Stellvertreter seyn soll. Hierauf gingen ihm Alle entgegen, empfingen ihn mit großen Ehrenbezeugungen und setzten ihn zu Christi Stellvertreter ein. Wie aber der heilige Gregorius zum Verweser Christi bestellt worden war, benahm er sich in Allem gar löblich und der Ruf von ihm flog durch den ganzen Erdkreis, daß ein so heiliger Stellvertreter Christi eingesetzt worden sey. Nun kamen Viele aus allen Theilen der Welt herbei, auf daß sie seinen Rath und Hülfe erhielten. Wie aber seine Mutter hörte, daß ein so seliger Mann zum Stellvertre-

ter Christi erhoben worden sey, da dachte sie bei sich: wo kann ich denn besser hingehen, als zu diesem heiligen Manne und ihm mein Leben anvertrauen? Indessen wußte sie durchaus nicht, daß es ihr Sohn und Mann sey. Sie machte sich also auf den Weg gen Rom und beichtete dem Stellvertreter Christi: vor der Beichte erkannte aber Keines das Andere, allein wie der Papst die Beichte seiner Mutter gehört hatte, da erkannte er sie wohl und sprach: o meine süße Mutter, Frau und Freundin, der Teufel gedachte uns zur Hölle zu führen, allein durch die Gnade Gottes sind wir ihm entgangen. Wie jene das hörte, fiel sie vor seinen Füßen nieder und weinte bitterlich vor Freude: der Papst aber hob sie vom Boden auf und baute in ihrem Namen ein Kloster, wo er sie zur Aebtissin machte, und innerhalb weniger Zeit gaben Beide an Gott ihre Seelen zurück.

Zweiundachtzigstes Capitel.

Von dem Gericht der Untreue.

Es gab einen Ritter, der ein sehr schönes Schloß besaß, auf welchem zwei Störche nisteten: unterhalb der Burg war aber eine klare Quelle, in welcher sich die Störche zu baden pflegten. Nun begab es sich, daß der weibliche Storch Junge bekam; alsbald machte sich das Männchen auf um auf die Erde hinab zu fliegen und Speise für seine Jungen zu sammeln. Kaum aber war er fort, so beging das Weibchen eine Treulosigkeit an ihm, allein

ehe das Männchen noch wieder kam, flog sie an die Quelle, um sich zu baden, damit das Männchen ihre Untreue nicht spüren möchte. Wie das der Ritter öfters sah, wunderte er sich, verschloß aber die Quelle, damit sich der Storch weder waschen noch baden könnte. Wie jenes aber die Quelle zugemacht sah und sich ob der begangenen Untreue nicht baden konnte, kehrte es in's Nest zurück. Wie aber das Männchen zurück kam und witterte, daß irgend eine Treulosigkeit vorgefallen seyn müsse, flog es davon und brachte innerhalb eines Tages eine große Menge andere Störche mit sich, welche jenes Weibchen vor den Augen des Ritters umbrachten.

Dreiundachtzigstes Capitel.

Von der ängstlichen Bewachung der Seele.

Einst war ein König Trojanus, der ein großer Gartenliebhaber war. Als er nun einmal einen Garten angelegt und Bäume jeder Art in demselben gesetzt hatte, bestellte er einen Wächter über den Garten, der ihn getreulich hüten sollte. Nun gab es aber einen gewaltigen Eber, der in den Garten eindrang und die Bäume umhieb und ausriß. Wie das der Wächter, der Jonathas hieß, bemerkte, hieb er demselben das linke Ohr ab, der Eber aber schrie nach Verlust seines Ohres laut auf und lief davon. Am andern Tage kam aber der Eber wieder hinein und verübte in dem Garten unzählige Unthaten, und Jonathas, der dieses sah, hieb ihm auch das rechte Ohr ab, worauf

der Eber mit schrecklichem Geschrei hinaus lief. Nichtsdestoweniger kam er auch zum dritten Male hinein, und Jonathas hieb ihm, als er ihn erblickte, den Schwanz ab, und der Eber lief also beschimpft schreiend hinweg. Noch kam er zum vierten Male wieder und richtete vieles Unglück an, aber Jonathas durchbohrte ihn mit seinem Spieße und so starb er und wurde dem Koch übergeben, damit er für die königliche Tafel zugerichtet würde. Nun aß der König von jedem Thiere das Herz lieber als irgend ein anderes Stück: der Koch aber, wie er den Eber zugerichtet und das Herz ganz fett gefunden hatte, verzehrte es. Als nun dem Könige von seinen Dienern der Eber aufgetragen wurde, suchte er das Herz, die Diener aber gingen wieder zu dem Koche und verlangten das Herz des Ebers. Jener aber sprach: saget meinem Herrn, daß der Eber kein Herz hatte, und so er es nicht glaubt, mache ich mich verbindlich, es ihm aus vielen Gründen zu beweisen. Die Diener aber, als sie solches gehört hatten, hinterbrachten dem Könige jedes Wort, und der König sprach: was muß ich hören? Es giebt kein Thier ohne Herz: weil er sich aber erbietet, die Sache zu beweisen, so wollen wir ihn hören. Der Koch wurde also zum König berufen, auf daß er ihm beweisen möchte, wie der Eber kein Herz haben könnte. Der aber sprach: Herr, höret mich. Ein jeder Gedanke kommt aus dem Herzen, daraus folgt aber ganz richtig, daß wo das Nachdenken fehlt, auch kein Herz seyn kann. Jener Eber ist zuerst in den Garten gekommen und hat darin viel Unheil angerichtet. Wie ich das gesehen habe, habe ich ihm das linke Ohr abgehauen.

Wenn er nun ein Herz gehabt hätte, würde er nun über sein abgehauenes Ohr nachgedacht haben. Dieß hat er aber nicht gemacht, denn er ist zum andern Male wiederum hereingekommen. Also hatte er kein Herz. Ebenso, wenn er ein Herz gehabt hätte, würde er darüber nachgesonnen haben, daß ich ihm auch sein rechtes Ohr abgehauen habe, allein er hat auch nicht an den Verlust seines rechten Ohres gedacht, denn er ist darum doch wieder hineingedrungen und hat nun auch seinen Schwanz eingebüßt. Wenn er also auch nur einen Theil von einem Herze besessen hätte, würde er an seine Ohren und seinen Schwanz gedacht haben. Allein alles Dieses hat er nicht gethan, denn er ist nach alle dem wieder hinein gelaufen, und darum habe ich ihn umgebracht, und aus diesen drei Gründen beweise ich, daß er kein Herz hatte. Wie aber der König das gehört hatte, billigte er seine Gründe, und der Koch kam also ungestraft davon.

Vierundachtzigstes Capitel.

Wie man der Wohlthaten Gottes immerdar eingedenk seyn muß.

Es regierte einst der König Pompejus, in dessem Reiche sich eine gar schöne und liebreizende Dame aufhielt, in deren Nähe ein Ritter wohnte, der gleichfalls sehr anmuthig anzuschauen und von edler Geburt war, und diese Dame öfters besuchte, und von ihr sehr geliebt wurde. Wie dieser Ritter nun einmal zu dieser Dame kam, sah er ihr

einen Falken auf der Hand sitzen, den er gar sehr zu besitzen wünschte, und sprach also zu ihr: o meine Gute, wenn ich irgend Deiner wegen etwas gethan habe, oder wenn Du mich liebst, so gieb mir den Falken. Die Dame erwiderte: ich will ihn Dir unter der einzigen Bedingung abtreten, daß Du ihn nicht so sehr lieben darfst, daß Du Dich deshalb von meiner Gesellschaft zurückziehen solltest. Darauf sprach der Ritter: das sey ferne von mir, daß ich mich wegen irgend einer Sache von Dir trennen sollte, vielmehr bin ich jetzt noch weit mehr gehalten Dich zu lieben, denn vorher. Darauf gab ihm die Dame den Falken. Jener aber nahm Abschied von ihr und fand so viel Vergnügen an dem Falken, daß er seine Dame nicht weiter besuchte und wenig an sie dachte, sondern jeden Tag mit dem Falken spielte. Nun schickte die Dame öfters Boten an ihn, und er kam dennoch nicht, endlich aber schrieb sie ihm, er solle ohne weiteren Verzug mit dem Falken zu ihr kommen, was er auch that. Als er nun bei ihr angelangt war, sprach die Dame zu ihm: zeige mir den Falken, und als sie ihn ergriffen hatte, riß sie ihm den Kopf vom Rumpfe. Der Ritter aber sprach nicht wenig betrübt: o Gebieterin, was habt Ihr gethan? Sie aber sprach: gräme Dich nicht, sondern freue Dich vielmehr, und sey froh, denn der Falke war Ursache, daß Du mich nicht mehr, wie früher besuchtest: darum habe ich den Falken getödtet, daß Du zu mir eben so häufig, als Du es sonst zu thun pflegtest, kommen möchtest. Der Ritter aber, als er sah, daß es die Dame aus einer frommen Ursache gethan hatte, war damit zufrieden und besuchte sie wie früher.

Fünfundachtzigstes Capitel.

Wie unsere Rede eine liebliche Musik vor Gott ist.

Einst herrschte der Kaiser Tiberius, der sich wundersam ergötzte, wenn er Musik hörte. Einstens begab es sich aber, daß er, als er zur Jagd ausgezogen war, rechts von sich Citherspiel hörte und durch die Süßigkeit desselben so erfreut wurde, daß er fast außer sich kam. Er wandte also sein Roß nach dem Orte, wo die Musik herkam und sprengte dahin. Wie er aber an die Stelle gekommen war, so erblickte er in einiger Entfernung ein munteres Bächlein, und neben dem Gewässer saß ein armer Mann, der eine Cither in der Hand hielt. Aus jener Cither kam aber eine so unvergleichliche Musik heraus, daß der Kaiser vor Vergnügen ganz begeistert wurde. Es sprach also der Kaiser zu jenem: mein Lieber, sag mir doch, warum Deine Cither so lieblich klingt? Jener aber erwiderte: Herr, dreißig Jahre und darüber bin ich schon an diesem Gewässer, und Gott hat mir eine solche Gnade angethan, daß, sobald ich nur die Saiten meiner Cither berühre, eine so herrliche Melodie herausdringt, daß die Fische aus dem Wasser nach meiner Hand zu geschwommen kommen, durch welche ich mich, meine Frau und meine Familie ernähre. Allein wehe mir, es ist ein Jammer, daß seit wenigen Tagen von der anderen Seite des Wassers her ein Pfeifer kommt, der so süß bläst, daß die Fische mich

verlassen und zu ihm gehen. Darum, o Herr, weil Ihr mächtig seyd und Kaiser des ganzen Landes, lasset mir Eueren Beistand gegen den Pfeifer zu Theil werden. Darauf entgegnete der Kaiser: mein Lieber, ich kann Dir nur in einem Stücke helfen und das muß Dir genug seyn. Ich habe hier in meinem Beutel einen goldenen Angelhaken, den will ich Dir geben, und Du magst ihn an die Spitze Deines Stabes befestigen lassen: berühre dann die Saiten Deiner Cither, auf deren Schlag sich die Fische in Bewegung setzen werden: diese ziehe alsbald vermittelst des Hakens an's Land, und der Pfeifer wird dir mit Beschämung Platz machen. Der arme Mann erfüllte Alles, und ehe noch die Fische zu dem Pfeifer gelangen konnten, zog er sie mit dem Haken an sich heran, der Pfeifer aber, als er das gewahr wurde, entfernte sich voller Verwirrung.

Sechsundachtzigstes Capitel.

Wie der Herr sich zu den um die göttliche Gnade bettelnden Sündern mitleidig herabläßt.

Es war einst ein Kaiser, der das Gesetz gab, daß sofern ein Weib ihrem Manne untreu gewesen wäre, sie in ewigem Gefängniß gehalten werden solle. Nun trug es sich aber zu, daß ein gewisser Ritter eine Frau aus adligem Blute heirathete, welche er sehr liebte. Er begab sich aber auf eine Reise in ferne Welttheile, seine Frau

aber beging nach seiner Entfernung Ehebruch und ward schwanger: da nun die Sache nach den Gesetzen bewiesen worden war, ward ihr auf das Geheiß der Kaisers der Kerker zugesprochen, und sie gebar in demselben einen sehr schönen Knaben. Das Kind aber wuchs heran und ward von Allen, die es sahen, hoch geliebt. Die Mutter stieß jedoch beständig Seufzer und Wehklagen aus und konnte sich nicht trösten, und es begab sich eines Tages, daß der Knabe seine Mutter weinen sah und zu ihr sprach: liebe Mutter, warum bist Du so niedergeschlagen in Deiner Seele. Darauf entgegnete die Muttter: o mein süßes Kind, ich habe viele Ursache zu weinen, denn über unsern Häuptern gehen die Menschen frei herum und die Sonne strahlt in ihrem Glanze, wir aber sind hier im Finstern und haben kein Licht. Darauf sprach der Sohn: o süße Mutter, das Licht über unsern Häuptern, von welchem Du sprichst, habe ich niemals erblickt, denn ich bin in diesem Kerker geboren. So ich nur hier Speise und Trank beständig im Ueberflusse haben werde, gefällt es mir hier und ich will hier bleiben, so lange ich lebe. Während sie aber noch also mit einander redeten, stand der Kaiser mit seinen Rittern am Eingange des Kerkers, und einer von ihnen sprach zu ihm: Herr, höret Ihr nicht jenes Klaggeschrei zwischen Muttter und Sohn da unten im Kerker? Jener aber erwiederte: ei ich höre es gar wohl und habe Mitleid mit ihnen. Alsbald sprachen die Ritter: Herr, wir bitten Dich, daß jenen Deine Gnade und Erbarmen zu Theil werde, und der König antwortete ihnen: ich neh-

me Euere Bitten an, worauf sie Beide aus dem Kerker führten und von jeglicher Strafe freimachten.

Siebenundachtzigstes Capitel.

Wie sich Christus für uns in den Tod gegeben hat.

Einst hatte sich ein Kaiser zu einer Schlacht, wo Alles auf Tod und Leben ging, allzusehr bloß gegeben, und konnte dem Tode kaum noch ausweichen, als ein tapferer Ritter, welcher dieses gewahr wurde, sich zwischen dem Kaiser und seine Feinde warf, so daß der Kaiser unverletzt davon kam, der Ritter aber verschiedene Wunden bekam und nur mit großer Schwierigkeit geheilt wurde, obgleich er demohngeachtet alle diese Narben behielt. Indessen wurde er von Allen gepriesen, weil er so herrlich für seinen Herrn gestritten hatte. Nun begab es sich aber nachmals, daß dieser Ritter seines Erbtheils auf ungerechte Weise verlustig gehen sollte, er machte sich also zu dem obengenannten Kaiser auf und bat ihn, er möchte ihm doch helfen und einen Ausspruch für ihn thun. Jener aber sprach: mein Lieber, ich kann Dir gegenwärtig nicht aufwarten, ich will Dir aber einen Richter geben, der Deine Sache untersuchen und thun wird, was recht ist. Jener aber sprach: o Herr, warum sprichst Du also? und alsbald zerriß er vor Aller Augen seine Kleider und zeigte ihnen die bis auf das nackte Fleisch gehenden Wundenmale, also sprechend: ist es denn recht, fuhr er fort, daß

nachdem ich so viel für Dich geduldet habe, ein Anderer als Du Richter in meiner Sache und Sachwalter für mich sey? Darauf entgegnete der Kaiser, als er dieses gehört hatte: mein Lieber, Du sprichst was wahr ist, denn als ich in Todesgefahr war, hat kein Anderer als Du mich gerettet: er bestieg demnach sogleich den Richterstuhl und fällte ein Urtheil zu seinen Gunsten.

Achtundachtzigstes Capitel.

Von der teuflischen List, welche Viele in's Verderben führt.

Man erzählt von einem Fürsten, der, weil er mit allen seinen Streitkräften nicht im Stande war, seine Feinde zu überwinden, folgende List brauchte. Er stellte sich, als müsse er aus seinem Lager flüchten und ließ dasselbe mit den darin befindlichen Lebensmitteln den Feinden zurück. Nun vertheilte er auch durch das ganze Lager eine Menge Fässer ganz mit Wein gefüllt, der aber mit dem Saamen einer gewissen Pflanze versetzt war, so daß wer von jenem Weine trank, alsbald einschlafen mußte. Er wußte auch, daß seine Feinde hungrig und gefräßig waren, und wirklich fielen sie auch voller Freude über den Wein her, tranken nach ihrem Gelüste und wurden alsbald, wie halb todt, vom Schlafe überwältigt, warauf der Fürst zurückkam und Alle nach Herzenslust niederhauen ließ.

Neunundachtzigstes Capitel.

Von dem dreifachen Laufe der Welt.

Es gab einst einen Ritter, der drei Söhne hatte, und als er sterben sollte, dem Erstgebornen ein Erbgut, dem zweiten aber einen gesammelten Schatz aussetzte. Dem dritten Sohne aber gab er einen kostbaren Ring, der mehr werth war, als Alles das, was er den ersten Beiden vermacht hatte. Uebrigens gab er auch den beiden ersteren Söhnen zwei, aber nicht so kostbare Ringe, allein alle hatten dasselbe Aussehen. Wie nun der Vater gestorben war, sprach der erste Sohn: ich habe den kostbaren Ring meines Vaters. Darauf der zweite: nicht Du hast ihn, sondern ich. Der dritte aber sagte: es ist nicht recht, daß Ihr ihn haben solltet, weil der ältere von Euch ein Erbgut, der andere aber einen Schatz erhalten hat: also lehrt die Vernunft, daß ich jenen köstlichen Ring haben muß. Da rief der erste Sohn aus: laßt uns durch die That beweisen, welcher Ring der kostbarere und bessere ist. Jener aber entgegnete: also gefällt mir es auch. Alsbald wurden verschiedene Kranke herbeigebracht, welche an verschiedenen Gebresten litten, aber die ersten beiden Ringe machten gar nichts, der Ring des Jüngeren aber heilte alle Krankheiten.

Neunzigstes Capitel.

Von der freien Entscheidung.

In einem gewissen Lande gab es einst ein Gesetz, daß der ältere Bruder allemal das Erbe theilen, der jüngere aber wählen sollte. Der Grund lag aber darin, weil es größerer Besonnenheit zum Theilen bedarf, als zum Wählen, der Aeltere aber muß besonnener seyn. Nun war aber ein anderes Gesetz da, welches gestattete, daß der Sohn einer Magd eben so gut ein Erbtheil bekommen konnte, als die freigeborenen Söhne. Es begab sich aber, daß zwei Brüder, der eine von einer Magd, der andere von einer Freien, eine Erbschaft zu theilen hatten. Der ältere Bruder aber theilte so: er legte auf eine Seite das ganze Erbe, auf die andere aber stellte er die Mutter seines Bruders. Sein Bruder dachte nun: ich muß meine Mutter über Alles lieben, und folglich wählte er seine Mutter und ließ sein Erbe fahren, indem er von der Gutmüthigkeit seines Bruders etwas zu erhalten hoffte: allein er bekam nichts. Darauf ging er vor den Richter und klagte seinen Bruder an, daß er ihn von seinem Erbe ausgeschlossen hätte, der Bruder aber verantwortete sich und sagte, er habe ihn nicht betrogen, weil der, welcher wähle, nicht aber, der welcher theile, seiner Sache gewiß sey.

Einundneunzigstes Capitel.

Von der Faulheit und Trägheit.

Einst war ein König, Namens Plinius, der drei Söhne gehabt haben soll, welche er ungemein liebte. Er dachte nun bei sich nach, wie er über sein Reich verfügen sollte, und rief seine drei Söhne zu sich, zu denen er also sprach: wer von Euch der faulste ist, der soll nach meinem Tode mein Reich empfangen. Darauf sprach der erste Sohn zu seinem Vater: gebt mir demnach Euer Reich, denn ich bin so faul, daß, wenn ich am Feuer sitze, ich mir lieber die Beine verbrennen lasse, als daß ich mich von da entfernen sollte. Der zweite Sohn sprach: wenn ich einen Strick um den Hals hätte und bald gehenkt werden sollte, in meiner Hand aber ein Schwert hielte, würde ich aus Faulheit meine Hand nicht ausstrecken, um den Strick zu zerschneiden. Darnach sprach der dritte Sohn zu seinem Vater: ich muß König werden, denn in Faulheit gehe ich allen Andern vor, wenn ich nehmlich auf dem Rücken in meinem Bette liege und Wassertropfen auf meine beiden Augen fallen, weiß ich aus Faulheit weder meinen Kopf nach rechts noch nach links zu drehen, noch will ich es auch. Wie das der König hörte, vermachte er ihm sein Reich, weil er meinte, daß er der Faulste sey.

Zweiundneunzigstes Capitel.

Christus hat um unser Leben Willen den Tod gewählt.

Man liest von einem gewissen Könige, der eine Frau hatte, deren Name Cornelia war. Nun begab es sich eines Tages, daß in einem Schlosse des Königs unter einer Mauer zwei Schlangen gefunden wurden, ein Männchen und ein Weibchen. Wie das der König gehört hatte, befragte er seine Meister und Gelehrten, was das bedeute. Diese aber meinten, jene Schlangen hätten sich dort versteckt, als ein Anzeichen des Todes des Mannes oder der Frau, und sagten, so das Männchen getödtet würde, müsse der Mann sterben, wenn aber das Schlangenweibchen, werde die Frau des Todes seyn. Wie das der König gehört hatte, sprach er: tödtet die männliche Schlange, aber das Weibchen lasset leben, denn weit lieber möchte ich seinen Tod als den seines Weibchens, und dabei gab er auch die Ursachen an. Denn, sagte er, wenn meine Frau leben bleibt, kann sie noch viele Söhne zeugen, die die Nachfolge in meinem Reiche erhalten können, wenn sie aber stirbt, werde ich keinen Erben haben.

Dreiundneunzigstes Capitel.

Von der Freude und der Erbschaft einer treuen Seele.

Ein mächtiger Mann schickte seine zwei Söhne auf

eine hohe Schule, daß sie die Wissenschaft erlernten und ausgebildet würden und nachher eine Pfründe erhalten könnten. Wie aber die Zeit vorüber war, schickte er ihnen den schriftlichen Befehl, nach ihrer Heimath zurückzukehren, und die beiden Brüder eilten auch auf diese Sendung schnell in ihre Vaterstadt zurück. Der eine Bruder aber freute sich sehr seiner Rückkehr und wurde, als er zurückgekommen war, mit Freuden empfangen und in sein Erbe eingesetzt, der andere aber war sehr bekümmert, daß er wieder nach Hause mußte, und seine Mutter, welche ihm entgegen kam und küßte, riß ihm mit ihren Zähnen den Mund ab, seine Schwester aber, welche der Mutter folgte, und ihn ebenfalls küßte, riß ihm dabei die Nase ab, ihr folgte sein Bruder, welcher ihm die Augen ausschlug, und endlich kam sein Vater, packte ihn bei den Haaren und zog ihm die Haut ab.

Vierundneunzigstes Capitel.

Wie eine schöne Seele, sobald sie von dem Aussatz der Sündhaftigkeit angesteckt ist, nur durch tiefes Seufzen und Wehklagen ihre frühere Schönheit wieder erlangen kann.

Es war einst ein König, der in ferne Welttheile ziehen wollte, und eine einzige Tochter hatte, welche schön und glänzender als die Sonne am Himmel war, so daß er nicht wußte, wessen treuem Gemüthe er sie zur Be-

wachung anvertrauen sollte. Endlich übergab er sie einem gewissen Ritter, der sein Geheimschreiber war und den er sehr hoch hielt, mit dem Befehle, sie beständig zu hüten, daß sie nicht zu einer Quelle, welche in jenem Lande oder in der Gegend entsprang, gelangen könnte: wenn sie nämlich daraus trinken würde, werde sie den Aussatz bekommen: denn das war die natürliche Eigenschaft dieser Quelle, obwohl sie von der angenehmsten Süßigkeit war. Damit nun der Ritter sie ihrem Vater bei seiner Rückkehr eben so reizend wiedergeben könnte, als er sie, wie gesagt, empfangen hatte, dachte er bei sich nach, daß wenn er das nicht im Stande seyn werde, er seines ganzen Dienstes verlustig seyn würde, und nicht wagen dürfte seinen Herrn zu erwarten, wenn er einige Zeit ihre Bewachung hintenangesetzt hätte. Endlich kam doch einmal die besagte Prinzessin heimlich zu der Quelle, trank aus ihr und wurde aussätzig. Wie das der Ritter gewahr wurde, erfaßte ihn ein gewaltiger Schmerz und er floh mit ihr aus dem Lande in eine Wüste. Dort fand er eine Einsiedelei, pochte mit seiner Hand an die Thür derselben und traf in ihr einen Eremiten an, welchem er alles schon Erzählte mittheilte. Der Einsiedler aber gab dem Ritter einen klugen Rath, indem er zu ihm sprach: gehe hin zu jenem Berge, welchen ich Dir zeigen werde, dort wirst Du einen Stein nebst einem Stabe finden, mit diesem mußt Du derb auf den Stein schlagen, bis Du aus demselben eine Feuchtigkeit und etwas Flüssiges herausbringst, damit bestreiche und salbe sie, und sie wird gesund werden und ihre frühere Schönheit wieder erhalten. Als nun der Ritter es

so gemacht hatte, wie es ihm der Einsiedler geheißen, bekam die Prinzessin ihre frühere Gesundheit und Schönheit wieder.

Fünfundneunzigstes Capitel.

Wie Christus uns das Erbe des ewigen Vaterlandes verschafft hat.

Man liest in der Römer That, daß einst ein gewisser Tyrann lebte, mit Namen Maxentius, welcher die römischen Bürger ihres Erbes berauben wollte. Wie also die Grausamkeit dieses Tyrannen schwer auf ihnen lag, flohen sie, aus dem Lande vertrieben, hinüber nach Britannien zum König Constantinus. Endlich als immer Mehrere dorthin strömten, reizten sie ihn gegen den Tyrannen auf, indem sie sich also vernehmen ließen: O König Constantine, führe uns wieder in unser Land zurück. Durch diese Worte ließ sich Constantinus bewegen, waffnete sich, bestieg sein Roß und streckte den Tyrannen zu Boden und gab so den Römern ihr Erbe wieder.

Sechsundneunzigstes Capitel.

Wie das gegenwärtige Leben ein Leben der Vergebung und Gnade ist.

Der König Alexander stellte an seinem Hofe eine brennende Kerze auf und schickte Herolde aus, welche in

seinem ganzen Reiche ausrufen und sagen sollten: so Jemand gegen den König irgend ein Verbrechen verübt habe, der solle kühnlich kommen, so lange die Kerze brenne, und der König werde ihn, trotz dem, daß er ein Uebelthäter sey, gehen lassen, so aber Jemand eine Missethat begangen hätte und nicht käme, derselbe solle, wenn die Kerze verlöscht sey, eines elenden Todes sterben. Wie das die Völker in seinem Reiche vernahmen, kamen ihrer viele zu dem Könige und baten ihn um Gnade, und der König nahm sie gnädig auf. Es waren aber auch Viele, so nicht kommen wollten und sein Gebot gering achteten, allein als die Kerze verlöscht war, da ließ sie der König mit Ge:valt holen und elendiglich umbringen.

Siebenundneunzigstes Capitel.

Vom Tode.

Man liest in den Chroniken, daß im Jahre 12 nach Roms Erbauung das römische Volk eine marmorne Säule auf dem Forum errichtete und darauf das Bild des Julius Cäsar setzte: und über den Kopf derselben schrieb man den Namen Julius, weil sie zu Ehren desselben errichtet worden war. Es hatte aber eben dieser Julius Cäsar bei seinem Tode oder noch vorher drei Anzeichen erhalten. Denn hundert Tage vor seinem Tode schlug der Blitz vor seinem Standbild auf dem Forum ein und nahm von dem darüber geschriebenen Namen die ersten Buchstaben hinweg. In der Nacht aber, welche seinem Todestage voranging,

öffneten sich die Fenster seines Schlafgemachs mit einem so starken Geräusch, daß er glaubte das Haus wolle einstürzen. An demselben Tage seines Mordes aber wurde ihm, als er auf das Capitol ging, ein Brief eingehändigt, welcher ihm seinen Tod anzeigen sollte, so daß, wenn er selbigen sogleich gelesen hätte, er dem Tode entgangen seyn würde.

Achtundneunzigstes Capitel.

Wie Gott in diesem Leben versöhnt werden kann.

Man erzählt, daß es eine alte Sitte bei den Römern war, daß wenn sie eine Burg oder eine Stadt belagerten, sie eine Kerze von einem bestimmten Maaße anzündeten, und so lange dieselbe brannte, waren sie bereit Jeden in Frieden aufzunehmen, ein wie großer Uebelthäter er auch früher gewesen seyn mochte, sobald sich aber das Licht verzehrt hatte, dann übten Alle die strengste Gerechtigkeit gegen ihre Feinde aus, und wollten mit Niemandem, wenn er auch all sein Gut hingab, Erbarmen haben.

Neunundneunzigstes Capitel.

Von dem mannhaften Kampfe Christi und seinem Siege.

Einst war ein König Cäsar, in dessem Reiche ein edelmüthiger und tapferer Ritter lebte, welcher einstmals

durch einen Wald ritt und eine Kröte mit einer Schlange kämpfen sah: die Kröte aber war stärker und besiegte die Schlange. Wie das der Ritter sah, half er der Schlange und verwundete die Kröte sehr schwer, diese aber entrann und begab sich auf die Flucht, indessen der Ritter von derselben selbst eine tiefe Wunde erhalten hatte. Wie das der Ritter gewahr wurde, stieg er vom Pferde, allein das Krötengift blieb in der Wunde: er begab sich hierauf nach Hause und blieb lange krank an dieser Wunde, machte sein Testament und bereitete sich zum Tode. Wie er aber einstmals am Feuer lag und gleichsam schon an seinem Wiederaufkommen verzweifelte, kam auf einmal die Schlange, welche er vom Tode gerettet hatte, herein und seine Diener sprachen, als sie die Schlange erblickten: Herr, eine Schlange ist hereingekrochen. Wie sie aber der Ritter ansah, erkannte er, daß es die Schlange war, für deren Beschützung er seine Wunde und alle seine Uebel bekommen hatte. Der Ritter sprach also: wollet sie nicht hindern, sie wird mir, wie ich meine, nichts Böses zufügen. Demnach kam die Schlange vor den Augen Aller auf ihn zu und saugte mit ihrer Zunge das Gift aus der Wunde, bis sie das ganze Maul voll hatte. Alsbald eilte sie zum Hause hinaus und gab das Gift wieder von sich: hierauf kehrte sie zurück und kam zum andern Male zu ihm, und so zwei und drei Mal, bis sie das ganze Gift aus ihm gesogen hatte. Als das geschehen war, gab der Ritter der Schlange Milch zu trinken, und als sie getrunken hatte, da kam die Kröte, von welcher der Ritter seine Wunden empfangen hatte, herein und fing an mit der

Schlange zu kämpfen, wie wenn sie sich dafür rächen wollte, daß die Schlange den Ritter geheilt hatte. Wie aber der Ritter dieses sah, sprach er zu seinen Dienern: Ihr Lieben, ohne Zweifel ist das die Kröte, welche ich bei der Vertheidigung jener Schlange verwundet habe und von der alle meine Leiden herrühren. Wenn diese die Schlange besiegt, wird sie mich anfallen, und so Ihr also mein Leben lieb habt, müßt ihr sie auf der Stelle umbringen. Wie das die Diener hörten, tödteten sie sie mit Schwertern und Stöcken, die Schlange aber, als wollte sie ihre Zufriedenheit und Dank darüber zu erkennen geben, wand sich um die Füße des Herrn und kroch alsdann hinaus, der Ritter aber erlangte seine Gesundheit vollkommen wieder.

Hundertstes Capitel.

Daß Christus den Sünder nicht gleich nach Verdienst verstößt, sondern mit Langmuth seine Buße erwartet.

Einst lebte ein Kaiser Diocletianus, der ein Gesetz gab, daß, dafern eine Frau ihrem Manne untreu geworden sey, sie des Todes sterben müsse. Nun begab sich aber der Fall, daß ein gewisser Ritter ein Mädchen zur Frau nahm und mit ihr einen Sohn zeugte. Dieser wuchs heran und wurde von Allen geliebt. Nachher aber zog sein Vater in einen Krieg und kämpfte männiglich darin, verlor aber seinen rechten Arm, während der Zeit seiner Abwesen-

heit aber brach seine Frau ihm ihre Treue, und als der Mann zurück kam, fand er sich von seiner Frau betrogen. Da nun dem Gesetz zufolge der Mann sie tödten mußte, so berief er seinen Sohn zu sich und sprach: mein lieber Sohn, Deine Mutter hat ihre ehelichen Pflichten verletzt, sie sollte also dem Gesetze gemäß durch mich sterben, allein ich habe meinen Arm eingebüßt, und darum werde ich sie nicht tödten können: demnach befehle ich Dir, sie zu tödten. Darauf entgegnete ihm sein Sohn: das Gesetz gebeut, seine Eltern in Ehren zu halten, so ich also meine eigene Mutter tödten müßte, würde ich gegen das Gesetz handeln und mir den Fluch meiner Mutter zuziehen: ich will Dir also in diesem Stücke nicht gehorchen. Also entging das Weib durch ihren Sohn dem Tode.

Hundertunderstes Capitel.

Wie die Welt im Argen liegt und überall Gefahren drohen.

Man erzählt von einem gewissen Manne, Namens Ganterus, der sich immer Vergnügungen und Freude ohne Ende wünschte; der stand eines Morgens in der Frühe auf und spatzierte allein auf der Heerstraße, bis er an ein Land kam, in welchem der König erst neulich gestorben war. Die Fürsten des Reiches, als sie ihn so mannhaft sahen, erwählten ihn zu ihrem Könige, und er freute sich über seine Wahl. Wie aber die Nacht kam, da führten ihn die Seinigen in ein Gemach, in welchem er einen

grimmigen Löwen am Kopfende seines Bettes erblickte, am Fußende einen Drachen, an der rechten Seite aber einen Bären und auf der andern Schlangen und Kröten. Da sprach Ganterus: Was soll denn das heißen? Muß ich denn in diesem Bette bei diesen Bestien schlafen? Jene aber antworteten: Freilich, Herr, denn alle Könige vor Dir haben in diesem Bette gelegen und sind von diesen Thieren gefressen worden. Darauf entgegnete der König: Alles gefällt mir hier recht wohl, allein vor diesem Bette sammt den Bestien da habe ich einen Abscheu, darum mag ich nicht Euer König seyn, und also ging er weg von ihnen. Er kam aber in ein anderes Land, wo ihn die Bürger gleichfalls zu ihrem König wählten. Wie nun die Nacht kam, trat er in sein Schlafgemach und erblickte ein sehr schönes Bett, aber ganz voll von scharfen Scheermessern. Da sprach Ganterus: ich soll mich doch nicht etwa in dieses Bett legen? Da sprachen seine Diener: Ja, Herr. Denn alle Könige vor Dir haben in diesem Bette gelegen und sind darin gestorben. Jener aber erwiderte: Alles ist gut hier, das Bett ausgenommen, darum mag ich aber Euer König nicht seyn. Er stand also früh auf und machte allein einen Marsch von drei Tagen. Unterwegs traf er aber einen Greis, der mit einem Stock in der Hand über einer Quelle saß, und zu ihm sprach: mein lieber Wanderer, wo kommst Du denn her? Darauf antwortete er: aus weiter Ferne. Dann fragte jener weiter: was schaffest Du? Jener antwortete: ich suche drei Dinge und kann sie nicht finden. Darauf fragte jener wieder: was denn für drei Dinge? Ganterus antwortete: erstlich Ueberfluß

ohne Mangel, zweitens Freude ohne Leid, drittens Licht oder Helle ohne Finsterniß. Da sprach der Greis: nimm diesen Stab und gehe immer auf dieser Straße fort: Du wirst bald einen Berg vor Dir erblicken, und am Fuße dieses Berges steht eine Leiter, welche sechs Stufen hat: diese steige hinan, wenn Du aber auf die sechste Sprosse gekommen seyn wirst, wirst Du auf dem Gipfel des Berges einen sehr schönen Palast gewahr werden. An die Pforte desselben thue drei Schläge, und der Pförtner wird Dir antworten. Dann zeige ihm Deinen Stab und sprich: derjenige, welcher der Eigenthümer dieses Stabes ist, befiehlt Dir hiermit, daß Du mich hineingehen lässest. Wenn Du aber darinnen seyn wirst, wirst Du alles jenes Dreies finden, was Du suchest. Jener aber erfüllte Alles, wie es ihm der Alte gesagt hatte, und wie der Thürhüter den Stab sah, ließ er ihn hinein, und da fand er alles Dreies und mehr noch, und blieb sein ganzes Leben daselbst.

Hundertundzweites Capitel.

Von den Uebertretungen der Seele und ihren Wunden.

Einst war ein Kaiser Titus, in dessem Reiche ein gewisser edler Ritter lebte, der Gott sehr ergeben war und eine schöne Frau besaß, die ihm aber oft untreu war und nie von ihren Treulosigkeiten ablassen wollte. Wie Solches der Ritter gewahr wurde, trauerte er sehr in seinem Her-

zen und dachte das heilige Grab zu besuchen, und sprach also zu seinem Weibe: meine Liebe, ich will nach dem heiligen Lande ziehen und übergebe Euch Euerer eigenen Ehre. Wie er aber über das Meer gegangen war, da verliebte sich die Dame in einen Cleriker, der wohl in der schwarzen Magie erfahren war, und schlief bei ihm. Nun begab es sich einstmals, daß sie bei einander lagen und die Dame zu ihm sprach: wenn Du im Stande wärest, mir eine einzige Sache durchzusetzen, könntest Du mich zur Frau nehmen. Und jener versetzte: was ist denn das, was Du willst, so ich es irgend kann, will ich Dir zu Diensten seyn. Jene aber sprach: mein Mann ist nach dem gelobten Lande gezogen und liebt mich nicht besonders, so Du ihn durch eine besondere Kunst tödten könntest, würdest Du Alles, was ich habe, erhalten. Darauf erwiderte der Cleriker: ich will Dir zu Willen seyn, jedoch unter der Bedingung, daß Du mich zum Manne nimmst. Jene aber sprach: darauf nimm mein festes Versprechen. Der Cleriker aber machte ein Bild mit dem Namen des Ritters, und hing es vor seinen Augen an die Wand auf. Während mittlerweile der Ritter durch eine Straße der Stadt Rom ging, begegnete ihm ein gewisser kluger Meister, sah ihn genau an und sprach zu ihm: mein Lieber, ich habe Dir etwas im Geheimen zu sagen. Jener aber entgegnete: Redet, Meister, was Euch beliebt. Der aber versetzte: noch heute wirst Du ein Kind des Todes seyn, so Du nicht Beistand von mir erhältst. Deine Frau ist eine Buhlerin und hat Deinen Tod angestellt. Wie der Ritter aber hörte, daß jener so die Wahrheit über seine

Frau sprach, da hing er sich an ihn, glaubte ihm und sprach: o lieber Meister, rette mein Leben, und ich will Dir einen würdigen Lohn geben. Der antwortete aber: ich will Dich herzlich gern retten, so Du thust, was ich Dir heißen werde. Der Ritter aber sprach: ich bin bereit. Hierauf ließ der Meister ein Bad zurichten, zog dem Ritter seine Kleider aus und hieß ihn in das Bad gehen. Nachher aber gab er ihm einen hellpolirten Metallspiegel in die Hand und sprach: siehe fleißig in den Spiegel und Du wirst Wunderdinge schauen. Wie der aber in den Spiegel blickte, während der Meister neben ihm in einem Buche las und zu ihm sprach: sage mir, was Du siehest, sagte er zu ihm: ich sehe in meinem Hause einen Cleriker, der von Wachs ein Bild gemacht hat, das mir ganz ähnlich ist, und an die Wand aufgehängt hat. Darauf sprach der Meister weiter: was siehest Du jetzt? Jener aber sprach: eben hat er einen Bogen ergriffen, einen spitzigen Pfeil auf denselben gelegt und fängt an nach dem Bilde zu schießen. Da sprach der Meister: so Dir Dein Leben lieb ist, so wirf, sobald Du einen Pfeil nach dem Bilde zu fliegen siehst, Deinen Körper in das Wasser des Bades, so lange, bis ich Dir etwas Anderes heißen werde. Wie das der Ritter gesehen und gehört hatte, daß sich der Pfeil in Bewegung setzte, verbarg er seinen Körper gänzlich unter dem Wasser, und als er das gemacht hatte, sprach der Meister zu ihm: stecke Deinen Kopf heraus und schaue in den Spiegel. Wie er das gemacht hatte, sagte er zu ihm: was erblickst Du jetzt im Spiegel? Jener aber antwortete: das Bild ist nicht getrof-

fen worden, sondern der Pfeil ist an der Seite desselben vorbei gegangen, und der Cleriker ist bekümmert. Darauf sprach der Meister: siehe jetzt wieder in den Spiegel, was er beginnt. Jener aber entgegnete: er ist jetzt näher nach dem Bilde zu gerückt und hat einen Pfeil auf den Bogen gelegt, um nach dem Bilde zu schießen. Jener aber versetzte: Gerade so, wie Du vorher gethan hast, so thue auch jetzt, wenn Du Dein Leben lieb hast. Als aber der Ritter im Spiegel sah, wie der Cleriker den Bogen spannte, steckte er seinen ganzen Körper in's Wasser. Hierauf sprach der Meister: siehe jetzt, wie es steht? Und als jener das gemacht hatte, sprach er: der Cleriker ist sehr traurig, daß er das Bild nicht getroffen hat und spricht zu meiner Frau, wenn ich das Bild zum dritten Male nicht treffe, muß ich deshalb mein Leben einbüßen. Eben rückt er noch näher an dasselbe, so daß es mir vorkommt, als könne es nicht fehlen, daß er das Bild treffen müsse. Darauf sprach der Meister: so Du Dein Leben liebst, sorge dafür, daß, sobald Du den Bogen angezogen siehst, Du alsbald Deinen ganzen Körper unter das Wasser steckst, so lange, bis ich zu Dir sprechen werde. Der Ritter schaute also unverwandt in den Spiegel, und wie er den Cleriker den Bogen zum Schießen spannen sah, fuhr er mit seinem ganzen Körper unter das Wasser, bis der Meister zu ihm sprach: komm schnell heraus und siehe in den Spiegel. Wie aber der Ritter hineingeschaut hatte, lachte er, und der Meister sprach: Lieber, sage mir doch, was Du lachst. Jener aber antwortete: ich sehe ganz deutlich in dem Spiegel, daß der Cleriker das Bild nicht

getroffen hat, der Pfeil aber umgekehrt ist, ihn zwischen der Lunge und dem Magen durchbohrt hat, und er eben gestorben ist: meine Frau hat aber unter meinem Bette eine Grube gemacht und ihn darin begraben. Da sprach der Meister: stürze Dich jetzt schnell heraus, lege Deine Kleider an und bitte zu Gott für mich. Der Ritter aber dankte ihm für die Rettung seines Lebens, und als seine Reise beendigt war, machte er sich wieder zu seinem Lande auf, und wie er nach Hause kam, da eilte ihm seine Frau entgegen und empfing ihn voller Freude. Der Ritter aber verstellte sich mehrere Tage lang, endlich aber schickte er nach den Eltern seiner Frau und sprach zu ihnen: meine Theuern, ich habe Euch aus folgender Ursache zu mir beschieden: hier ist Euere Tochter, meine Frau, welche Ehebruch an mir verübt hat, und was weit schlimmer ist, darauf umging mir den Tod zu geben. Jene aber leugnete es mit einem Eide, allein der Ritter begann jetzt und trug den ganzen Hergang und das Verfahren des Clerikers vor und sprach: wenn Ihr mir nicht glaubt, so kommt her und sehet den Ort, wo der Cleriker eingescharrt ist. Hierauf führte er sie in sein Gemach, und sie fanden den Leichnam des Clerikers unter seinem Bette. Der Richter ward alsbald herbeigerufen und entschied, sie solle durch Feuer verbrannt werden: und also geschah es, und die Asche ihres Leibes ward in die Luft gestreut. Nachmals aber nahm sich der Ritter eine schöne Jungfrau zur Gemahlin, zeugte mit ihr Kinder und beschloß sein Leben in Frieden.

Hundertunddrittes Capitel.

Wie man Alles mit Eintracht und Vorsicht vollbringen müsse.

Einst herrschte ein sehr weiser und in Allem gerechter Kaiser Domitianus. Weil der nun Niemanden verschonte, sondern immer der Gerechtigkeit ihren Lauf ließ, begab es sich einstmals, daß, als er zu Tische saß, ein Kaufmann zu ihm kam und an das Thor pochte. Der Pförtner aber öffnete dasselbe und fragte, was ihm beliebe. Jener aber sprach: ich bin ein Kaufmann und habe für die Gemahlin des Kaisers einige nützliche Sachen zu verkaufen. Wie das der Thorwärter hörte, ließ er ihn ein. Jener aber begrüßte den Kaiser auf demüthige Weise, und dieser sprach zu ihm: mein Lieber, was hast Du denn für Waaren zu verkaufen? Und jener erwiderte: Herr, drei weise Sprüchelchen. Der aber sprach: und wie theuer willst Du mir jeden Spruch geben? Und jener entgegnete: für tausend Gulden. Da sprach der Kaiser: wenn mir nun aber Deine Weisheit nichts frommt, so verliere ich mein Geld. Da versetzte der Kaufmann: Herr, wenn meine Sprüche bei Euch keine gute Statt finden, will ich Euch Euer Geld wieder geben. Da sprach der Kaiser: Du sprichst, was billig ist, nenne mir also jetzt die weisen Sprüchelchen, welche Du an mich verkaufen willst. Und jener entgegnete: Alles, was Du thust, thue vorsichtig und siehe auf's Ende. Der zweite Spruch ist: gehe nie eines Fußsteiges

wegen von der Heerstraße. Der dritte endlich ist: nimm nie eine Herberge über Nacht in einem Hause an, wo der Hausherr alt und seine Frau jung ist. Diese drei Sachen bewahre bei Dir, und es wird gut um Dich stehen. Der König gab ihm also für jeden Spruch tausend Gulden und ließ sich den ersten „Alles was Du thust, thue mit Vorsicht und siehe auf's Ende“ an die Wände seines Thronsaales schreiben, ebenso auch in seinem Gemache und an allen Orten, wo er spatzieren zu gehen pflegte, anbringen, ja auch auf die Tischtücher sticken, auf welchen er speiste. Nach diesem aber, obgleich er ein so gerechter Mann war, verschworen sich doch Viele aus seinem Reiche gegen ihn, um ihn zu ermorden, und weil sie Solches nicht öffentlich thun konnten, so besprachen sie sich mit seinem Bartscheerer, daß er ihm die Kehle abschneiden und dafür einen guten Lohn erhalten solle. Der Bartscheerer aber nahm das Geld und versprach seine Verpflichtung getreulich zu erfüllen. Wie nun aber derselbe dem Kaiser den Bart abnehmen sollte und ihn eingeseift hatte und sich daran machte ihn zu rasiren, so sah er zufällig unter sich auf das Barttuch, welches der Kaiser um den Hals hatte und auf dem gestickt zu lesen war: Was Du thust, das thue mit Vorsicht und bedenke das Ende. Wie nun der Barbier diese Schrift gelesen hatte, da dachte er bei sich: heute bin ich gedungen worden diesen Mann umzubringen, wenn ich aber das thue, so wird mein Ende sehr kläglich seyn, denn ich werde zum schimpflichsten Tode verdammet werden: darum ist es gut, wie jene Schrift sagt, bei Allem, was man thut, auf das Ende zu sehen. Alsbald fingen

seine Hände an zu zittern, daß ihm sein Scheermesser aus der Hand fiel. Wie das der Kaiser gewahr wurde, sprach er zu ihm: sage mir, was ist Dir denn? Und jener erwiderte: o Herr, erbarme Dich meiner, ich bin heute gedungen worden, Dich für Geld zu ermorden, weil ich aber zufällig, wie es Gottes Wille war, die Schrift Deines Barttuches las, „was Du thust, das thue mit Vorsicht und bedenke das Ende," habe ich mir gleich überlegt, daß ein schimpflicher Tod mein Ende seyn werde: darum zitterten meine Hände. Wie das der Kaiser hörte, dachte er bei sich: der erste Spruch hat mir das Leben gerettet, ich habe ihn zu einer guten Stunde eingehandelt. Und er sprach zu dem Bartscheerer: sey fortan nur getreu und ich will es Dir verzeihen. Wie nun die Fürsten seines Reiches sahen, daß sie ihn auf diesem Wege nicht tödten konnten, verhandelten sie mit einander, wie sie ihn umbringen möchten, und sprachen: an dem und dem Tage wird er zur Stadt zurückkommen, wir wollen uns also bei dem Fußsteige, über welchen er gehen muß, in den Hinterhalt legen und ihn tödten. Jene aber sprachen: das ist ein guter Plan. Der König aber rüstete sich an eben diesem Tage nach der Stadt zu ziehen, und als er bis an jenen Fußsteig gekommen war, sprachen seine Ritter zu ihm: Herr es ist gut, diesen Fußweg einzuschlagen, denn er ist näher als die Landstraße. Der Kaiser aber dachte bei sich: der zweite Spruch war, ich solle nie die Heerstraße eines Fußsteiges wegen verlassen, ich will mich also an meinen Spruch halten: und er sprach zu seinen Rittern: ich bin nicht gesonnen die Heerstraße zu verlassen, Ihr aber, die

Ihr den Fußsteig einschlagen wollt, könnt gehen und rüstet Alles für meine Ankunft zu. Jene aber gingen nun den Fußweg, und da sich die Feinde des Königs auf demselben befanden und meinten, daß der König unter jenen seyn müsse, so brachen sie Alle hervor und tödteten Alle, so viel ihrer dahin kamen. Wie das der König hörte, sprach er bei sich: Nunmehr hat mir auch der zweite Spruch das Leben gerettet! Wie nun jene sahen, daß sie ihn durch List nicht umbringen konnten, so verschworen sie sich unter einander, wie sie ihn auf andere Weise um's Leben bringen möchten, und sprachen unter sich: an dem und dem Tage wird er in dem Hause jenes Mannes bleiben, bei dem alle Edeln einkehren, weil keine andere Herberge für ihn da ist, wir wollen also für eine Geldsumme den Wirth und seine Frau bestechen, damit sie den Kaiser, wenn er auf seinem Bette liegt, ermorden. Jene aber entgegneten: der Plan ist gut. Wie nun der Kaiser in jene Stadt gekommen war, kehrte er in selbigem Hause ein, ließ also den Wirth zu sich rufen, allein als er ihn gesehen hatte, kam er ihm sehr alt vor und darum sprach er zu ihm: hast Du eine Frau? Und jener antwortete: allerdings o Herr. Darum sprach der Kaiser: zeige mir sie, und als er sie geschaut hatte, da kam sie ihm sehr jung vor und als könnte sie kaum achtzehn Jahr alt seyn. Darauf sprach er zu ihm: gehe Deiner Wege, denn ich will mein Nachtlager anderswo aufschlagen lassen und nicht hier bleiben. Jener aber entgegnete: sehr wohl, gnädiger Herr: allein Alles ist schon bereit gemacht und darum wird es nicht gut seyn anderwärts zu schlafen,

weil in der ganzen Stadt kein besseres Wirthshaus als dieses ist. Jener aber entgegnete: ich sage Dir, daß ich anderwärts schlafen will. Alsbald brachte ihn sein Kämmerling weg und der Kaiser begab sich heimlich an einen andern Ort und sprach zu seinen Rittern: Ihr könnt hier bleiben, wenn Ihr wollt, kommt aber in der Frühe zu mir. Wie nun Alles schlief, da stand der Alte mit seiner Frau auf, weil dieselben für Geld gedungen waren, den Kaiser im Schlafe zu ermorden, und tödteten alle seine Ritter. Früh aber stand der Kaiser auf, und als er seine Ritter ermordet fand, sprach er in seinem Herzen: o weh, wenn ich hier mein Nachtlager genommen hätte, wäre ich jetzt todt, wie die Anderen: nun hat auch der dritte Spruch mir das Leben gerettet. Er ließ also den Alten mit seiner Frau und seiner ganzen Familie an den Galgen hängen und behielt, so lange er lebte, jene weisen Lehren bei sich und beschloß sein Leben im Wohlseyn.

Hundertundviertes Capitel.

Von dem Gedächtniß der Wohlthaten.

Es lebte einst ein Ritter, welcher die Jagd über Alles liebte, nun begab es sich aber eines Tages, daß er auf die Jagd gezogen war und ihm ein Löwe, welcher hinkte, in den Weg kam und ihm seinen Fuß zeigte. Der Ritter aber stieg vom Pferde und zog ihm einen spitzigen Dorn aus dem Fuße, legte Salbe auf die Wunde, und der Löwe ward wieder geheilt. Nach diesem aber jagte

der König jenes Landes zufällig in demselben Walde, fing jenen Löwen und behielt ihn viele Jahre bei sich. Nun hatte aber jener Ritter sich gegen den König vergangen und sich in jenen Wald geflüchtet, wo er alle Durchreisende plünderte und umbrachte. Indessen nahm ihn der König doch gefangen und fällte über ihn das Urtheil, man solle ihn dem Löwen zum Fressen vorwerfen, da dieser, wenn man ihm weiter keine andere Speise vorsetzen würde, wüthend gemacht den Ritter verschlingen werde. Wie nun der Ritter in die Grube des Löwen geworfen worden war, fürchtete er sich sehr und erwartete die Stunde, wo er gefressen werden würde. Der Löwe aber betrachtete ihn genau, und da er ihn erkannte, so schmeichelte er ihm und blieb sieben Tage lang ohne Speise. Wie das aber der König gehört hatte, da wunderte er sich sehr, ließ den Ritter aus der Grube hervorziehen und sprach zu ihm: sage mir mein Lieber, wie geht das zu, daß Dir der Löwe nichts gethan hat? Der aber sprach: Herr, ich ritt einst zufällig durch einen Wald, und es begegnete mir jener Löwe, der aber hinkte: ich zog ihm also einen Dorn aus seinem Fuße und heilte seine Wunde, und darum hat er mich, wie ich denke, verschont. Darauf sagte der König: Darum, daß Dir der Löwe kein Leid angethan hat, will ich Dich verschonen: bemühe Dich nur fortan Deinen Lebenswandel zu bessern. Jener aber bedankte sich bei dem König, besserte sich in jeder Art und beschloß sein Leben in Frieden.

Hundertundfünftes Capitel.

Von dem Wechsel eines jeglichen Gutes und vorzüglich der rechten Richter.

Einst herrschte der weise Theodosius, der aber das Licht seiner Augen eingebüßt hatte, und darum ein Gesetz gab, daß eine Glocke in seinem Palaste aufgehangen würde und Jeder, der eine Sache bei ihm anzubringen hätte, eigenhändig das Glockenseil ziehen sollte: bei dem Anschlagen derselben sollte dann der Richter, der dazu bestellt war, herabkommen und einem Jeden nach der Gerechtigkeit thun. Nun hatte sich aber unter dem Glockenstrange eine Schlange ihr Nest gebaut und bekam innerhalb einer kurzen Zeit Junge, und als dieselben kriechen konnten, machte sie sich eines Tages mit denselben auf den Weg außerhalb der Stadt. Während sich aber die Schlange entfernt hatte, kam eine Kröte in ihr Nest und nahm es in Besitz: die Schlange, als sie mit ihren Jungen zurückkam und sah, wie die Kröte ihr Nest inne hatte, kämpfte zwar mit ihr, allein sie konnte die Kröte nicht besiegen, und also behauptete dieselbe das Nest. Wie das die Schlange sah, schlang sie ihren Schwanz um den Glockenstrang, zog tüchtig an demselben und läutete, gerade als wenn sie sagen wollte: komm herab, Du Richter, und verschaffe mir Gerechtigkeit, denn eine Kröte hat gegen alles Recht mein Nest in Besitz genommen. Wie der Richter die Glocke

läuten hörte, kam er zwar herab, als er aber Niemanden erblickte, stieg er wieder hinauf. Wie das die Schlange bemerkte, läutete sie zum zweiten Male. Der Richter stieg, als er das hörte, abermals herab, und da er die Schlange das Glockenseil ziehen sah, und wie eine Kröte ihren Wohnplatz eingenommen hatte, stieg er wiederum in den Palast hinauf und meldete die ganze Sache dem König. Der König aber sprach zu ihm: gehe wieder hinunter und treibe nicht blos die Kröte wieder aus, sondern tödte sie auch, denn die Schlange muß ihren Platz wieder bekommen, und also geschah es. Wie nun nach diesem eines Tages der König auf seinem Bette lag, kam die Schlange in sein Gemach und trug einen kostbaren Stein in ihrem Munde, und wie das die königlichen Diener gewahr wurden, sagten sie ihrem Herrn, eine Schlange sey hereingekommen, der aber sprach: wollet sie nicht hindern, denn ich glaube, sie wird mir kein Leid zufügen. Die Schlange kroch nun auf sein Bett und nahm ihren Weg nach seinem Gesicht zu, und als sie bis an seine Augen gekommen war, ließ sie den Stein auf dieselben fallen, und ging alsbald wieder aus dem Gemach hinaus. Wie aber der Stein die beiden Augen berührte, bekam der König sein helles Augenlicht wieder, er freute sich darum nicht wenig und ließ die Schlange überall aufsuchen, allein man fand sie nicht: den Stein aber bewahrte er und beschloß sein Leben in Frieden.

Einhundertundsechstes Capitel.

Wie man sich vor dem Truge des Bösen hüten müsse, auf daß er uns nicht hintergehe.

Es waren einst drei Gesellen, die machten eine Reise, und es begab sich, daß sie außer einem Brode durchaus keine Lebensmittel finden konnten. Und doch waren sie sehr hungrig, sprachen daher so zu einander: wenn dieses Brod in drei Theile getheilt wird, wird ein solcher keinem von uns zur Sättigung ausreichen, wir wollen also einen vernünftigen Rath halten, wie wir über dieses Brod verfügen müssen. Da sprach einer: Wir wollen uns hier auf der Straße zum Schlafen niederlegen und ein Jeder möge träumen, und wer den wunderbarsten Traum erblickt haben wird, der soll das ganze Brod haben. Die andern zwei antworteten: Dein Rath ist gut, und begannen zu schlafen. Der aber, welcher den Rath gegeben hatte, stand, während jene schliefen, auf und verzehrte das Brod ganz und gar, und ließ seinen Begleitern nicht ein Krümchen. Als er das gethan hatte, weckte er seine Kameraden auf, und sprach: Steht schnell auf, es ist Zeit, daß ein Jeder seinen Traum sage. Da sprach der Erste: Ihr Lieben, ich habe einen wunderbaren Traum gesehen, eine goldene Leiter, welche vom Himmel auf die Erde herabging: auf dieser stiegen die Engelein hinauf und hinab, und führten

meine Seele aus meinem Leibe gen Himmel. Als ich dort ankam, sah ich den Vater, den Sohn und den heiligen Geist, und so viel Fröhlichkeit war in meiner Seele, und nie hat ein Auge gesehen, noch ein Ohr gehöret, was ich da vernommen habe. Und das ist mein Traum. Da sprach der Zweite: auch ich sah, wie Teufel mit eisernen und feurigen Werkzeugen mir die Seele aus dem Leibe rissen, mich mißhandelten und sprachen: so lange Gott im Himmel regiert, wirst Du an Diesem Orte bleiben. Der Dritte aber sagte: höret meinen Traum. Mir kam es vor, als wenn ein Engel zu mir käme und sagte: Theuerster, willst Du sehen, wo Deine Kameraden sind? Ich antwortete: ei wohl Herr. Wir haben unter uns ein Brod zu theilen, ich fürchte, sie sind mit dem Brode davongelaufen. Jener aber sprach: nein, dieß ist nicht der Fall, das Brod liegt neben uns, folge mir. Da führte er mich zu der Himmelspforte, und ich steckte meinen Kopf seinem Gebote nach unter das Thor und erblickte Dich; es kam mir vor, als wenn Du gen Himmel entführt würdest und auf einem goldenen Throne säßest, und viele treffliche Weine und Speisen vor Dir hättest. Und der Engel sprach zu mir: siehe Dein Gesell lebt in Ueberfluß unter lauter Freuden und Speisen, und wird dort in Ewigkeit bleiben, denn wer einmal in das Himmelreich gekommen ist, der kann nie wieder heraus gehen. Komm Du nun mit mir, ich will Dir zeigen, wo Dein anderer Kamerad ist. Als ich ihm aber gefolgt war, da führte er mich an das Höllenthor, und da erblickte ich Dich, so wie Du gesagt, in der schwersten Pein. Und da Dir täglich Brod und Wein

in großer Menge aufgetragen wurde, da fragte ich Dich o liebster Gesell, es gefällt mir nicht, daß Du in solcher Pein liegst. Du aber antwortetest mir: so lange Gott im Himmel regiert, werde ich hier verbleiben, denn ich habe es verdient: stehe also schnell auf und iß das ganze Brod, denn fürder wirst Du weder mich noch unsern Gesellen sehen. Ich aber, als ich das gesehen hatte, stand auf und verzehrte das Brod, wie Du gesagt hattest.

Hundertundsiebentes Capitel.

Von dem Gedächtniß an den Tod und wie man sich nicht an zeitlichen Gütern ergötzen dürfe.

Es stand einst in der Stadt Rom eine Bildsäule auf ihren eigenen Füßen wie ein Mensch, und hielt die Hand ausgestreckt, auf dem Mittelfinger aber stand geschrieben: hier schlage ein. Diese Bildsäule stand aber also schon seit langer Zeit, und weil nun Niemand wußte, was das bedeuten solle: hier schlage ein, so wunderten sich Viele darüber und kamen immer wieder zu der Statüe, um sich diese Schrift wieder anzusehen, allein sie gingen Alle wieder unverrichteter Sache hinweg, denn sie verstanden jene Aufschrift durchaus nicht. Nun gab es aber einen gewissen scharfsinnigen Kleriker, der, wie er von der Bildsäule gehört hatte, sich viel Mühe gab sie zu sehen, und als er sie endlich erblickt und die Aufschrift: „hier schlage ein" gelesen hatte, und gerade die Sonne auf das Standbild

scheinen sah, so folgte er dem Schatten, welchen derjenige Finger warf, welcher sprach: „hier schlage ein," nahm gleich eine Hacke und schlug in einer Entfernung von drei Fuß in die Erde und fand einige Stufen, welche unter die Erde hinabgingen. Der Kleriker aber freuete sich nicht wenig, stieg die Stufen hinab und fand unter der Erde einen prächtigen Palast, in dessen Hofhalle er trat. Darin erblickte er einen König und eine Königin und viele Edele, welche an einer Tafel saßen, und ringsherum war der ganze Saal voll Menschen. Alle aber waren mit kostbaren Gewändern angethan, indessen sprach Keiner von Allen auch nur ein einziges Wort zu ihm. Er sah sich um und erblickte in einem Winkel einen kostbaren, polirten Stein, welcher Karfunkel heißt, von dem das ganze Haus sein Licht erhielt. Dem Karfunkel gegenüber sah er aber in einem andern Winkel einen Mann stehen, welcher in seiner Hand einen Bogen hielt, und mit einem Pfeile in Bereitschaft stand loszuschießen, und auf der Stirne desselben stand geschrieben: ich bin der, der ich bin: Niemand kann meinem Bogen entgehen, und vorzüglich nicht jener Karfunkel, der so herrlich glänzt. Wie das der Kleriker sah, wunderte er sich, trat aber dann in ein Gemach, und fand daselbst herrlich schöne Frauen in Purpur und Pelzwerk gekleidet, welche arbeiteten, aber kein Wort zu ihm sprachen. Nach diesem trat er in einen Pferdestall, traf darin Pferde und Esel, aber gerade so wie alle Andern, denn wie er sie berührte, schienen sie sich wie Steine anzufühlen. Hierauf besuchte er alle Wohngemächer des Palastes, und fand Alles, was sein Herz begehrte. Nachher aber

trat er, wie früher, in die Hofhalle, dachte an's Weggehen und sprach bei sich in seinem Herzen: heute habe ich wunderliche Dinge erblickt, und Alles, was mein Herz begehrte, konnte es hier finden. Indessen wird über das, was ich gesehen habe, Niemand meinen Worten glauben, darum ist es gut zum Beweis der Wahrheit etwas von hier mitzunehmen. Er schaute also auf die obere Tafel und erblickte goldene Trinkgeschirre und kostbare Messer, ging also an den Tisch und nahm einen Becher und ein Messer weg, um es mit zu nehmen. Sobald er es aber in seinen Busen gesteckt hatte, richtete die Bildsäule, welche mit einem Bogen und Pfeil in einem Winkel stand, ihren Pfeil gegen den Karfunkel, durchschoß ihn und zerschmetterte ihn in viele Stücke. Alsbald aber ward die Halle finster wie die Nacht, und der Kleriker ward, als er das sah, ganz traurig und konnte den Ausweg wegen der allzugroßen Dunkelheit nicht wieder finden, und mußte so in dem Palaste eines elenden Todes sterben.

Hundertundachtes Capitel.

Von dem getreuen Halten seines Versprechens.

Es gab einst einen Kaiser, in dessem Reiche zwei Räuber lebten, die mit einander einen Bund gemacht hatten, daß keiner den andern in der Noth verlassen, sondern daß ein jeder für den andern sein Leben einsetzen sollte, und diese verübten mit einander vielerlei Uebelthaten, so-

wohl Diebstähle als Mordthaten. Nun begab es sich einmal, daß der eine ohne den andern, und in der Abwesenheit desselben, bei einem Diebstahle gefangen und in Fesseln in einen Kerker geworfen wurde. Wie das sein Geselle, der andere Räuber hörte, kam er zu ihm und sprach: mein lieber Geselle, sage mir auf's Wort, durch welches wir mit einander verbunden sind, was soll aus Dir werden? Jener antwortete aber: wie es mir vorkommt, muß ich des Todes sterben, weil ich bei'm Stehlen ergriffen worden bin: wenn Du also nur das thun willst, was ich Dir sagen werde, werde ich Dir sehr verpflichtet seyn. Ich habe eine Frau, eine Familie und auch ganz kleine Kinder: über diese habe ich noch nichts festgesetzt, auch nichts über mein Vermögen, so Du nun den Richter befragen wolltest, ob Du für mich im Gefängniß bleiben dürftest, bis ich nach Hause gehen und über meine Frau und Familie und über mein Gut eine Anordnung werde treffen können, will ich zur rechten Zeit wieder hier seyn und Dich erlösen. Jener antwortete aber: das will ich treulich erfüllen. Er machte sich also zum Richter auf und sprach: Herr, mein Freund ist gefangen worden und liegt im Kerker, so daß er, wie ich denke, dem Tode nicht entgehen mag. So es Euch nun gefällig ist, hätte ich an Euch nur eine einzige Bitte, nehmlich daß Ihr ihm gestattet nach seinem eigenen Hause zu gehen, um vor seinem Tode noch über seine Frau und Familie zu verfügen. Indessen will ich, damit Ihr über ihn sicher seyn könnt, an seiner Stelle im Gefängniß bleiben, bis er zurück kommt. Darauf erwiderte der Richter: an dem und dem Tage wird über ihn

und Die Andern Gericht gehalten werden: wenn er nun aber an diesem Tage nicht zurückkehrt, was wirst Du dann antworten? Jener aber versetzte: Herr, ich will Dir jegliche Sicherheit, welche Dir beliebt, geben, und wenn er nicht kommt, um seiner Willen den Tod leiden. Darauf sprach der Richter: wir wollen Deine Bitte erhören, jedoch so, daß wir Dich im Gefängniß halten, bis jener zurückkehrt. Und jener antwortete: also ist es mir recht. Hierauf ließ der Richter diesen in's Gefängniß stecken, den Andern aber frei seine Straße ziehen. Der aber ging nach Hause und traf seine Anordnungen wegen seiner Frau, Kinder und Familie, und hielt sich bis zum dritten Tage daselbst auf, an welchem alle Missethäter vor dem Richter gebracht wurden. Unter den Uebrigen ward auch der, welcher so bereitwillig für seinen Freund in's Gefängniß gegangen war, ihm statt seines Freundes vorgeführt, der Richter aber sprach zu ihm: wo ist denn Dein Freund, der heute zurückkommen, Dich erlösen und retten sollte? Und jener entgegnete: Herr, wie ich hoffe, wird er nicht ausbleiben. Der Richter aber wartete lange, ob er vielleicht komme, allein er kam nicht. Alsbald fällte er den Spruch, man solle jenen zum Galgen führen, und also geschah es. Wie er nun zum Galgen gekommen war, da sprach der Richter zu ihm: mein Lieber, rechne es Dir allein, nicht aber mir zu, daß Du jetzt sterben mußt: Du hast ja gesagt, Dein Freund werde kommen und Dich erlösen. Jener aber antwortete: Herr, weil ich sterben muß, so bitte ich Euch inständigst, daß ich vor meinem Tode noch einmal anklopfen darf. Der Richter aber entgegnete: was soll denn das

für ein Anklopfen seyn? Der aber antwortete: ich will, bevor ich sterbe, noch drei Mal laut rufen. Und jener sagte: mir ist's recht, worauf jener mit lauter Stimme anfing zu rufen, zum ersten, zweiten und dritten Mal. Dabei sah er sich rings um und sah in der Ferne einen Mann behenden Laufes herbei eilen und sprach zu dem Richter: schiebe meinen Tod noch auf, denn siehe ich sehe einen Mann kommen: vielleicht ist es mein Geselle, der mich heute noch erlösen wird. Wie aber der Richter jenen kommen sah, wartete er, und siehe sein Gesell langte an und sprach: o Herr, ich bin der, welcher über seine Güter verfügt hat und für den sein Freund unterdessen in Todesgefahr schwebte: laß jenen jetzt ungehindert weggehen, denn ich bin bereit für meine Sünden den Tod zu leiden. Da sah ihn der Richter scharf an und sprach: mein Lieber, sage mir, warum Ihr einander so treu seyd. Und Jener erwiderte: Herr, von unserer Kindheit an hat jeder von uns dem andern das Wort gegeben, ihn in Allem getreu zu seyn; das ist die Ursache, warum er meine Stelle vertreten hat, bis ich mein Haus bestellt hatte. Der Richter aber sprach: weil die Sache so ist, so erlasse ich Dir die Hinrichtung, seyd mir treu, und Ihr könnt für die Zukunft bei mir bleiben: ich will in Allem aus meinen Mitteln für Euere Nothdurft sorgen. Jene aber antworteten: Herr wir geloben Euch vollständig unsere Treue. Also nahm sie der Richter zu Gnaden an, und Alle lobten ihn, daß er so voll Erbarmen gegen sie gewesen war.

Hundertundneuntes Capitel.

Die der Teufel reich macht, die täuscht er und führt sie wegen ihrer Habsucht in's Thal Gehenna.

Es lebte einst ein Schmied in einer am Meere gelegenen Stadt: der war sehr geizig und schlecht. Er hatte aber viel Geld zusammengebracht und damit einen Stamm angefüllt, welchen er vor Aller Augen an's Feuer stellte, so daß Niemand Verdacht schöpfen konnte, daß derselbe Geld enthielte. Nun begab es sich aber einmal, daß während Alle im Schlafe lagen, das Meer in's Haus trat, so daß der Stamm mit dem Gelde zum Schwimmen kam. Wie nun das Meer wieder zurück trat, nahm es den Stamm mit fort, und so schwamm derselbe auf dem Meere viele Meilen weit, bis er an eine Stadt kam, in welcher ein Mann wohnte, der eine gemeine Herberge hielt. Dieser Mann sah, als er in der Frühe aufstand, den Stamm und zog ihn an's Land, weil er meinte, er sey nichts weiter als ein Stück Holz, welches von irgend Jemandem hineingeworfen oder zurück gelassen worden sey. Nun war aber dieser Mann sehr freigebig und wohlthätig gegen Arme und Fremde: es begab sich daher eines Tages, daß Reisende in seinem Hause einkehrten und es gerade sehr kalt war. Der Wirth zerhieb also mit seiner Art das Holz, und vernahm nach zwei oder drei Hieben einen Klang, und als er darauf den Stamm gespalten

hatte, fand er das Geld und freute sich sehr, legte es aber in Verwahrung, ob nicht vielleicht irgend wer käme, dem es gehörte, und welchem er es zurückgeben könnte. Der Schmied aber zog von Stadt zu Stadt um sein Geld zu suchen, und kam auch zu der Stadt und der Herberge jenes Wirthes, der den Stamm gefunden hatte. Wie er nun erwähnte, daß er einen Stamm verloren habe, und sein Wirth dieses hörte, so merkte er, daß diesem das Geld gehöre. Er dachte also bei sich: ich will jetzt eine Probe machen, ob es der Wille Gottes ist, daß ich ihm das Geld zurückgebe. Der Wirth ließ also drei Pasteten von Brodteig machen, die eine füllte er mit Erde, die zweite mit Todtengebeinen, die dritte aber mit dem Gelde an, welches er in dem Stamme gefunden hatte. Wie er das gemacht hatte, sprach er zu dem Schmied: wir wollen drei gute Pasteten verzehren, die aus dem besten Fleische, welches ich habe, bereitet sind: Du kannst nehmen, welche Du willst, immer wirst Du genug haben. Der Schmied aber hob eine nach der andern auf, fand daß die mit Erde angefüllte Pastete schwerer war und wählte sie, und sprach hierauf zu dem Wirthe: wenn ich mehr bedarf, werde ich mir noch jene zweite auslesen, und dabei legte er seine Hand auf die mit Todtengebeinen gefüllte Pastete. Die dritte magst Du für Dich behalten. Wie das der Wirth sah, sprach er in seinem Herzen: jetzt sehe ich deutlich, daß es der Wille Gottes nicht ist, daß dieser Elende sein Geld bekommt. Alsbald rief er Arme und Kranke, Blinde und Lahme zu sich herein, öffnete in Gegenwart des Schmiedes die Pasteten und sprach: siehe, Du elender Kerl, hier

ist Dein Geld, welches ich Deinen Händen überlieferte: Du aber hast lieber die Pasteten mit Erde und Todtengebeinen gewählt, und das ist gut, weil es Gott nicht gefällt, daß Du jenes Geld wieder bekommst. Sogleich vertheilte er vor seinen Augen das ganze Geld unter die Armen, und so ging der Schmied wieder mit großer Bestürzung seiner Wege.

Hundertundzehntes Capitel.

Von der wundersamen Berufung der auf Irrwegen Wandelnden und dem frommen Trost der Niedergeschlagenen.

Einst herrschte ein Kaiser, Namens Trajanus, in dessem Reiche ein Ritter lebte, der Placidus hieß, und von Seiten des Kaisers zum Kriegsobersten bestellt war. Der ließ sich nun die Werke der Barmherzigkeit sehr angelegen seyn, war aber dem Götzendienst ergeben. Er hatte aber eine Frau, welche demselben Cultus zugethan aber auch eben so barmherzig war, als er selbst: mit dieser zeugte er zwei Söhne, welche er, zufolge ihrer edlen Geburt, köstlich erziehen ließ, und weil er nun eifrig die Werke der Mildthätigkeit betrieb, so verdiente er auf den Weg der Wahrheit und des Lichts geführt zu werden. Wie er nun eines Tages das Waidwerk übte, traf er auf ein Rudel Hirsche, unter denen er einen erblickte, der schöner und größer war als die übrigen, sich von der Gesellschaft der andern absonderte, und in einen weit ausgedehn-

ten Wald entsprang. Während nun die übrigen Ritter sich mit den andern Hirschen beschäftigten, verfolgte Placidus mit aller Anstrengung jenen, und bemühte sich ihn zu fangen. Wie er nun aus allen Kräften nacheilte, lief endlich der Hirsch eine hohe Bergspitze hinan, und als Placidus näher kam, dachte er bei sich in seiner Seele darüber nach, wie er ihn nun auf eine andere Weise nicht fangen könne. Als er jedoch den Hirsch genau ansah, bemerkte er zwischen seinen Geweihen die Form des heiligen Kreuzes, das mehr als das Sonnenlicht selbst leuchtete, und das Bild Jesu Christi, welches durch den Mund des Hirsches gerade wie einst durch die Eselin Bileams mit folgenden Worten zu ihm sprach: o Placide, was verfolgst Du mich: ich bin Deiner wegen Dir hier in der Gestalt eines Hirsches erschienen: ich bin Christus, den Du, ohne es selbst zu wissen, verehrst: Dein Almosen ist bis zu mir heraufgestiegen, und deshalb bin ich gekommen, daß ich durch den Hirsch, welchen Du jagtest, Dich selbst erjagen möge. Andere sagen jedoch, daß das Bild, welches zwischen den Geweihen dieses Hirsches erschien, selbst diese Worte vorbrachte. Als das Placidus hörte, wurde er von großer Furcht ergriffen, stürzte vom Roß auf die Erde herab, und erst nach einer Stunde wieder zu sich gekommen, stand er von der Erde auf und sprach: entdecke mir, was Du sagen willst, so will ich an Dich glauben. Und Christus sprach: ich bin Christus, Placide, der den Himmel und die Erde erschaffen hat: der ich das Licht entstehen ließ und es von der Finsterniß schied: der ich die Tages- und Jahreszeiten und Jahre bestimmte, den Men-

schen aus einem Erdenkloß bildete, der ich zum Heil des Menschengeschlechts auf Erden in Fleischesgestalt erschien, der ich gekreuzigt und begraben wurde und am dritten Tage wieder auferstand. Wie das Placidus hörte, fiel er zum andern Male zur Erde nieder und sprach: Herr, ich glaube, daß Du das Alles gemacht hast und die Irrenden bekehrst. Und der Herr sprach zu ihm: wenn Du an mich glaubst, so gehe zum Bischoff dieser Stadt und laß Dich taufen. Ihm aber antwortete Placidus: willst Du Herr, daß ich dieses eben so auch meiner Frau und meinen Kindern kund thue, auf daß auch diese an Dich glauben. Der Herr aber sprach: verkündige es ihnen, damit auch sie, gleich wie Du, gereinigt werden mögen: Du aber komm am morgenden Tage wieder hierher, damit ich Dir zum zweiten Male erscheine und Dir was da kommen soll, vollständiger eröffnen kann. Wie also Placidus nach Hause zurückgekehrt war und seiner Frau im Bette diese Sache verkündigte, da rief seine Frau aus: mein Herr, auch ich habe ihn in der vergangenen Nacht erblickt, wie er also zu mir sprach: morgen wirst Du und Dein Mann und Deine Söhne zu mir kommen, und jetzt habe ich ihn wieder erkannt, weil Du selbst es auch erfahren hast. Sie machten sich also noch um Mitternacht zu dem Bischoff der Stadt Rom auf den Weg, der sie mit großer Freude taufte und den Placidus Eustachius nannte, seine Frau aber Theosbyta und seine Söhne Theosbytus und Agapitus. In der Frühe des andern Morgens aber begab sich Eustachius nach seiner Gewohnheit auf die Jagd, und als er an jene Stelle gekommen war, ließ er seine Begleiter unter dem Vor-

wande Wild aufzuspüren aus einander gehen, und erblickte alsbald an demselben Orte wiederum die Gestalt seines ersten Gesichts, er fiel zur Erde nieder und sprach: Herr, ich bitte Dich demüthiglich, daß Du mir offenbaren mögest, was Du Deinem Knechte versprochen hattest. Darauf sprach der Herr zu ihm: Heil Dir Eustachi, daß Du das Bad meiner Gnade empfangen, und also den Teufel überwunden hast, und so den, der Dich betrogen hatte, nieder in den Staub tratest. Bald aber wird Dein Glaube an den Tag kommen, denn der Teufel, den Du verlassen hast, wird gegen Dich wüthen, und waffnet sich gegen Dich auf allerlei Weise. Du mußt also viel leiden, auf daß Du die Krone des Sieges erringest, Du mußt Vieles erdulden, auf daß Du von der hohen Eitelkeit der Welt erniedrigt und wiederum mit geistigen Schätzen erhöht werdest. Falle also nicht wieder von mir ab und blicke nicht auf Deine vorige Herrlichkeit, denn in Versuchungen mußt Du Dich als einen zweiten Hiob erweisen. Sage mir also, ob Du die Versuchungen gleich jetzt bestehen willst, oder erst am Ende Deines Lebens. Eustachius aber sprach zu ihm: Herr, wenn es so seyn muß, so befiehl, daß der Versucher jetzt zu mir trete: verleihe mir aber die Tugend der Geduld. Der Herr aber sprach: seyd immerhin tapfer, weil meine Gnade Eure Seelen behüten wird. Und also stieg der Herr gen Himmel auf und Eustachius kehrte nach Hause zurück und meldete Alles seiner Frau wieder. Wenige Tage nachher aber ergriff eine todbringende Pest alle seine Knechte und Mägde und tödtete Alle: kurz darauf fielen alle seine Pferde und all sein Vieh auf einmal, einige Bösewichte aber, welche sich jetzt die Gelegenheit zum Rauben abpaßten,

drangen zur Nachtzeit in sein Haus ein, trugen Alles, was sie fanden, hinweg und plünderten alles Silber und Gold und andere Dinge im ganzen Hause: und er selbst mit seiner Frau und Kindern dankte Gott dafür, daß er nackt entfliehen konnte. Da sie nun aber fürchteten, von den Leuten verspottet zu werden, so zogen sie nach Aegypten, und ihr ganzes Besitzthum ward durch diese Räuberei jener Bösewichter auf nichts herabgebracht, der König aber und der ganze Senat kümmerte sich sehr wegen des so wackern Kriegsobersten, weil sie gar keine Zeichen von ihm entdecken konnten. Wie aber jene unterwegs waren, kamen sie an's Meer, und als sie daselbst ein Schiff antrafen, fingen sie an dasselbe zu besteigen. Allein der Besitzer desselben, als er bemerkte, daß die Frau des Eustachius sehr schön war, wünschte sie zu besitzen, und da sie übergesetzt waren, verlangte er von ihnen sein Fährgeld, und weil sie nichts zum Bezahlen hatten, gebot er die Frau, welche er bei sich zu haben wünschte, nicht ziehen zu lassen. Wie das Eustachius hörte, wollte er sich dieses durchaus nicht gefallen lassen, allein wie er noch so widersprach, da winkte der Schiffsherr seinen Leuten, sie sollten ihn in's Meer stürzen, auf daß er so zu dieser Frau kommen könnte. Als das Eustachius gewahr wurde, verließ er traurig seine Frau, nahm seine beiden Kinder und ging seufzend hinweg, indem er also sprach: wehe mir und Euch, denn Eure Mutter hat sich einem fremden Manne überliefert. Er gelangte aber an einen Strom, über welchen er wegen der großen Menge Wassers, die er enthielt, nicht mit beiden Knaben zugleich zu setzen wagte, sondern ließ einen

am Ufer zurück und trug nur den andern hinüber: wie er aber über den Strom gesetzt hatte, legte er das Kind, welches er auf seinem Rücken hinüber getragen hatte, auf die Erde, und eilte das andere zu holen. Wie er aber bis in die Mitte des Stromes gekommen war, siehe da lief ein reißender Wolf vorbei, raubte den Knaben, welchen er dort abgesetzt hatte, und entfloh mit ihm in den Wald. Während der aber noch weglief, kam ein Löwe und raubte auch den andern Knaben und lief mit ihm weg, so daß er, weil er nicht im Stande war ihn zu verfolgen, mitten im Flusse anhob seine Brust zu zerschlagen und sein Haar auszuraufen, sich auch in das Wasser stürzen wollte, wenn ihn nicht die göttliche Fürsehung daran gehindert hätte. Einige Hirten aber, welche gesehen hatten, wie jener Löwe den Knaben forttrug, verfolgten ihn mit ihren Hunden, und der Löwe warf durch Fügung Gottes den Knaben unverletzt von sich und entlief. Indessen hatten auch Ackerleute, welche hinter dem Wolfe herschrien, den andern Knaben unbeschädigt aus dem Rachen desselben befreit, und da beide Theile, die Hirten und die Ackerleute, aus einem Dorfe waren, so erzogen sie die Knaben bei sich. Davon wußte aber Eustachius nichts, sondern ging weinend und klagend weiter, also sprechend: wehe mir, der ich vorher so kräftig wie ein Baum war, jetzt bin ich gänzlich von Allem entblößt. Weh mir, ich, der ich gewohnt war von einer Menge Krieger umgeben zu seyn, bin jetzt ganz allein und darf nicht einmal meine Knaben bei mir behalten. Ich besinne mich Herr, daß Du zu mir sagtest, ich müsse wie Hiob versucht wer-

den, siehe aber, mir geht es viel schlimmer wie dem Hiob: denn wiewohl jener von Allem, was sein war, entblößt war, hatte er doch noch Mist, auf welchem er sitzen konnte. Mir dagegen ist von allem Diesen gar nichts geblieben. Er besaß Freunde, welche Mitleid mit ihm hegten, ich aber hatte nur Feinde, wilde Thiere, welche meine Söhne raubten. Ihm wurde seine Frau gelassen, mir aber ist sie genommen worden. Verleihe mir Herr jetzt Ruhe in meinem Trübsal und bewache meinen Mund, auf daß sich nicht mein Herz zu böslichen Worten verleiten lasse und ich von Deinem Anblick verstoßen werde. Als er also gesprochen hatte, ging er mit Thränen zu einem Dorfe und hütete daselbst um Lohn funfzehn Jahre lang die Schaafe der dasigen Einwohner. Seine Söhne aber wurden mittlerweile in einem andern Dorfe erzogen und wußten nicht, daß sie Brüder waren. Jener Schiffer aber behielt zwar die Frau des Eustachius bei sich, erkannte sie aber nicht, sondern hinterließ sie sogar unberührt, als er sein Leben beschloß. Der Kaiser aber und das römische Volk wurden unterdessen von ihren Feinden gar sehr belästigt, und indem sie des Eustachius gedachten, wie wacker der gegen sie gefochten hatte, wurden sie immer trauriger wegen seines plötzlichen Verschwindens. Der Kaiser schickte nun viele Ritter nach allen Weltgegenden aus und verhieß Allen, die ihn finden würden, Reichthümer und Ehrenstellen. Einige aber von den Soldaten, welche einst unter Placidus gedient hatten, kamen gerade zu dem Dorfe, in welchem er sich aufhielt, und wie Placidus vom Felde kam und sie gewahr wurde, erkannte er sie sogleich an ihrem Gange und fing an zu

seufzen und bestürzt zu werden, indem er der Würde gedachte, die er einst besessen hatte, und sprach in seinem Herzen: Herr, so wie ich diejenigen, welche einst mit mir gewesen sind, gegen meine Erwartung jetzt erblickt habe, ebenso verleihe mir meine Gattin wieder zu sehen, denn von meinen Söhnen weiß ich, daß sie von wilden Thieren gefressen worden sind. Da drang eine Stimme zu ihm, welche also sprach: habe Vertrauen, Eustachi, denn Du wirst bald Deine Würde wieder besitzen und Deine Frau und Söhne wieder bekommen. Wie er aber den Soldaten in den Weg kam, erkannten sie ihn nicht, grüßten ihn aber und fragten, ob er nicht einen Fremden Namens Placidus, der eine Frau und zwei Söhne habe, kenne. Der aber sagte, er wisse nichts von ihnen, aber auf seine Bitten nahmen sie ihre Herberge bei ihm, und Placidus wartete ihnen auf; weil er aber seiner früheren Stellung gedachte, konnte er sich der Thränen nicht enthalten, ging aber hinaus und wusch sein Gesicht, und wartete ihnen zurückgekehrt wieder auf. Jene aber betrachteten ihn und sprachen zu einander: wie ähnlich ist doch dieser Mensch dem, welchen wir suchen; ein Anderer aber antwortete und sprach: er ist ihm sehr ähnlich, laßt uns ihn also beobachten, ob er das Zeichen einer Narbe am Kopfe hat, welche von einer Wunde herrührt, die er einst in der Schlacht erhielt: wahrhaftig, er ist es selbst. Und da sie ihn ansahen und an dem Zeichen sahen, daß er es selbst sey, welchen sie suchten, so erkannten sie ihn auf der Stelle, sprangen auf ihn zu, küßten ihn und fragten ihn nach seiner Frau und Kindern. Er aber sagte ihnen, es seyen

seine Söhne todt und seine Frau werde ihm vorenthalten. Es eilten nun aber alle Nachbarn zu diesem Schauspiele herbei, indem jene Krieger von seiner Tapferkeit und früherem Ruhme erzählten: nachher aber eröffneten sie ihm des Kaisers Gebot und bekleideten ihn mit kostbaren Gewändern. Sie gelangten aber nach einer Reise von funfzehn Tagen zum Kaiser, der, wie er von seiner Ankunft hörte, ihm alsbald entgegen eilte und ihm den Friedenskuß gab. Hierauf erzählte er Allen nach der Reihe Alles, was ihm begegnet war, ward hierauf sogleich zu der Wohnung des Kriegsobersten geführt und wurde aufgefordert dieselbe Stelle, welche er früher besessen hatte, wiederum zu bekleiden, und nachdem er die Soldaten gezählt und gefunden hatte, daß ihrer nur wenige gegen so viele Feinde seyen, befahl er Rekruten in allen Städten und Dörfern zusammen zu bringen. Nun begab es sich aber, daß auch für jenes Dorf, in welchem seine Söhne erzogen wurden, ausgeschrieben wurde, man solle zwei junge Leute zu Soldaten stellen; alle Bewohner jenes Ortes aber bezeichneten dem Kriegsobersten jene beiden Jünglinge als passender, denn alle Andere für den Krieg. Er sah sich also jene zwei jungen Leute an, und da er sie feingebildet und von guten Sitten fand, sie ihm also gar sehr wohl gefielen, so stellte er sie mit unter die Ersten in die Schlachtlinie, und zog also in die Schlacht. Nachdem also die Feinde geschlagen worden waren, ließ er seine Soldaten drei Tage an demselben Orte, wo seine Frau ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatte, ausruhen, wo denn seine Söhne zu ihr in's Quartier kamen, ob sie gleich natürlicher Weise nicht

wußten, daß es ihre Mutter war. Wie sie nun um Mittag bei einander saßen und sich unterhielten, erzählten sie sich gegenseitig von ihren Kinderjahren, die Mutter jener Jünglinge aber, welche ihnen gegenüber saß, hörte aufmerksam mit an, was sie einander erzählten. Es sprach aber der Aeltere zum Jüngeren: ich kann mich aus meiner Kindheit auf weiter nichts besinnen, als daß mein lieber Vater ein Kriegsoberster und meine Mutter eine sehr schöne Frau war und zwei Söhne hatte, mich und einen kleinen Bruder, der aber ebenfalls sehr schön aussah: einst nahmen uns unsere Eltern, mich und meinen Bruder, und gingen bei Nacht aus meinem väterlichen Hause heraus und bestiegen beide mit einander ein Schiff, nahmen uns aber beide mit, ich weiß jedoch nicht, wohin sie gehen wollten; wie wir aber das Schiff verließen, blieb meine Mutter, ich weiß nicht warum, auf der See zurück, unser Vater aber trug uns beide fort, weinte aber beständig, wie er aber an einen gewissen Strom kam, da setzte er mit meinem jüngern Bruder über und ließ mich am Ufer des Flusses zurück. Wie er aber zurückkehrte, um mich abzuholen, kam ein Wolf und raubte jenen Knaben, und noch ehe er sich mir nähern konnte, kam auch hier ein Löwe aus dem Walde, schleppte mich fort und entführte mich mit sich in seinen Wald. Einige Hirten entrissen mich aber dem Rachen des Löwen und zogen mich auf ihrem Gute auf, wie Du selbst weißt, so daß ich nicht wissen kann, was aus meinem Vater und Bruder geworden ist. Wie das der jüngere Bruder hörte, fing er an zu weinen und zu sagen: so wahr Gott lebt, wie ich höre, bin ich Dein

15 *

Bruder, weil die, welche mich erzogen haben, mir sagten, wie sie mich aus dem Rachen eines Wolfes befreit hätten. Also fielen Beide einander in die Arme, küßten sich und fingen an zu weinen, ihre Mutter aber, welche das mit anhörte und bedachte, wie sie so richtig ihr Schicksal erzählt hatten, dachte lange bei sich nach, ob das ihre Söhne seyn könnten. Am andern Tage aber ging sie zu dem Kriegsobersten, bat um Gehör und sprach zu ihm: Herr, ich flehe Dich an, daß Du mich zu meiner Vaterstadt zurückbringen lässest: denn ich bin aus dem Römerlande und hier fremd. Wie sie das sagte, ward sie an ihm Merkmale ihres Gatten gewahr, und da sie ihn erkannte und nicht mehr an sich halten konnte, fiel sie ihm zu Füßen und sprach: Herr, ich bitte Dich, mir Dein früheres Leben zu erzählen, denn ich glaube, Du bist Placidus, der Kriegsoberste, der mit seinem andern Namen Eustachius heißt, den der Heiland bekehrt hat, und der nun die Versuchung bestanden hat, dem ich als seine Frau auf dem Meere entführt worden, aber vor jeglicher Verderbniß bewahrt worden bin, und der zwei Söhne Agapitus und Theosbytus hatte. Wie das Eustachius hörte, und als er sie genauer betrachtet hatte, erkannte, daß sie seine Gattin sey, vergoß er Freudenthränen, küßte sie und preisete Gott, der die Niedergeschlagenen also zu trösten wisse. Darnach sprach aber seine Frau zu ihm: Herr, wo sind unsere Söhne? Er aber antwortete: sie sind von wilden Thieren geraubt worden, und erzählte ihr, wie er sie verloren hatte. Sie aber sprach: ich danke dem Herrn, denn ich meine, daß wie Gott es uns verliehen hat uns einander wieder zu

finden, er uns auch das Glück gewähren wird, unsere Söhne wieder zu erkennen. Jener aber sprach: ich habe Dir ja gesagt, daß sie von wilden Thieren gefressen worden sind. Sie aber entgegnete: als ich am gestrigen Tage in meinem Garten saß, habe ich zwei Jünglinge auf eine solche Weise von ihren Kinderjahren erzählen hören, daß ich glaube, es müssen unsere Söhne seyn: frage sie selbst, damit sie es Dir sagen. Eustachius aber rief sie zu sich, und als er von ihnen die Geschichte ihrer Kindheit vernommen hatte, da erkannte er, daß sie seine Söhne waren, er und ihre Mutter fielen ihnen um den Hals, weinten gar sehr und küßten sie wiederholt, und das ganze Heer freute sich über ihr Wiederfinden und über die Besiegung der Feinde. Wie sie aber zurückkehrten, da hatte es sich zugetragen, das Trajanus gestorben war und ihm Hadrianus, der weit schlechtere Thaten verübte, auf dem Throne folgte, und sie für den gewonnenen Sieg und die Wiederfindung der Frau und Kinder köstlich aufnahm und ein großes Gastmahl zurichten ließ. Am andern Tage aber zog er nach dem heidnischen Götzentempel, um daselbst wegen des Sieges über die Barbaren ein Opfer zu bringen. Wie aber der Kaiser sah, daß Eustachius weder wegen des Sieges noch wegen der Wiederfindung der Seinigen opfern wollte, ermahnte er ihn, er solle doch auch ein Opfer bringen. Der aber antwortete: ich verehre als meinen Gott Jesus Christus, und ihm allein diene und opfere ich. Darüber aber entbrannte der Zorn des Kaisers und er ließ ihn sammt seiner Frau und Kindern in die Rennbahn bringen und einen grimmigen Löwen auf ihn loslassen.

Allein der Löwe lief zwar auf sie zu, aber als bete er sie an, wich er wieder mit demüthig gesenktem Haupte von ihnen zurück. Darauf ließ der Kaiser einen ehernen Ochsen erhitzen und befahl sie lebendig hineinzustecken, diese Heiligen aber verrichteten ihr Gebet und befahlen sich Gott, worauf sie in den Ochsen hineingingen und daselbst ihre Seelen dem Herrn zurückgaben. Drei Tage nachher wurden sie aber in Gegenwart des Kaisers wieder aus dem Ochsen herausgenommen und so durchaus unbeschädigt befunden, daß der Dampf des Feuers weder ihre Haare noch sonst irgend etwas an ihnen berührt hatte. Die Christen aber trugen ihre Körper hinweg und bargen sie an einem sehr bekannten Orte, wo sie eine Kapelle erbauten. Jene starben aber den Märtyrertod unter Hadrianus, der den Thron bestieg um das Jahr. des Herrn 120 den ersten November, oder wie Andere sagen, den zwanzigsten September.

Hundertundeilftes Capitel.

Wie man die anvertraute Heerde hüten und bewahren müsse.

Ein gewisser Edler besaß eine weiße Kuh, die er aus zwei Gründen sehr werth hielt. Der erste lag darin, daß sie weiß war, der andere, weil sie beständig Ueberfluß an Milch hatte. Nun verordnete aber dieser Edle, die Kuh solle zwei goldene Hörner erhalten, und dachte bei sich darüber nach, wem er wohl die Kuh zur Bewachung über-

geben könnte. Nun lebte aber damals gerade ein Mann, der Argus hieß, in Allem wahrheitsliebend war und hundert Augen hatte. Dieser Edle sandte also einen Boten an den Argus, er solle ohne weiteren Verzug zu ihm kommen. Wie der aber gekommen war, sprach er zu ihm: ich vertraue Dir meine Kuh mit goldenen Hörnern zur Bewachung an, und so Du sie gut hüten wirst, will ich Dich zu großem Reichthum empor bringen: wenn aber die Hörner gestohlen werden, mußt Du des Todes sterben. Argus aber nahm die Kuh sammt den Hörnern und führte sie mit sich, zog mit derselben jeden Tag auf die Weide, bewachte sie sorgsam und brachte sie bei Anbruch der Nacht wieder nach Hause. Nun gab es aber damals einen gewinnsüchtigen Menschen, Namens Merkurius, der aber sehr erfahren in der Musik war und die Kuh durchaus zu besitzen wünschte, und darum oft zu dem Argus kam, um die Hörner von ihm durch Bitten oder Geld zu erhalten. Argus hielt aber in seiner Hand einen Hirtenstab, auf den er sich zu stützen pflegte, und sprach zu seinem Stocke, als wenn er die Person seines Herrn vor sich hätte: Du bist mein Herr, ich will in dieser Nacht zu Dir auf Deine Burg kommen: Du sprichst zu mir, wo ist meine Kuh mit ihren Hörnern? ich antworte: die Kuh ist da, hat aber keine Hörner mehr, denn als ich im Schlafe lag, hat sie ein Räuber entwendet. Du aber sagst: o Du elender Kerl, hast Du nicht hundert Augen? wie ist es möglich, daß alle schliefen und ein Räuber die Hörner stehlen konnte? Dieß ist eine Lüge, also bist Du ein Kind des Todes. So ich aber sage: ich habe sie verkauft, bin ich nicht we-

niger in den Augen meines Herrn dem Tode verfallen. Darauf sprach er zum Merkurius: gehe Deiner Wege, denn Du sollst nichts erhalten. Merkurius aber entfernte sich und kam am andern Tage als Tonkünstler mit seinem Instrumente wieder. Wie er aber zurückgekehrt war, fing er an nach Art der Schauspieler dem Argus Spaß vorzu machen und dazu sehr viel zu singen, bis zwei Augen desselben anfingen einzuschlafen. Dann entschliefen bei seinem Gesange noch zwei andere Augen, und so immer fort eins nach dem andern, bis der Schlaf alle überwältigt hatte. Wie das Merkurius gewahr ward, hieb er dem Argus das Haupt ab, und raubte die Kuh samt ihren goldenen Hörnern.

Hundertundzwölftes Capitel.

Von der Heilung der Seele durch die Arznei des himmlischen Arztes, durch die Einige geheilt werden, aber Andere nicht.

Einst regierte ein König Gorgonius, der eine schöne Frau nahm, welche schwanger von ihm wurde und ihm einen Sohn gebar. Der Knabe aber wuchs heran und wurde von Allen geliebt. Wie er aber zehn Jahr alt war, da starb seine Mutter und wurde mit allen nur möglichen Ehren bestattet. Nach diesem aber nahm der König auf den Rath vieler seiner Diener eine zweite Frau, die aber den Sohn seiner ersten Gemahlin nicht liebte, sondern ihm vielen Schimpf anthat. Wie dieses aber der

König gewahr wurde und sich seiner Gemahlin angenehm machen wollte, verstieß er seinen Sohn aus seinem Lande. Sein verbannter Sohn aber befliß sich der Arzneikunde und kam so weit darin, daß er ein großer und vollkommener Arzt wurde. Wie nun aber der König hörte, daß sein Sohn solche Fortschritte in seiner Wissenschaft gemacht hatte, freute er sich sehr, und es begab sich innerhalb kurzer Zeit, daß der König in eine schwere Krankheit verfiel und einen Brief an seinen Sohn schickte, er solle ohne weiteren Verzug zu ihm kommen und ihn von seiner Krankheit befreien. Als aber der Sohn den Willen seines Vaters erfuhr, kam er zu seinem Vater und heilte ihn vollständig. Darum flog sein Ruf durch das ganze Reich. Nachher ward seine Stiefmutter, die Königin auf den Tod krank, und aus allen Weltgegenden wurden Aerzte herzugeholt, die ihr aber alle das Leben absprachen. Wie das der König erfuhr, ward er sehr traurig und bat seinen Sohn dringend, er solle sie heilen. Der Sohn aber sprach, ich will Euere Bitte nicht erfüllen. Darauf sprach der König: so will ich Dich aus meinem Lande treiben. Darauf entgegnete der Sohn: wenn Ihr also thut, so handelt Ihr unrecht an mir. Mein Vater und mein bester Erzeuger, es ist Euch wohl bekannt, daß Ihr mich, Euren Sohn, auf den Antrieb jenes Weibes aus Euerem Lande gewiesen habt. Nun war aber meine Entfernung, lieber Vater, die Ursache Euerer Schmerzen und Euerer Krankheit, und meine Gegenwart ist der Grund der Schmerzen und des Unwohlseyns der Königin, nehmlich meiner Stiefmutter: darum will ich sie nicht kuriren, sondern mich lieber von

ihr entfernen. Jener sprach aber also zu seinem Sohne: Deine Stiefmutter, die Königin, hat dieselbe Krankheit, die ich Dein Vater gehabt habe, und mich hast Du vollständig geheilt, heile also ebenso auch Deine Stiefmutter. Darauf entgegnete der Sohn seinem Vater: mein geliebter Vater, ob es gleich dieselbe Krankheit ist, so hast Du doch nicht dieselbe körperliche Constitution wie sie. Alles was ich für Dich gethan habe, hast Du als angenehm und erfolgreich angenommen, und sobald ich Deinen Palast betrat, und Du mich erblicktest, warst Du auch schon geheilt. Dagegen befindet sich meine Stiefmutter schlecht, sobald sie mich sieht: wenn ich spreche, nimmt ihr Schmerz zu, wenn ich sie anrühre, geräth sie außer sich, und darum ist für die Heilung der Kranken nichts besser, als ihnen zu geben was sie wünschen und wornach sie Verlangen tragen. Also machte sich der Sohn durch solche und ähnliche Vorwände los und die Stiefmutter mußte sterben.

Hundertunddreizehntes Capitel.

Von dem geistigen Kampfe und der Vergeltung für den Sieg.

Der reiche Adonias herrschte einst, der Turniere und Waffenspiele sehr liebte: weshalb er ein Turnier ausrufen ließ, bei welchem ein Jeder, der es besser als Andere mache, von dem Könige einen würdigen Lohn erhalten solle. Wie das seine Edeln und Fürsten hörten, kamen sie zum Turniere zusammen, und der König befahl, es

sollten sich die Ritter unter einander theilen; darum stellte er auf die eine Seite eine bestimmte Anzahl und eben so viele auf die andere auf. Jene aber, welche zuerst in Ordnung gestellt worden waren, legten ihre Schilde und Waffen an einem dazu bestimmten Platze in einer Reihe nieder. Nun befahl der König, daß wer von der andern Seite den Schild des Andern mit seiner Lanze berühren würde, mit dem solle der, dessen Schild berührt worden sey, ein Rennen abhalten und ein dazu bereits ausgewähltes Mädchen solle ihn waffnen: und also solle er gegen den Andern kämpfen, und so er den Andern im Waffenspiele besiegen würde, solle ihm die Krone des Königs aufgesetzt werden und er an der königlichen Tafel sitzen. Wie das nun ein gewisser Ritter erfuhr, so betrachtete er sich genau alle Schilder, und er ward eins gewahr, auf welchem drei goldene Aepfel angebracht waren; weil er nun dieses durchaus haben wollte, so berührte er dieses Schild. Der Andere aber, dem das Schild gehörte, ließ sich alsbald von der Jungfrau waffnen, stieg auf den Kampfplatz hinab und kämpfte mit ihm, aber bei diesem Spiele hieb er dem, welcher sein Schild berührt hatte, den Kopf ab und erhielt den verdienten Lohn.

Hundertundvierzehntes Capitel.

Von der Befreiung des Menschengeschlechts aus der Höllengrube.

Es gab einst einen König, in dessem Reiche ein Armer wohnte, der jeden Tag in einen Wald ging um Holz

zu sammeln, durch dessen Verkauf er sich Nahrung und Kleidung verschaffen konnte. Nun begab es sich eines Tages, daß er mit seinem Esel in den Wald zog und zufällig in ein Dickigt gerieth, wo er in eine Grube fiel, aus der er nicht wieder herauskommen konnte. In dieser Grube war aber ein schrecklicher Drache, der die ganze Grube innerlich mit seinem Schwanze umgab: es waren aber in derselben Grube noch viele Schlangen am obern Theile derselben, in der Tiefe, oder vielmehr in der Mitte derselben, befand sich ein runder Stein, zu welchem alle Schlangen jeden Tag hinabkrochen und ihn beleckten: nachher aber beleckte auch der Drache den Stein auf ähnliche Weise. Wie das der arme Mann bemerkte, dachte er bei sich: ich bin nun schon viele Tage in dieser Grube ohne Nahrung, und wenn ich keine Speise bekomme, werde ich Hungers sterben: ich will also zu dem Steine gehen und ihn belecken, wie es die Schlangen und der Drache gemacht haben. Er begab sich also zu dem Steine, fing an zu lecken und fand an ihm jeglichen guten Geschmack, den nur sein Herz begehrte, und er ward davon so erquickt, als wenn er alle Speisen der Welt gegessen oder getrunken hätte. Innerhalb weniger Tage aber erhob sich ein großes und furchtbares Donnerwetter, so daß alle Schlangen, eine nach der andern herauskrochen: wie aber keine Schlange mehr in dem Brunnen übrig war, da schickte sich auch der Drache an aus der Grube zu fliegen, und der arme Mann erhaschte, als er das gewahr wurde, den Schweif desselben. Der Drache aber nahm ihn mit in die Höhe und schleuderte ihn ein großes Stück weit von der Grube auf die

Erde: da blieb derselbe aber mehrere Tage ohne im Geringsten zu wissen, wie er aus dem Walde kommen solle. Indessen begab es sich, daß mehrere Kaufleute kamen und ihn aus dem Walde heraus auf den rechten Weg brachten. Er aber freute sich sehr, kehrte in die Stadt zurück und verkündete Allen, wie es ihm gegangen war, starb aber gleich nachher.

Hundertundfunfzehntes Capitel.

Wie Christus für unsere Versöhnung in den Tod gegangen ist.

Es gab einst einen Kaiser, der einen Wald besaß, in diesem befand sich ein Elephant, dem durchaus Niemand zu nahe zu kommen wagte. Wie das der Kaiser hörte, befragte er seine Philosophen und weisen Männer über die Natur des Elephanten. Diese antworteten und sagten, daß der Elephant reine Jungfrauen sehr gern habe. Wie das der Kaiser vernahm, ließ er zwei anständige und schöne Mädchen, welche er in seinem Reiche hatte und süß zu singen wußten, aufsuchen. Es fanden sich also zwei Jungfrauen, die schön und anständig genug zu seyn schienen. Diesen ließ der Kaiser ihre Kleider ausziehen und sie nackt in den Wald gehen. Eine von ihnen nahm ein Becken mit, die andere aber ein Schwert, und also gerüstet begaben sie sich hinein. Bei ihrem Eintritt in den Wald fingen sie an süß zu singen, und wie das der Elephant hörte, ging er zu ihnen und fing an ihnen die Brust zu

lecken, die Jungfrauen aber sangen immer fort, bis der Elephant im Schooße der einen Jungfrau einschlief. Wie aber die andere Jungfrau sah, daß der Elephant im Schooße ihrer Begleiterin eingeschlafen sey, tödtete sie ihn mit ihrem Schwerte, und die Jungfrau, in deren Schooße der Elephant geschlafen hatte, füllte ein Becken mit seinem Blute an und also kehrten sie zum Kaiser zurück. Derselbe aber freuete sich sehr und ließ ein Purpurkleid und vieles Andere aus selbigem Blute machen.

Hundertundsechzehntes Capitel.

Von der Liebe Gottes, mit welcher er uns alle auf gleiche Weise umfängt, bis wir ihn durch unsere Sünden gering achten.

Einst war Pipinus König, der ein sehr schönes Mädchen heirathete, welches von ihm schwanger wurde und einen feinen Knaben gebar, aber bei dessen Geburt starb. Er heirathete nun eine andere und zeugte auch mit ihr einen Knaben. Er schickte nunmehr beide Knaben in entfernte Länder, um sie dort aufziehen zu lassen. Es waren sich aber diese Beiden in Allem ähnlich; wie nun aber eine geraume Zeit vorüber war, da wünschte die Mutter des zweiten Sohnes ihr Kind zu sehen und bat den König, daß sie ihren Knaben sehen dürfte. Der König aber gestand es ihr zu und bestellte einen Boten nach seinen beiden Söhnen. Wie aber die Knaben angelangt waren, waren sie sich in allen Stücken gleich, und obgleich der

zweite als ein Jahr jünger und weniger alt hätte von geringerer Größe seyn sollen, so war er doch nichts destoweniger eben so groß als der andere, wie es oft zu gehen pflegt. Zufällig waren auch beide dem Vater an Gesicht und an Gleichheit des Körpers und Charakters ähnlich, so daß die Königin durchaus nicht wußte, welcher von beiden ihr Sohn war. Sie verlangte also von dem Könige genau zu wissen, welcher von ihnen ihr Sohn sey, der König aber wollte es ihr nicht angeben. Wie sie das hörte, weinte sie bitterlich, aber der König, wie er das hörte, sprach zu ihr: weine nicht, dieser hier ist Dein Sohn, und dabei zeigte er ihr den Sohn, den er von seiner ersten Frau bekommen hatte. Als das die Königin hörte, freuete sie sich sehr und wendete sogleich ihre ganze Sorge auf die Erziehung dieses Sohnes, und that mit ihm nicht anders, als wenn es ihr eigener Sohn gewesen wäre. Als aber der König dieses bemerkte, sprach er zu ihr: wie lasset Ihr Euch doch hintergehen. Der da ist nicht Euer Sohn, sondern nur einer von diesen ist es. Jene aber sprach: warum handelst Du so an mir? Zeige mir ihn, ich bitte Dich. Und jener versetzte: nein, das will ich nicht, und zwar aus folgendem Grunde: hätte ich Dir die Wahrheit gesagt, so würdest Du nur Deinen eigenen zweiten Sohn lieb haben wollen und den andern hassen: deshalb will ich, daß Du beide gleich liebst und erziehst. Wenn sie aber zum männlichen Alter gekommen seyn werden, dann will ich Dir die Wahrheit eröffnen, über welche sich Dein Herz freuen wird. Wie das die Königin hörte, erzog sie dieselben, bis sie zum männlichen

Alter gelangt waren. Als sie nun aber durch den König erfuhr, welcher von ihnen ihr Sohn sey, freuete sie sich über alle Maßen, und also beschlossen sie im Frieden ihr Leben.

Hundertundsiebzehntes Capitel.

Von den verstockten Sündern und denen, so sich nicht bekehren mögen und ihrer Bestrafung nach dem bestimmten Gerichte.

Einst lebte ein Kaiser Friedericus, der ein Gesetz gab, daß so Jemand eine Jungfrau entführe und sie ein Anderer aus den Händen ihres Räubers befreien könne, der solle sie, so es anders der Jungfrau recht sey, zur Frau bekommen. Nun begab sich der Fall, daß ein gewisser gottloser Raubritter eine Jungfrau entführte, sie zu einem Walde schleppte und daselbst ihre Unschuld raubte. Sie aber erhob ein lautes Geschrei, und ein Ritter, edel von Geschlecht und That, ritt zufällig durch denselben Wald, vernahm die Stimme der Jungfrau, spornte sein Roß und gelangte bis zu ihr. Er befragte sie also um den Grund ihres Geschreis, und sie antwortete ihm: o mein Herr, helfet mir um Gottes Willen: jener Raubritter hat mich mit Gewalt entführt, meine Unschuld geraubt und sich auch vorgenommen mich nach allen Diesem noch umzubringen. Der Räuber aber sprach: Herr, das ist meine Frau, ich habe sie bei'm Ehebruch getroffen, und darum bin ich gesonnen sie zu tödten. Jene aber entgeg-

nete: Herr, dem ist nicht so: niemals war ich die Gemahlin irgend Jemandes, und niemals bin ich verunreinigt worden, außer daß mir heute durch diesen da meine Unschuld geraubt worden ist. Darum kommt mir zu Hülfe, denn die Zeichen meiner Jungfräulichkeit sind noch in diesem Augenblicke an mir. Der Ritter aber sprach zu dem Raubritter: ich sehe deutlich an diesem Frauenzimmer die Zeichen, daß sie eine Jungfrau war: Du aber hast sie mit Gewalt entführt und entehrt, ich will sie also aus Deinen Händen befreien. Darauf antwortete ihm der Tyrann: so Du sie frei machen willst, will ich um sie gegen Dich kämpfen. Alsbald stritten sie Beide gegen einander und gaben sich harte Hiebe, allein der Ritter behielt den Sieg, ob er wohl schwer verwundet wurde. Als der Ritter aber den Sieg gewonnen hatte, sprach er zu dem Mädchen: ist es Dir recht, daß ich Dich zur Frau nehme? Sie aber erwiderte: dieß wünsche ich von ganzem Herzen, und ich gebe Dir darauf mein Wort. Wie sie sich aber mit einander versprochen hatten, sprach der Ritter zu dem Mägdlein: Du wirst jetzt einige Tage auf meinem Schlosse bleiben; mittlerweile will ich zu meinen Eltern ziehen und das Nöthige zu unserer Vermählung besorgen, dann aber werde ich zu Dir zurückkehren und Dich mit großer Feierlichkeit mir antrauen lassen. Sie aber erwiderte: Herr ich bin bereit Deinem Willen in Allem Gehorsam zu leisten. Also nahm der Ritter Abschied von ihr und sie machte sich nach dem Schloße auf den Weg. Während aber der Ritter sich außerhalb seines Vaterlandes befand, um das Nöthige zu seiner Vermählung anzuordnen, kam

der Raubritter an das Schloß dieses Ritters, worin sich das Mägdlein befand, und klopfte an die Pforte desselben. Sie aber schlug ihm den Eintritt ab, der Raubritter aber begann ihr viele Versprechungen zu machen, als wolle er sie auf ehrenvolle Weise zur Frau nehmen, und sie, welche seinen Worten Glauben schenkte, ließ ihn ein, und Beide schliefen die Nacht über bei einander. Nach einem Monate kehrte indessen der Ritter zurück und klopfte an das Thor seiner Burg, aber das Mägdlein gab keine Antwort. Wie er aber dieses gewahr wurde und vernahm, ward ihm seine Seele verbittert und er sprach also zu ihr: o gutes Mägdlein, erinnere Dich, wie ich Dich vom Tode gerettet habe und Du mir deshalb Dein Wort gegeben hast; rede gutes Mädchen und zeige mir Dein Antlitz. Als jene aber das hörte, öffnete sie ein Fenster und sprach: siehe, hier bin ich, sage mir jetzt, was Du willst. Er aber erwiderte: ich wundere mich über Dich, daß Du nicht weißt, was und wie viel ich für Dich gethan habe: ich habe aus Liebe zu Dir viele Wunden bekommen, und wenn Du mir nicht glauben willst, will ich Dir meinen Leib zeigen. Mit diesen Worten legte er seine Kleider ab und sprach: hierher siehe, meine Theuerste, die mancherlei Wunden, die ich für die Erhaltung Deines Lebens davongetragen habe, wolle also darum nicht undankbar gegen mich seyn, sondern öffne mir das Thor, auf daß ich Dich zu meinem lieben ehelichen Gemahl annehmen kann. Sie aber wendete ihr Gesicht vom Thore weg und wollte ihm dieses nicht aufthun, der Ritter aber verklagte sie bei dem Richter und führte zu seinem Gunsten jenes Gesetz an, indem er hinzusetzte, wie

er sie befreit hätte und was für Wunden er aus Liebe zu ihr ausgehalten habe und wie er sie also zur Frau verlange. Wie das der Ritter hörte, schickte er nach ihrem Entführer, und als derselbe gekommen war, sprach er zu ihm: hast Du dieses Frauenzimmer geraubt und hat sie dieser Ritter durch seine Tapferkeit Deinen Händen entrissen? Jener aber antwortete: allerdings, mein Herr. Ihm entgegnete der Richter: also ist sie dem Gesetze zufolge nach ihrem eigenen Willen die Frau desjenigen, der sie aus Deiner Gewalt befreit hat. Weswegen hast Du Dich also mit der Frau eines Andern eingelassen? Erstlich indem Du sein Schloß ohne sein Vorwissen betreten hast, zweitens hast Du das Bett eines Andern geschändet und drittens hast Du auch die Frau desselben einen so großen Zeitraum hindurch in Beschlag genommen; was hast Du hierauf zu antworten? Jener aber verstummte. Der Richter wendete sich aber nunmehr zu dem Weibe und sprach: o Mägdlein, Du bist durch zweifaches Recht die Frau dieses Ritters: erstlich weil er Dich aus den Klauen Deines Entführers gerissen hat, zweitens aber, weil Du ihm Dein Wort verpfändet hast. Warum hast Du also nach diesem Allem das Thor seiner Burg einem Andern als Deinem eigenen Manne geöffnet und ihn eingelassen? Sie aber konnte hierauf nichts antworten. Alsbald fällte der Richter das Urtheil, daß Beide an den Galgen gehenkt werden sollten, und also geschah es; Alle aber priesen den Richter, daß er einen solchen Spruch gethan hatte.

Hundertundachtzehntes Capitel.

Von Trug und List.

Es zog einst ein Ritter in das Land Aegypten und dachte darüber nach, wem er sein Geld lassen möchte. Er fragte also, ob irgend eine treue Person daselbst wäre, der er sein Vermögen aufzubewahren geben könnte, und hörte, es gebe einen gewissen alten Mann daselbst: zu diesem ging er, um ihm tausend Talente zu überliefern, und machte sich nachher auf den Weg. Wie er nun aber seine Reise beendigt hatte, kehrte er zu dem zurück, welchem er seine Talente anvertraut hatte, und verlangte das ihm anvertraute Gut zurück. Jener aber, ganz voller Schlauheit, versicherte ihn nie gesehen zu haben. Als sich nun der Ritter getäuscht sah, ward er sehr traurig und bat ihn flehentlich alle Tage mit vielerlei Schmeichelreden, er möchte ihm doch sein Eigenthum wiedergeben. Der Betrüger aber fuhr ihn an und verbot ihm, weiter noch dergleichen darüber mit ihm zu reden, oder auch wieder zu ihm zu kommen. Als nun jener traurig davon ging, begegnete er einer alten Frau, die in Pilgerkleider gehüllt war und in der Hand einen Stab trug. Diese unterstützte er, damit die im Wege liegenden Steine nicht ihre Füße verletzten, und als sie ihn also weinen sah und erkannte, daß er ein Ausländer sey, rief sie ihn von Mitleid bewegt zu sich und fragte ihn, was ihm begegnet sey. Jener aber erzählte ihr Alles nach der Reihe, wie er von jenem

Greise betrogen worden sey. Diese aber versetzte: Freund, wenn das, was Du mir da sagst, wahr ist, will ich Dir einen vernünftigen Rath geben. Jener aber sprach: Gott ist mein Zeuge, daß es wahr ist. Sie sagte darauf: bringe mir aus Deinem Lande einen Mann, dessen Rede und That man Glauben beimessen kann. Er aber stellte ihr einen treuen Menschen, und als der herbeigeschafft war, befahl ihm die Alte zehn Kisten zu kaufen, äußerlich mit künstlichen Farben bemalt und mit Eisen beschlagen und mit versilberten Schlössern versehen, und befahl sie mit Steinen anzufüllen. Der Ritter aber that so, wie ihm das Weib befohlen hatte, und wie das Weib Alles bereit sah, sprach sie: jetzt müßt Ihr mir einige Männer verschaffen, die mit mir und Deinem Gesellen zu dem Hause des Betrügers gehen und die Kisten hintragen. Es müssen diese aber einer nach dem andern in einer langen Reihe kommen, und sobald er zu uns hereingetreten ist und sich bei uns niedergelassen hat, dann komme getrost herein und fordere Dein Geld: ich aber vertraue zu Gott, daß Du Dein Geld wieder bekommen wirst. Hierauf ging die Frau mit des Betrogenen Gesellen zu dem Hause des Betrügers und sprach: Herr, dieser Ausländer ist bei mir eingekehrt und gedenkt in sein Vaterland zurück zu kehren: zuerst aber sucht er irgend einem rechtlichen und treuen Menschen sein Geld, welches in diesen zehn Kisten ist, bis zu seiner Rückkehr zu übergeben, und ich bitte Dich Du mögest es doch um Gottes und meiner Willen in Deinem Hause aufheben. Denn ich habe es gehört und weiß es, daß Du rechtlich und treu bist, und wünsche nicht, daß das

Geld von einem Andern, als von Dir allein aufbewahrt werden möchte. Als sie noch sprach, siehe da trat der erste Sclave herein und brachte eine Kiste, und wie das der Betrüger sah, glaubte er, daß das, was die Alte gesprochen hatte, wahr seyn müsse. Nach diesem trat auch der Ritter herein, wie es ihm das alte Weib befohlen hatte. Wie aber der Betrüger denselben erblickte, fürchtete er, daß wenn dieser jetzt sein Geld verlange, ihm der Andere seine Schätze nicht zum Aufbewahren anvertrauen werde, ging ihm daher entgegen und sprach schmeichelnd zu ihm: Freund, wo warst Du denn? komm und nimm Dein Geld, was Du schon so lange meiner Treue anvertraut hast. Der Ritter aber nahm sein Geld und dankte Gott und dem alten Weibe. Wie aber die Alte Solches gewahr wurde, stand sie auf und sprach: Herr, ich und dieser Mann wir wollen nach den andern Kisten gehen und uns beeilen zurück zu kehren, Du aber warte bis wir wieder kommen und bewahre wohl, was wir bereits gebracht haben. Also bekam der Ritter durch das alte Weib sein Geld wieder.

Hundertundneunzehntes Capitel.

Von Allem, was da lebet auf Erden, ist der Mensch am undankbarsten gegen empfangene Wohlthaten.

Es hatte einst ein König einen Seneschall über sein Reich gesetzt, dessen Herz so von Hochmuth geschwollen und aufgeblasen war, daß er Alle drückte und auf seinem

Wink Alles geschehen mußte. Nun war nahe bei dem kaiserlichen Palaste ein Wald mit wilden Thieren ganz angefüllt und er befahl, daß in demselben verschiedene Gruben gemacht und mit Blättern zugedeckt würden, auf daß die wilden Thiere unversehens in dieselben fallen möchten und also gefangen würden. Nun begab es sich aber, daß der Seneschall einst durch diesen selbigen Wald ritt und er in seines Herzens Tiefen hochfahrend war und dachte, daß Niemand im ganzen Reiche größer sey denn er. Als er aber immer weiter fort ritt, da fiel er in so eine Grube und konnte nicht wieder heraus kommen. An demselben Tage fiel aber nachher noch ein Löwe, ein Affe und drittens eine Schlange in dieselbe Grube. Wie aber der Seneschall sich von diesen Bestien umgeben sah, fürchtete er sich und schrie laut. Es hörte aber sein Geschrei ein armer Mann Namens Guido, der mit seinem Esel Holz aus dem Walde führte, womit er sich seinen Unterhalt verdiente, und kam an die Grube. Diesem versprach er viele Schätze, wenn er ihm heraushelfen würde. Guido aber sprach: mein Bester, ich habe nichts zu leben, darum lese ich Holz, und wenn ich dieses mein Tagewerk liegen lassen wollte, würde ich zu Schaden kommen. Darauf verhieß ihm der auf sein Wort, er wolle ihn von seinem Reichthum versorgen, wenn er ihm heraushelfen würde. Als nun Guido dieses vernommen hatte, ging er zur Stadt und brachte von da ein langes Seil mit, welches er in die Grube hinab ließ, auf daß sich der Seneschall dasselbe umgürtete und er ihn so herausziehen könnte. Kaum war dasselbe aber hinabgelassen, so sprang der Löwe

nach dem Seile und wurde herausgezogen, worauf er ihm seine Dankbarkeit bezeigte und in den Wald lief. Alsdann ließ er das Seil zum andern Male in die Grube hinab und siehe der Affe ritt auf ihm herauf, worauf ihn Guido hinaufzog und derselbe in den Wald lief. Nachdem ließ er das Seil wiederum hinab und die Schlange schlang sich um dasselbe, jener aber zog sie heraus und diese nickte ihm freundlich zu und ging in den Wald. Nun rief der Ritter: o mein Lieber, gesegnet sey der Höchste, nunmehr bin ich von den Bestien befreit, laß jetzt das Seil herab; was auch geschah. Der Ritter gürtete sich dasselbe um und Guido zog ihn heraus, worauf sie auch noch das Pferd herauszogen, der Seneschall dasselbe bestieg und nach dem kaiserlichen Palaste ritt, Guido sich aber nach Hause begab. Wie ihn aber seine Frau so leer kommen sah, ward sie sehr traurig: er aber erzählte ihr den Hergang der Sache und daß er seinen verdienten Lohn erhalten werde, worüber sich seine Frau höchlich freute. Früh aber ging Guido nach dem Schlosse und schickte den Thorwärter zum Seneschall und ließ ihm sagen, er sey da: der aber leugnete bei dem ersten und zweiten Male, daß er ihn jemals gesehen habe, ja befahl noch, daß dieser ihn, wenn er sich nicht fortpacken würde, grausam durchprügeln solle: was er auch that, denn als er zum dritten Male wiedergekommen war, da hieb ihn der Pförtner so grausam durch, daß er ihn halb todt auf dem Platze liegen ließ. Wie das Guido's Frau vernahm, kam sie und brachte ihn auf ihrem Esel nach Hause, er aber lag lange krank und zehrte während seines Krankenlagers all sein

Gut auf, was er besessen hatte. Wie er aber wieder gesund geworden war und eines Tages Holz zusammen las, da sahe er von Weitem zehn Esel mit Gepäck beladen kommen und den Löwen sie von hinten her verfolgen, der sie geraden Wegs auf Guido zu trieb. Guido aber sah sich den Löwen genau an und besann sich alsbald, wie das der Löwe sein müsse, den er aus der Grube gezogen hatte. Als aber der Löwe zu ihm herangekommen war, machte er ihm mit seiner Tatze ein Zeichen, er solle mit den beladenen Eseln nach Hause gehen, was er auch that. Guido aber trieb die Esel mit sich in sein Haus, und der Löwe folgte ihm, bis Guido bei seinem Hause angelangt war: als aber die Esel in das Haus hineingeschritten waren, da wedelte der Löwe mit seinem Schwanze Guido einen Gruß zu und eilte in den Wald. Nun ließ Guido in mehreren Kirchen ausrufen, ob Jemand Esel verloren hätte, aber es fand sich auch nicht einer, der gesagt hätte, er habe einen eingebüßt. Er selbst aber öffnete die Bündel, welche die Esel getragen hatten, und fand darin viele Schätze, worüber er sich nicht wenig freuete und reich wurde. Wie aber Guido am zweiten Tage zum Walde kam und kein eisernes Werkzeug hatte um Holz zu spalten, blickte er über sich und sah den Affen, welchen er aus der Grube gezogen hatte, der mit seinen Zähnen und Nägeln so viel Holz abbrach, daß Guido ohne Mühe seinen Esel belud und nach Hause zurückkehrte. Als Guido aber am dritten Tage zum Walde zurückkehrte, da sah er, wie die Schlange, welche er aus der Grube gezogen hatte, in ihrem Maule einen dreifarbigen Stein getragen brachte: auf

einer Seite war er weiß, auf der andern schwarz, auf der dritten roth: sie öffnete aber ihren Rachen, ließ ihn in seinen Schooß fallen und entwich. Guido begab sich nun mit dem Steine zu einem erfahrenen Manne, der wie er den Stein betrachtete und seine Kräfte erkannt hatte, gern hundert Gulden für denselben gegeben hätte. Guido aber gewann durch die Kraft dieses Steines viel Güter und brachte es sogar zu einer Kriegsoberstenstelle. Als das der Kaiser erfuhr, ließ er ihn zu sich kommen und begehrte den Stein für Geld zu besitzen, oder er wolle ihn aus seinem Lande weisen. Guido aber sprach: Herr, ich will den Stein für Geld verkaufen, aber Eins sage ich Euch gleich, wenn Ihr mir nicht seinen Werth bezahlen werdet, wird er wieder zu mir zurückkehren. Hierauf gab ihm der Kaiser dreihundert Gulden, und doch fand ihn Guido bald wieder in seiner Truhe, und händigte ihn dem Kaiser wieder ein. Der aber wunderte sich und sprach: sage mir, wo Du den Stein her hast. Nun erzählte ihm jener Alles vom Anfang bis an's Ende, wie der Seneschall mit dem Löwen, Affen und der Schlange in die Grube fiel, und er statt seines Lohnes von dem Seneschall verwundet wurde, und was er dagegen von dem Löwen, Affen und der Schlange bekam. Wie das der Kaiser hörte, da bewegten sich alle seine Eingeweide wider den Seneschall, und er sprach zu ihm: was ist das, was ich von Dir höre? Jener aber konnte es nicht leugnen. Hierauf sprach der Kaiser zu ihm: Du schlechter Mensch, Du hast Dich undankbar gegen den Guido bewiesen, daß er Dich aus Todesgefahr rettete, und hast ihn hier halb todt liegen

lassen. O Du elender Kerl, siehe unvernünftige Thiere, wie der Löwe, der Affe und die Schlange haben ihm für seine Gutthat ihren Lohn bezahlt, Du aber hast ihm heute für Gutes Schlechtes erwiesen. Und darum wirst Du Alles, was Du besitzest, und Deine Würde an Guido geben, und ich befehle, daß Du noch am heutigen Tage an den Galgen gehängt werdest. Als dieses die Vornehmen des Reiches hörten, gefiel ihnen dieser Spruch wohl, Guido übernahm die Leitung des Reichs und beschloß sein Leben in Frieden.

Hundertundzwanzigstes Capitel.

Von dem feinen Trug der Weiber und der Verblendung der Betrogenen.

Einst war ein weiser König Darius, der drei Söhne hatte, welche er sehr liebte. Wie er aber sterben wollte, setzte er sein ganzes Erbe seinem Erstgebornen aus, dem zweiten gab er Alles, was er sich während seines Lebens erworben hatte, und dem dritten jüngern Sohne gab er drei kostbare Spielzeuge, nehmlich einen goldenen Ring, ein Halsband und ein kostbares Tuch. Der Ring besaß aber die Eigenschaft, daß der, welcher ihn an seinem Finger trug, sich die Gunst Aller dermaßen gewann, daß er von ihnen Alles, warum er sie bat, bekam. Das Halsband hatte die Kraft, daß der, welcher es auf seiner Brust trug, Alles was sein Herz begehrte und was nur zu haben war bekam, und das Tuch endlich hatte das Eigene,

daß wer nur auf demselben saß, und bei sich irgend wo zu seyn wünschte, gleich da war, wo er seyn wollte. Diese drei Spielwerke gab er seinem jüngsten Sohne: er sollte aber vorerst die Wissenschaften treiben, seine Mutter aber sollte sie ihm aufheben und zur gelegenen Zeit ihm übergeben. Gleich darauf gab der König seinen Geist auf und ward mit allen Ehren bestattet. Die beiden ersten Söhne nahmen nun ihre Vermächtnisse in Besitz und der dritte Sohn erhielt von seiner Mutter den Ring, um sich auf eine Schule zu begeben. Seine Mutter aber sprach zu ihm: mein Sohn, erwirb Dir Kenntnisse und hüte Dich vor den Frauenzimmern, damit Du nicht etwa um Deinen Ring kommst. Jonathas nahm aber seinen Ring, begab sich auf die Schule und machte gute Fortschritte in den Wissenschaften. Nach diesem begegnete ihm eines Tages auf der Gasse ein ziemlich hübsches Mägdlein, er ward von Liebe zu ihr ergriffen, nahm sie mit sich und bediente sich sogleich seines Ringes, wodurch er sich die Gewogenheit Aller erwarb und von ihnen erhalten konnte, was er nur wollte. Das Mägdlein aber, seine Geliebte, wunderte sich, wie er so herrlich leben könnte, da er doch kein Geld hatte. Als er daher einstmals sehr guter Dinge war, fragte sie ihn um die Ursache und sagte, es sey kein Geschöpf unter dem Himmel, welches sie mehr liebe, folglich müsse er es ihr sagen. Jener aber, der sich ihre Bosheit nicht überlegt hatte, sagte ihr, die Kraft des Ringes sey so und so u. s. w. Jene aber erwiderte: da Du alle Tage mit Leuten umzugehen pflegst, so könntest Du ihn verlieren, darum will ich Dir ihn treulich aufheben. Hier-

auf übergab er ihr seinen Ring: da er ihn aber nicht wieder bekommen konnte, weinte er bitterlich, weil er nun nichts mehr zu leben hatte. Er kehrte hierauf zu seiner Mutter, der Königin zurück und meldete ihr den Verlust seines Ringes. Jene aber sprach: mein Sohn, ich habe Dir vorhergesagt, hüte Dich vor Weibern, siehe ich gebe Dir hiermit das Halsband, welches Du sorgsamer bewahren magst, denn wenn Du es verlierst, wirst Du aller Ehre und Vortheile verlustig gehen. Jonathas aber nahm das Halsband und begab sich wiederum auf dieselbe Schule, und siehe da seine Geliebte kam ihm am Thore der Stadt entgegen und empfing ihn voller Freude, er aber behielt sie bei sich wie zuvor. Er trug nun das Halsband auf der Brust und bekam Alles, woran er nur dachte, und stellte wie früher viele Schmäuße an und lebte herrlich und in Freuden. Darüber wunderte sich aber seine Geliebte, weil sie weder Silber noch Gold bei ihm sah: sie dachte also, er müsse irgend ein anderes Spielwerk mitgebracht haben, was sie auch schlau von ihm herausbrachte, so daß er ihr das Halsgeschmeide zeigte und ihr dessen Kräfte mittheilte. Sie aber sprach zu ihm: Du trägst das Halsband beständig bei Dir: in einer einzigen Stunde könntest Du Dir aber so viel denken, was für ein Jahr genug wäre, gieb es mir also aufzuheben. Jener aber versetzte: ich fürchte, daß Du, wie Du meinen Ring verloren hast, so auch mein Halsband verlieren könntest, und so würde ich einen außerordentlichen Verlust erleiden. Sie aber sprach, o Herr, durch den Ring habe ich mir schon die Kunst etwas aufzubewahren angeeignet, ich verspreche

Dir auf's Wort, daß ich das Halsband so bewahren will, daß es Niemand von mir forttragen soll. Jener aber glaubte ihren Worten und übergab ihr sein Halsband. Wie aber Alles aufgezehrt war, da verlangte er sein Halsband, und sie beschwor, wie zuvor, es sey ihr heimlich entwendet worden. Wie das Jonathas hörte, weinte er bitterlich und sprach: habe ich nicht den Verstand verloren, daß ich nach dem Verlust meines Ringes Dir auch noch mein Halsband übergeben habe? Er machte sich also auf den Weg zu seiner Mutter und berichtete ihr den ganzen Hergang der Sache. Jene aber betrübte sich nicht wenig darüber und sprach zu ihm: o mein lieber Sohn, warum hast Du Deine Hoffnung auf ein Weib gesetzt, von der Du jetzt schon zum zweiten Male hintergangen worden bist. Du wirst nunmehr von Allen für dumm geachtet, lerne doch endlich einmal Klugheit, denn ich habe nun nichts mehr als dieses köstliche Tuch, welches Dir Dein Vater gegeben hat: wenn Du aber auch dieses verlierst, darfst Du nie wieder zu mir kommen. Jener aber nahm das Tuch und begab sich wieder auf seine Schule und seine Geliebte nahm ihn wie zuvor freudig auf. Er aber breitete sein Tuch aus und sprach zu ihr: meine Liebe, dieses Tuch hat mir mein Vater gegeben, und sie setzten sich beide auf dasselbe. Jonathas aber dachte bei sich: o wenn wir doch gleich so weit weg und da wären, wo keine Menschenseele hinkommt, und also geschah es. Denn sie befanden sich am Ende der Welt in einem Walde, der weit entfernt von allen menschlichen Wohnungen lag. Jene aber ward sehr traurig und er schwur zu Gott, daß er sie

den wilden Thieren zum Fressen überlassen wolle, wenn sie ihm nicht seinen Ring und sein Halsband wiedergeben würde; sie aber versprach es zu thun, wenn es irgend möglich sey, und auf das Bitten seiner Geliebten sagte ihr Jonathas die Kraft dieses Tuches, daß der, welcher darauf wäre und bei sich dächte, wo er gleich seyn wollte, auch alsbald dort wäre. Hierauf setzte er sich selbst auf das Tuch und legte ihren Kopf auf seinen Schooß: als er aber anfing einzuschlafen, zog sie einen Theil des Tuches, auf dem er saß, an sich und dabei dachte sie: wäre ich doch an dem Orte, wo ich heute früh gewesen bin, und alsbald geschah es also, und Jonathas blieb schlafend in dem Forste zurück. Wie er aber aus seinem Schlafe erwachte und sah, daß ihm sein Tuch von seiner Geliebten entführt worden sey, da weinte er bitterlich und wußte nicht, nach welchem Orte er sich wenden sollte. Er stand also auf, und als er sich durch das Zeichen des Kreuzes geschützt hatte, machte er sich auf den Weg nach einer Straße, durch die er zu einem tiefen Gewässer gelangte, über welches er setzen mußte, welches aber so bitter und heiß war, daß es ihm das Fleisch seiner Füße bis auf den Knochen absengte. Er aber ward sehr traurig, nahm ein Gefäß voll von diesem Wasser und trug es mit sich hinweg. Als er aber weiter gekommen war, fing er an zu hungern, und da er einen Baum sah, so aß er von dessen Früchten und bekam alsbald den Aussatz. Auch von diesen Früchten sammelte er sich einige und nahm sie mit sich. Nachher kam er an ein anderes Wasser, und als er hindurch geschritten war, hatte dasselbe das Fleisch an seine Füße wieder zurückge-

bracht: also füllte er sich wieder ein Gefäß an mit diesem Wasser und nahm es mit sich. Als er aber wieder weiter ging, fing er abermals an hungrig zu seyn, und da er einen Baum sah, nahm er einige Früchte desselben und verzehrte sie, und wie er durch die erste Frucht mit dem Aussatze behaftet worden war, also ward er durch die zweite wiederum davon befreit. Auch von diesem steckte er einige Früchte zu sich und nahm sie mit sich hinweg. Wie er aber immer weiter fürbaß zog, da sah er ein Schloß vor sich und es begegneten ihm einige Leute, welche ihn fragten, wer er wäre. Jener aber sprach: ich bin ein erfahrener Arzt. Hierauf sprachen sie: der König dieses Landes ist auf jener Burg und hat den Aussatz: wenn Du ihn von diesem Uebel zu heilen vermöchtest, würde er Dir viele Schätze verehren. Jener aber erwiderte: allerdings, das kann ich. Hierauf führten ihn jene zu ihrem König, er gab ihm von der zweiten Frucht zu essen, und er ward von seinem Aussatz geheilt, und von dem zweiten Wasser gab er ihm zu trinken, wodurch er ihm das verlorne Fleisch wiederbrachte. Also gab ihm der König viele Geschenke, Jonathas aber fand ein Schiff aus seiner Stadt daselbst und ließ sich durch dasselbe dahin bringen. Alsbald ging ein Gerücht durch die ganze Stadt, daß ein großer Arzt angekommen sey, und da gerade seine Geliebte, welche ihm seine Spielwerke entwendet hatte, auf den Tod erkrankt war, schickte sie nach diesem Arzte. Jonathas aber ward von Niemandem erkannt, kannte sie aber sehr wohl und sagte, daß seine Medicin keine Wirkung thun könne, wenn sie ihm nicht zuvor alle ihre Sünden bekannt, und

wenn sie Jemanden betrogen, diesem sein Eigenthum wieder erstattet hätte. Jene aber bekannte mit lauter Stimme, wie sie den Jonathas um seinen Ring, sein Halskette und sein Tuch betrogen und ihn in einer Einöde verlassen hätte, um von den wilden Thieren gefressen zu werden. Wie jener dieses hörte, sprach er: saget mir, Dame, wo sind jene drei Spielzeuge? Jene aber sprach: in meiner Truhe, und sie gab ihm die Schlüssel derselben, und er fand sie darin. Jonathas aber gab ihr von der Frucht jenes Baumes zu essen, von dem er den Aussatz bekommen hatte, und von dem ersten Wasser, welches das Fleisch von seinen Gliedern getrennt hatte, zu trinken, und wie sie davon gegessen und getrunken hatte, vertrocknete sie sogleich, fühlte innerliche Schmerzen und schrie kläglich auf. Jonathas machte sich hierauf mit seinen Spielwerken zu seiner Mutter auf, und das ganze Volk freuete sich über seine Ankunft, er aber erzählte seiner Mutter vom Anfang bis zu Ende, wie ihn Gott von vielen bösen Gefahren erlöst hätte, lebte noch einige Jahre und beschloß sein Leben in Frieden.

Hundertundeinundzwanzigstes Capitel.

Von der Welt Ruhm und Ueppigkeit, wie sie Viele betrügt und in's Verderben führt.

Es gab einst einen König, der in einer Stadt zwei Ritter hatte: der eine war alt, der andere jung. Der Alte

war aber reich und nahm ein schönes Mädchen ihrer Schönheit wegen zur Frau, der junge Ritter aber war arm und ehelichte ein reiches altes Weib ihrer Schätze halber, liebte sie aber nicht sonderlich. Nun begab es sich aber einmal, daß der junge Ritter durch das Schloß des alten Ritters zog und die Frau desselben am Fenster an der Sonne saß und lieblich sang. Wie sie aber der Jüngling erblickte, ward er von Liebe zu ihr ergriffen und dachte in seinem Herzen: es würde eine bessere Ehe geben zwischen mir und dieser jungen Frau, als zwischen ihr und ihrem Manne, denn das ist ein alter und kraftloser Greis, und besser wäre es, wenn meine Frau die seinige wäre: und seit dieser Zeit fing er an sie zu lieben und ihr Geschenke zu machen. Die Dame selbst liebte ihn ebenfalls wundersam und ließ, so oft sie nur konnte, ihn zu sich kommen und strebte mit allen Kräften, wenn es möglich wäre, ihn nach dem Tode ihres Mannes zu heirathen. Nun stand aber vor dem Fenster des Schlosses des alten Ritters ein Feigenbaum, auf dem sich jede Nacht eine Nachtigall setzte, welche lieblich sang, und wegen deren Gesang die Dame alle Nächte aufstand, an's Fenster ging und eine lange Zeit daselbst harrte, um den Gesang der Nachtigall zu hören. Wie aber ihr Mann bemerkt hatte, daß sie alle Nächte aufstand, sprach er zu ihr: meine Liebste, was ist denn das für ein Grund, daß Du jede Nacht das Bett verlässest? Sie aber antwortete, daß auf dem Feigenbaum alle Nächte eine Nachtigall sitze, welche so lieblich singe, daß sie aufstehen und ihr zuhören müsse. Wie das der Ritter hörte, stand er frühmorgens auf, ging

mit Pfeil und Bogen zu dem Feigenbaume, tödtete die Nachtigall, riß ihr das Herz aus und bot es seiner Gemahlin dar. Wie aber die Dame das Nachtigallherz sah, weinte sie bitterlich und sprach: o meine liebe Nachtigall, Du hast gethan wie Du mußtest, ich bin die Ursache Deines Todes: ich will gleich einen Boten zu dem jungen Ritter schicken, um ihm die Grausamkeit meines Mannes zu melden, daß er die Nachtigall umgebracht hat. Wie das der Ritter hörte, da bewegten sich alle seine Eingeweide und er sprach in seinem Herzen: o wenn es diesem Wüthrich bekannt wäre, eine wie große Liebe zwischen mir und seiner Frau besteht, er würde mich noch schlechter behandeln. Hierauf waffnete er sich mit doppelter Rüstung, ging in das Schloß und tödtete den Alten. Darnach starb aber seine Frau bald, und nach diesem nahm er zu seiner großen Freude die Frau des alten Ritters zur Gemahlin, Beide lebten noch lange und beschlossen ihr Leben im Frieden.

Hundertundzweiundzwanzigstes Capitel.

Von den treulosen Weibern und der Verblendung mancher Prälaten.

Ein gewisser Ritter zog von dannen, um die Weinlese auf seinem Weinberge zu halten, seine Frau aber, welche meinte, daß er sich etwas lange daselbst aufhalten werde, hatte einen Liebhaber, nach welchem sie schickte, daß er schnell zu ihr kommen möchte. Wie nun aber Beide sich mit einander niedergelegt hatten, da kam ihr Mann,

der Ritter, welcher sich eine Weinranke in's Auge gestoßen hatte, und pochte an die Thüre, sie aber öffnete mit Zittern, versteckte jedoch zuvor ihren Liebhaber. Als aber der Ritter hereintrat, schmerzte ihm sein Auge sehr und er befahl das Bett zu rüsten, damit er sich niederlegen könne: seine Frau aber, welche fürchtete, er möchte ihren im Gemach versteckten Geliebten sehen können, sprach zu ihrem Manne: was willst Du denn so schnell zu Bette? sage mir doch, was Dir begegnet ist. Als jener es ihr aber berichtete, antwortete sie: laß mich, Herr, etwas anwenden, daß ich das gesunde Auge durch ein Heilmittel kräftige, damit Du nicht etwa durch Deine Krankheit auch noch das andere Auge einbüßest. Er aber hielt ihr sein Gesicht hin und sie legte etwas wie ein Heilmittel auf das gesunde Auge ihres Mannes, und auf einen Wink mit ihrer Hand entschlüpfte ihr Liebhaber. Hierauf sprach die Frau zu ihrem Manne: nunmehro bin ich sicher, daß Deinem gesunden Auge nichts Böses widerfahren wird: steige jetzt in Dein Bett und lege Dich schlafen.

Hundertunddreiundzwanzigstes Capitel.

Wie junge Frauenzimmer von ihren Eltern vom Umgange mit Wollüstigen abgehalten werden müssen und ihren Willen nicht überlassen werden dürfen.

Ein gewisser Ritter, der eine Reise unternehmen wollte, vertraute seine Frau seiner Schwiegermutter, d. h.

der Mutter seiner Gemahlin an. Seine Frau aber verliebte sich nach der Entfernung ihres Mannes in einen Jüngling und zeigte es ihrer Mutter an. Diese aber war ihr sogleich zu Willen und ließ den Jüngling holen; als sie aber noch mit einander bei Tische saßen, kam der Ritter und klopfte an die Thüre. Sogleich stand seine Frau auf, versteckte ihren Liebhaber in ihrem Bette und machte ihrem Mann auf. Kaum war der eingetreten, so befahl er ihr sein Bett zu machen, denn er war müde und wollte ausruhen. Hierüber ward seine Frau bestürzt und dachte bei sich darüber nach, was sie jetzt anfangen sollte. Wie das ihre Mutter sah, sprach sie zu ihr: meine Tochter, Du mußt nicht eher weglaufen um das Bett zu rüsten, als wir Deinem Manne die Decke gezeigt haben, welche wir gefertigt haben. Hierauf breitete die Mutter die Decke aus so viel sie konnte und gab ihrer Tochter den einen Zipfel zu halten, und sie spannten das Tuch so lange an, bis der Liebhaber hinaus und der Mann durch das Vorhalten der Leinwanddecke getäuscht worden war. Hierauf sprach die Mutter zu ihrer Tochter: breite jetzt diese Leinwand, welche mit Deinen und meinen Händen gewebt ist, auf dem Bette Deines Mannes aus.

Hundertundvierundzwanzigstes Capitel.

Wie man den Weibern nicht trauen und keine Geheimnisse anvertrauen darf, da dieselben, wenn sie in Zorn gerathen, nichts verbergen.

Ein gewisser edler Ritter hatte einen König, von dem er sein Gut zum Lehn trug, schwer beleidigt, er schickte also einige andere Ritter zu ihm, daß sie sich für ihn in's Mittel schlagen sollten. Indessen erhielt er mit Mühe unter folgenden Bedingungen Gnade: er solle zum Hofe desselben halb zu Roß halb zu Fuß kommen, d. h. halb reitend halb zu Fuße gehend, und sollte mit sich den treusten Freund, den besten Lustigmacher und treulosesten Feind bringen. Der Ritter aber ward sehr traurig und überdachte bei sich, wie er das erfüllen könnte. Als er aber in einer Nacht einem Reisenden Herberge gewährt hatte, sprach er heimlich zu seiner Frau: ich weiß, daß der Fremde viel baares Geld bei sich hat, ich will, wenn Du damit einverstanden bist, ihn umbringen, und wir werden sein Geld erhalten. Jene aber sprach: der Plan ist gut. Wie nun aber Alle noch schliefen, da stand er in der Morgendämmerung auf, weckte den Fremden und hieß ihn seine Straße zu ziehen: er selbst aber schnitt eins seiner Kälber in Stücken und steckte es in einen Sack, dann weckte er seine Frau und gab ihr den Sack, damit sie denselben in einem Winkel des Hauses verstecken sollte, indem er ihr sagte: nur den Kopf und die Arme und Beine habe ich

in den Sack gesteckt, den Körper aber habe ich in unserem Stalle vergraben. Als er also zu ihr gesprochen hatte, zeigte er ihr etwas Geld, als wenn er es dem ermordeten Fremden genommen hätte. Wie nun aber der Tag da war, daß er sich seinem Herrn vorstellen sollte, nahm er auf seine rechte Seite seinen Hund, seinen kleinen Sohn in seine Arme und seine Frau zu seiner Linken und zog also nach dem Schlosse. Wie er aber in die Nähe der Burg seines Herrn kam, da legte er sein rechtes Bein über den Rücken seines Hundes, gerade als wenn er ritte, mit dem andern aber ging er auf der Erde, und zog also zu Fuß und zu Roß in die Burg seines Herrn. Wie aber der König dieses gewahr wurde, wunderte er sich mit denen, welche bei ihm standen. Der Richter aber sprach zu jenem: wo ist Dein getreuster Freund? Sogleich zog dieser sein Schwert aus der Scheide und brachte damit seinem Hunde eine schwere Wunde bei, und dieser lief mit Schmerzen und Geheul hinweg. Nachher rief ihn der Ritter zurück und der Hund kam wieder zu ihm, und er sagte: sehet, hier ist mein getreuster Freund. Hierauf sprach der König: Du sagst die Wahrheit, wo ist aber Dein Lustigmacher? Hierauf antwortete ihm der Ritter: siehe hier ist mein kleiner Sohn, er spielt vor mir und macht mir vieles Vergnügen. Hierauf sagte der König: wo ist nun Dein größter Feind? Sogleich gab der Ritter seiner Frau eine Ohrfeige und sprach: warum siehst Du meinen Herrn, den König so frech an? Jene antwortete aber sogleich: o Du verfluchter Mörder, warum schlägst Du mich, hast Du nicht in Deinem eigenen Hause einen erbärmlichen Todschlag ver-

übt und wegen einer geringen Geldsumme einen Fremden umgebracht? Da gab ihr der Ritter noch eine zweite Ohrfeige und sprach: schämst Du Dich nicht so Deinen eigenen Sohn hier zu beschimpfen? Gleich gerieth sie in volle Wuth und sprach: kommt mit, ich will Euch den Sack zeigen, in welchen er den Kopf und die Arme des getödteten Fremdlings gesteckt hat, und den Stall, wo er seinen Körper vergraben. Wie sie aber dort angelangt waren, um die Sache zu untersuchen, und die Frau den Ort angab, gruben sie sogleich nach, erstaunten aber, als sie das Kalbfleisch erblickten, und weil sie die List der Ritters erkannten, erhoben sie ihn mit verdienten Lobsprüchen. Dieser aber wurde nachher an seinen König durch das Band der Liebe als sein Vertrauter gefesselt.

Hundertundfünfundzwanzigstes Capitel.

Die Weiber verrathen nicht blos Geheimnisse, sondern lügen auch noch mehr dazu.

Es waren einst zwei Brüder, der eine ein Laie, der andere ein Kleriker. Nun hatte aber der Laie oft von seinem Bruder gehört, daß die Weiber nicht im Stande seyen, irgend Jemandes Geheimnisse zu verbergen, er gedachte also hierüber mit seiner herzliebsten Frau eine Probe zu machen und sprach eines Nachts zu ihr: meine Liebe, ich habe Dir ein Geheimniß mitzutheilen: wenn ich nur gewiß wäre, daß Du es Niemandem sagtest, weil, wenn Du anders thätest, es für mich eine unerträgliche Beschä-

mung geben würde. Jene aber entgegnete: Herr, fürchte nichts, ich bin mit Dir ein Leib, Dein Wohl ist mein Wohl und umgekehrt auch Dein Unglück. Er sprach hierauf: als ich auf die Seite ging, um ein natürliches Bedürfniß zu befriedigen, flog aus dem hinteren Theile meines Körpers ein schwarzer Rabe heraus, und das macht mir vielen Kummer. Sie aber sprach: Du mußt vielmehr froh seyn, daß Du von einem so großen Leiden erlöst bist. Am andern Morgen früh ging aber das Weib zum Hause des Nachbars und sprach zu der Hausfrau: o beste Frau, kann ich Dir etwas Geheimes mittheilen? Diese entgegnete: so sicher, als Deiner eigenen Seele. Hierauf sprach jene: meinem Manne ist ein wunderlicher Zufall begegnet, denn diese Nacht ging er auf die Seite, um ein natürliches Bedürfniß zu befriedigen, und siehe da zwei pechschwarze Raben flogen aus seinem Hintertheil heraus, und das macht mir viel Kummer. Jene erzählte nun einer Nachbarsfrau von dreien, die dritte von vieren und so fort, bis sich das Gerücht verbreitet hatte, es seyen vierzig Raben aus ihm herausgeflogen. Jener aber, über dieses Gerücht unruhig, berief das Volk zusammen und erzählte den Hergang der Sache, wie er die Frau habe versuchen wollen, ob sie ein Geheimniß bewahren könne. Nach diesem aber starb seine Frau und er ging in ein Kloster, wo er drei Buchstaben lernte, von denen der erste schwarz, der andere roth und der dritte weiß war: der erste aber bedeutete das Gedächtniß seiner Sünden, der andere die Erinnerung an das rothe Blut unseres Heilandes, welches er am Kreuze vergossen, und der dritte die Sehnsucht nach den himmlischen

Freuden und nach denen, welche dem Lamme Gottes, wohin es auch in seiner Weiße geht, folgen.

Hundertundsechsundzwanzigstes Capitel.

Ein spaßhaftes Exempel, wie man den Weibern nichts vertrauen soll, am Wenigsten bei Geheimnissen.

Macrobius erzählt, daß ein Römerknabe mit Namen Papirius einmal mit seinem Vater in den Senat der weisen Männer ging, wo aber befohlen ward, einen gewissen geheimen Beschluß bei Leibesstrafe zu bewahren. Wie nun der Knabe wieder nach Hause kam, fragte ihn seine Mutter, was das wäre, was die Consuln bei Leibesstrafe zu verbergen befohlen hätten. Der Knabe antwortete: Du darfst es auch nicht erfahren, denn es ist befohlen es zu verheimlichen. Wie das die Mutter hörte, begann sie mit Bitten, Versprechungen, Drohungen und Schlägen den Knaben zu veranlassen, ihr das Geheimniß zu enthüllen. Endlich sagte der Knabe, um seine Mutter zufrieden zu stellen und sein Geheimniß zu bewahren: der Beschluß handelt davon, ob es besser ist, daß ein Mann mehrere Frauen, oder eine Frau mehrere Männer ehelicht. Kaum hatte er das gesagt, als auch seine Mutter dieses Geheimniß den andern römischen Frauen mittheilte. Diese kamen nun am andern Tage in einem großen Haufen, ohne sich die Sache weiter zu überlegen, zu den Senatoren und baten, daß vielmehr eine Frau zwei Männer, als zwei Weiber einen

Mann nehmen dürften. Die Senatoren aber erstaunten und wunderten sich über die schamlose Tollheit des sonst so verschämten zweiten Geschlechts: was denn eine solche Verkehrtheit der Weiber zu bedeuten hätte, daß sie so ein wunderliches Verlangen und eine so unverschämte Forderung hervorbrächten. Wie das der Knabe Papirius merkte, sagte er den Senatoren, was geschehen war. Diese aber lobten den Knaben und setzten fest, er solle stets mit in der Rathsversammlung zugegen seyn.

Hundertundsiebenundzwanzigstes Capitel.

Von der Gerechtigkeit und Billigkeit Christi, des weisesten Richters, in seinen verborgenen Gerichten.

Es lebte einst ein bösgesinnter Raubritter, der einen treuen und in Allem sorgsamen Diener hatte. Wie er aber eines Tages mit eben diesem Diener durch einen Wald auf eine Messe zog, begab es sich, daß der Ritter dreißig Mark Silbers, ohne daß es sein Diener bemerkte, in diesem Walde verlor. Da er nun das Geld nicht fand, so fragte er seinen Diener, ob er es nicht gefunden habe: der aber leugnete es sogleich und fing an zu schwören, er wisse nichts davon, wie er denn auch die Wahrheit sagte. Da sich nun aber das Geld doch nicht wieder fand, so hieb er seinem Diener einen Fuß ab und ließ ihn liegen, und begab sich nach Hause. Nun wohnte aber nahe bei dieser Straße ein Einsiedler: wie der das Geschrei und

Weinen des Dieners hörte, lief er gleich zu ihm, hörte seine Beichte, und da er erkannte, daß er unschuldig sey, so sorgte er für ihn barmherzig, indem er ihn auf seinen Schultern in sein Hospitz trug. Hierauf begab er sich in sein Betstübchen und warf dem Herrn vor, wie er kein gerechter Richter sey, daß er zugelassen habe, wie ein unschuldiger Mann um sein Bein käme. Als er aber ziemlich lange gebetet und geweint und dem Herrn beinahe ein ungerechtes Urtheil zur Last gelegt hatte, kam ein Engel zu ihm und sprach: hast Du nicht in den Psalmen gelesen, Gott ist ein gerechter Richter, stark und geduldig? Jener aber entgegnete: das hab ich so und so oft gelesen und von ganzem Herzen geglaubt, allein ich habe mich hierin geirrt, oder jener Unglückliche, der seinen Fuß eingebüßt hat, hat mich unter dem Mantel der Beichte hintergangen. Da antwortete der Engel: rede nicht von Unbilligkeit wider den Herrn, denn Wahrheit ist auf allen seinen Wegen und Billigkeit in allen seinen Gerichten. Erinnere Dich, was Du öfters gelesen hast: die Gerichte des Herrn sind unergründlich. Wisse also, daß dieser Mensch seinen Fuß für eine alte Schuld verloren hat, denn vor langer Zeit hat er mit demselben Beine hinterlistig seine Mutter aus einem Wagen gestoßen, und für diese That nie eine gebührende Buße gethan. Jener Ritter aber wollte ein Streitroß kaufen, um zum Schaden seiner Seele noch mehr Schätze zusammen zu bringen, und darum hat er durch das gerechte Gericht Gottes sein Geld verloren. Ein getreuer, aber armer Mann, der mit seiner Frau und Kindern täglich zu Gott flehte, er möchte ihn in seiner

Noth beistehen, hat das Geld gefunden und es seinem Beichtiger eingehändigt, aber Niemanden auftreiben können, dem es gehörte: also hat er dem Armen einen Theil dieses Geldes zukommen lassen und um Gottes Willen den Rest an andere Arme gespendet. Lege also Deinem Munde einen Zaum an, damit Du fürder nicht mehr Gott anschuldigst, wie Du es gethan hast, denn er ist ein wahrhafter, starker und geduldiger Richter.

Hundertundachtundzwanzigstes Capitel.

Ueber Menschen, welche fremdes Eigenthum in Besitz haben, wird bei ihrem Ende ein schweres Gericht gehalten werden.

Einst herrschte Maximianus, in dessen Reiche zwei Ritter lebten: der eine von ihnen war gerecht und gottesfürchtig, der andere aber habsüchtig und reich, und suchte der Welt mehr zu gefallen denn Gott. Nun hatte aber der gerechte Ritter ein Gut, welches an das des Habsüchtigen grenzte und welches dieser durchaus zu besitzen trachtete. Darum begab er sich öfters zu dem gerechten Ritter und bot ihm Silber und Gold an, so viel er nur begehre, wenn er ihm diese Besitzung verkaufen wolle. Jener aber schlug es ihm fortwährend ab, und so mußte er mißvergnügt seine Straße ziehen, dachte aber bei sich nach, wie er ihn betrügen könne. Es begab sich aber, daß der Gerechte starb, und wie das der Habsüchtige hörte, ließ er

sich unter dem Namen des Verstorbenen eine Urkunde aufsetzen, nach welcher der Verstorbene während seiner Lebzeit ihm das Gut, welches er so sehr begehrte, für eine gewisse Geldsumme verkauft hatte. Hierauf dung er drei Leute für Geld, daß sie ihm dabei als Zeugen dienten. Mit diesen begab er sich zu dem Todten und fand das Siegel desselben in dem Gemache, wo derselbe lag: er ließ Alle, seine Zeugen ausgenommen, hinausgehen und steckte dann, in Gegenwart der Zeugen, das Siegel in die Hand des Todten und drückte dessen Daumen auf das Petschaft, so daß er mit dem Daumen der Leiche seine Urkunde untersiegelte, und sprach: sehet her und bezeuget mir das. Diese sprachen: wir sind Zeugen, und der Ritter nahm also das Gut als sein Eigenthum in Besitz. Da sprach der Sohn des Verstorbenen zu ihm: warum nimmst Du mein Gut in Besitz? Der aber antwortete: Dein Vater hat es mir verkauft. Darauf entgegnete jener: Du bist mehrmals zu meinem Vater gekommen und hast ihn für diese Besitzung Geld geboten, aber mein Vater hat sie niemals verkaufen wollen. Sie gingen also selbander zum Richter. Der Habsüchtige zeigte die mit dem Petschaft des Verstorbenen besiegelte Kaufsurkunde vor und stellte seine Zeugen, welche darüber ihr Zeugniß abgaben. Darnach sprach der Sohn des Verstorbenen zu ihm: ich weiß, daß das meines Vaters Siegel ist, aber ich weiß auch, daß er Dir das Gut niemals verkauft hat; wie Du aber zu dem Siegel gekommen bist, verstehe ich nicht, Du mußt also darüber ein Zeugniß abgeben. Nun ließ der Richter jene drei Leute von einander trennen und eben so auch den Ritter

von ihnen entfernen und den älteren derselben vor sich führen und fragte ihn, ob er das Vaterunser auswendig wisse, und ließ es ihm vom Anfang bis zu Ende hersagen, der aber konnte es gut. Er ließ jenen hierauf an einen abgesonderten Ort führen, den zweiten vor sich bringen und sprach zu ihm: mein Lieber, vor Dir war Dein Geselle hier, der mir die Wahrheit so gesagt hat, wie ein Paternoster. So Du mir also die Wahrheit, die ich von Dir wissen will, nicht sagen wirst, werde ich Dich an den Galgen hängen lassen. Der aber dachte bei sich: mein Geselle hat Alles erzählt, wie der Ritter den Daumen des Todten nahm und sein Petschaft und damit seine Urkunde besiegelt hat, wenn ich nicht die Wahrheit sage, bin ich ein Kind des Todes. Hierauf erzählte er Alles nach der Reihe, und wie das der Richter gehört hatte, ließ er ihn besonders einsperren und den Dritten vor sich führen und sprach zu ihm: mein Lieber, Dein erster Kamerad hat mir die Wahrheit hergesagt wie ein Vaterunser und eben so auch der zweite: darum sollst Du, so Du mir die Wahrheit verhehlen wirst, den schimpflichsten Tod sterben. Jener aber dachte bei sich: meine Gesellen haben alle Geheimnisse des Ritters erzählt, es dürfte wohl gut seyn die Wahrheit zu sagen. Hierauf berichtete er dem Richter Alles von Wort zu Wort, wie es geschehen war, und der Richter ließ auch ihn besonders einsperren. Hierauf berief er den Ritter vor sich, sah ihn mit grimmigen Blicken an und sprach: o Du Verfluchter, Deine Habsucht hat Dich verblendet: sage mir, auf welche Weise der verstorbene Ritter Dir das Gut, welches Du in Besitz hast, verkauft hat.

Der aber, welcher nichts von dem Geständniß seiner Zeugen wußte, gab vor, er habe es mit Recht im Besitz. Darauf sprach der Richter zu ihm: Vermaledeiter, Deine Zeugen haben wider Dich ausgesagt, daß Du nach dem Absterben jenes Mannes seinen Daumen und sein Siegel genommen und so Dein Papier besiegelt hast. Wie das der Ritter hörte, fiel er zur Erde nieder und flehte um Erbarmen, der Richter aber sprach: das Erbarmen, welches Du verdient hast, soll **Dir werden**, und er ließ die Zeugen an Pferdeschweifen nach dem Galgen schleifen und da aufhängen gleichwie den Ritter. Die Großen des Reichs aber priesen die Weisheit und das Gericht des Königs, daß er so klug die Wahrheit ergründet hätte: er aber gab Alles, was jener Ritter besaß, dem Sohne des Verstorbenen. Der aber dankte dem König und erhielt somit sein Erbtheil wieder.

Hundertundneunundzwanzigstes Capitel.

Von der Prüfung einer wahren Freundschaft.

Es besaß einst ein König nur einen einzigen Sohn, welchen er sehr lieb hatte. Dieser Sohn aber erhielt von seinem Vater die Erlaubniß sich in der Welt umzusehen um sich Freunde zu erwerben, trieb sich also sieben Jahre in der Fremde herum und kehrte nach Diesem zu seinem Vater zurück. Der Vater aber empfing ihn voller Freude und fragte ihn, wie viel er sich Freunde erworben hätte,

und der Sohn sprach: drei, den ersten Freund liebe ich mehr als mich selbst, den zweiten wie mich selbst und den dritten wenig oder gar nicht. Darauf sprach sein Vater zu ihm: es möchte gut seyn sie zu prüfen und zu versuchen, bevor Du ihrer bedarfst: schlachte ein Schwein, stecke es in einen Sack und gehe zur Nachtzeit in das Haus desjenigen Freundes, den Du mehr als Dich selbst liebst, und sage ihm, daß Du durch Zufall einen Menschen getödtet hast, und wenn dessen Körper gefunden wird, zum schimpflichsten Tode verurtheilt werden wirst: ich bitte Dich also, wie ich Dich immer mehr denn mich selbst geliebt habe, hilf mir in dieser großen Noth. Also geschah es denn auch, jener aber erwiderte: wie Du ihn getödtet hast, also ist es nothwendig, daß Du dafür büßest, und wenn der Leichnam gefunden wird, dürftest Du wohl an den Galgen gehängt werden. Indessen, weil ich Dein Freund gewesen bin, will ich mit Dir bis zum Galgen gehen, und wenn Du hingerichtet worden bist, Dir drei oder vier Ellen Tuch geben, um Deinen Leichnam darin einzuschlagen. Wie er das hörte, ging er zu seinem zweiten Freunde und prüfte ihn wie den ersten, der aber schlug es ihm ab, wie der erste und sprach: hältst Du mich für einen Thoren, daß ich mich einer solchen Gefahr aussetzen sollte? Indessen, weil Du mein Freund gewesen bist, will ich Dich bis an den Galgen begleiten und Dir unterwegs Trost einsprechen, so viel ich kann. Hierauf kam er zu seinem dritten Freunde und stellte ihn auf die Probe, indem er also sprach: ich schäme mich Dich anzusprechen, weil ich nie etwas für Dich gethan habe, allein ich habe zufällig einen Mann umge-

bracht und 2c. Jener aber antwortete: ich will das gern für Dich thun, will die Schuld auf mich nehmen und wenn es seyn muß, für Dich den Galgen besteigen. Also erfuhr er, daß dieser sein bester Freund gewesen war.

Hundertunddreißigstes Capitel.

Wie ein weiser Mann mehr ausrichtet als ein starker.

Es gab einst einen König, der einen armen Mann zu großem Reichthum gebracht und ihm ein Schloß zur Bewachung anvertraut hatte: als der aber also erhöht worden war, wurde er sehr übermüthig, schloß mit den Feinden des Königs einen Vertrag und öffnete ihnen als Verräther die Burg. Der König aber ward sehr betrübt und hielt einen Rath, wie er seine Burg wieder bekommen könnte. Es wurde ihn aber gesagt, daß er das Schloß nicht wieder einnehmen könne, wenn er nicht Dreierlei hätte, Tapferkeit, Weisheit und Liebe verbunden mit Reichthum. Nun waren aber in seinem Reiche drei Ritter, von denen der eine tapferer war als die andern, der zweite weiser, der dritte aber den König sehr lieb hatte. Diese drei Ritter wurden aber mit Truppen abgeschickt das Schloß zu berennen. Der erste tapfere Ritter rückte mit einem großen Heere durch einen Wald, in welchem die Feinde des Königs waren, und fing an mannhaft gegen sie zu fechten, allein plötzlich flog ein Pfeil aus einem Wurfgeschütz, traf ihn in die Weichen, und so starb er. Nach ihm

kam der kluge Ritter in den Wald und fing an das Recht anzuführen, indem er sie auf diese Weise veranlassen wollte, das Schloß zurück zu geben, allein indessen kam ein Pfeil, traf ihn zwischen der Lunge und dem Magen, und so starb auch er. Wie das der dritte Ritter sah, zog auch er in den Wald und begann freundliche Reden vorzubringen und höflich zu sprechen, so daß sie ihn gern anhörten und durchziehen ließen. Indessen richtete er so viel bei ihnen aus, daß er die Erlaubniß zum Eintritt in die Burg erlangte, und sie vertrugen sich so mit einander, daß Alle herauszogen und im Lager mit ihm einen Bund machten. Also gewann er das Schloß nach einem Vertrage und pflanzte sein Fähnlein auf der Thurmspitze auf, und der König, wie er gehört hatte, daß er auf so kluge Weise sein Schloß gewonnen hätte, beförderte ihn zu großen Reichthümern.

Hundertundeinunddreißigstes Capitel.

Von den Reichen, denen gegeben, und den Armen, denen auch das, was sie haben, genommen wird, wofür sie aber Gott in Ewigkeit belohnt um des himmlischen Vaterlands Willen.

Einst ließ ein König öffentlich ausrufen: es sollten Alle ohne Ansehn der Person zu ihm kommen und Alles erhalten, um was sie bitten würden. Die Edeln und Reichen aber baten um ein Herzogthum oder eine Grafschaft,

Andere um eine Kriegsoberstenstelle, Einige um Silber und Gold, und erhielten es. Dann kamen Arme und Einfältige zu dem Könige und baten ihn: der König aber sprach zu ihnen: Ihr seyd zu spät gekommen, denn die Edeln und Fürsten sind vor Euch hier gewesen, und ich habe ihnen Alles, was ich hatte, gegeben. Da wurden sie gar traurig über diese Antwort und der König ward vom Mitleid bewegt und sprach: Ihr Lieben, ihnen habe ich nur zeitliche Güter gegeben, allein die Herrschaft habe ich zurückbehalten, weil sie Niemand begehrt hat: die will ich Euch geben, auf daß Ihr Herren und Richter seyd. Wie das die Richter hörten, wurden sie traurig und kamen zum König also redend: Herr wir sind ganz bestürzt, daß Du arme Leute und Knechte von uns zu Richtern und zu unsern Herrn bestellt hast, es ist besser, daß wir sterben, als daß wir in eine solche Knechtschaft kommen. Da sprach der König: meine Lieben, ich thue Euch kein Unrecht, um und was Ihr gebeten habt, das habe ich Euch Alles gegeben, so daß ich für mich nichts als die Herrschaft behielt, die ich ihnen hiermit gegeben habe. Euch aber gebe ich den Rath, daß wer von Euch genug zu leben hat, jeder von Euch einen Theil seines Reichthums den Armen geben mag, wodurch sie anständig leben können, und ich will die Herrschaft wieder von ihnen nehmen und sie sollen bei mir bleiben: und also werdet Ihr von einer großen Knechtschaft erlöst werden: und also geschah es.

Hundertundzweiunddreißigstes Capitel.

Von den Menschen, welche die Guten durch ihr schlechtes Leben vergiften.

Es gab einst eine Stadt, in welcher vier in der Arzneikunde wohl erfahrene Physiker lebten, der jüngere übertraf die andern drei so weit an Wissen, daß er alle Kranken, die zu ihm kamen, heilte: hierüber wurden die übrigen von Neid bewegt und sprachen unter sich: wie können wir ihn verderben? sehet, alle Welt läuft zu ihm und wegen ihm können wir nichts mehr gewinnen. Da sprach einer von den dreien: er besucht drei Meilen von hier jede Woche einen Herzog, und am morgenden Tage wird er sich zu ihm begeben: ich will mich außerhalb der Stadt an dem ersten Meilensteine aufstellen, Du am zweiten und der Andere am dritten, wenn er nun die erste Meile gemacht hat, will ich ihm in den Weg treten und mich mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnen, und ein jeder von Euch wird dasselbe thun: er aber wird nach der Ursache dieser Bekreuzung fragen und wir wollen sagen: Du bist aussätzig geworden, und aus Furcht bekommt man den Aussatz, denn Hippokrates sagt: ein Mensch, der sich vor dem Aussatz fürchtet, holt sich ihn. Und wenn er den Aussatz hat, wird Niemand mehr zu ihm gehen: und also geschah es auch.

Hundertundzweiunddreißigstes Capitel.

Von der Seelen Freundschaft.

Es gab einst einen König, der hatte zwei Jagdhunde, die, so lange sie zusammengekuppelt und an einander gefesselt waren, einander lieb hatten, sobald sie aber los gemacht waren, da wollte einer den andern fressen. Wie der König dieses gewahr wurde, that es ihm sehr leid, weil, wenn er mit ihnen spielen und jagen wollte, sie los gemacht mit einander kämpften und auf das Jagdspiel nicht Acht hatten. Der König suchte nun einen Rath dafür, und es wurde ihm gesagt, er müsse einen starken und grimmigen Wolf holen lassen und einer von den Hunden los gelassen werden, um gegen denselben zu kämpfen, und wenn nun dieser Hund beinahe schon besiegt wäre, dann solle er auch den andern Hund gegen ihn loslassen, der erste Hund werde dann, wenn er sähe, daß ihm der andere zu Hülfe käme, nach diesem den andern Hund lieb haben. Dieses geschah denn auch, und wie der Wolf gleichsam schon Sieger war und der erste Hund bereits unterlag, vertheidigte ihn der andere und tödtete den Wolf. Von dieser Zeit an liebten sich Beide gegenseitig sowohl zusammengekuppelt als losgelassen.

Hundertundvierunddreißigstes Capitel.

Von dem unschuldigen Tode Christi.

Seneca erzählt uns, daß einst ein Gesetz existirte, daß jeder Krieger in seinen Waffen begraben werden solle und daß ein Jeder, der hierüber einen Todten seiner Rüstung berauben würde, des Todes sterben müsse. Nun begab sich aber der Fall, daß eine gewisse Stadt von einem tyrannischen König berennt wurde und dieser rings um die Stadt einen Hinterhalt legte und unzähliges Volk tödtete, so daß die Bürger in Gefahr waren die Stadt zu verlieren und große Furcht hatten, daß sie nicht mehr widerstehen könnten. Während sie aber noch in derselben Noth waren, kam ein tapferer, edler und wackerer Ritter in die Stadt und hatte großes Mitleid mit den Bürgern, diese aber traten ihn an und sprachen: Herr hilf uns. Jener aber entgegnete: Ihr Lieben, aus dieser Gefahr könnet Ihr nur durch eine starke Faust erlöst werden: ich aber, wie Ihr seht, bin unbewaffnet, kann darum auch nicht kämpfen. Einer aber von den Bürgern sprach: Herr, vor wenig Tagen ist in diesem Grabe ein Ritter in einer kostbaren Rüstung bestattet worden: nimm seine Waffen und erlöse unsere Stadt von ihren Feinden. Der Ritter nahm also dem Todten seine Waffenstücke, kämpfte gegen die Feinde und errang den Sieg, und als er so die Stadt befreit hatte, legte er die genommenen Waffen wieder an ihre Stelle. Seine Nebenbuhler aber von Neid bewegt, daß er einen

so rühmlichen Streit ausgefochten hatte, verklagten ihn bei dem Richter, wie er gegen das Gesetz gethan habe, weil er einen Todten seiner Waffen beraubt hätte. Jener antwortete aber: Herr von zwei Uebeln muß man das größere vermeiden, und so hätte ich die Stadt nicht vertheidigen können, wenn ich nicht jene Waffen gehabt hätte. Darum habe ich sie genommen, aber auch wieder an ihren Ort gelegt. Ein Dieb und ein Räuber aber plündert in der Absicht, nichts zurück zu geben, ich aber habe wegen des gemeinen Bestens jene Waffen genommen und wieder zurück gegeben: also sollte ich eher belohnt als bestraft werden. Ebenso wenn in einer Stadt ein Haus brennt, ist es nicht besser, daß das Haus ohne Verzug ganz niedergerissen wird, bevor die andern Häuser Feuer fangen und die ganze Stadt zerstört wird? Gerade so ist es in dem vorliegenden Falle: ist es nicht besser, daß ich die Waffen nahm und Alle rettete, als daß ich sie nicht nahm und sie nicht vertheidigte? hätte ich sie aber nicht genommen, wäret Ihr Alle getödtet worden. Seine Nebenbuhler aber sprachen: er ist des Todes schuldig: und der Richter fällte auf ihre Bitten gegen ihn das Urtheil, er solle getödtet werden, und also geschah es. Ueber den Tod dieses Mannes aber erhob sich in der Stadt ein großes Wehklagen.

Hundertundfünfunddreißigstes Capitel.

Von unserem Gewissen.

Augustinus erzählt in seinem Buche vom Gottesreiche, daß Lucretia eine römische Edeldame war, welche dem Calatinus zum Gemahl hatte. Als nun einmal jener Calatinus den Sohn des Kaisers Tarquinius mit Namen Sextus auf sein Schloß geladen hatte, ward Sextus sogleich von Liebe zu der reizenden Lucretia ergriffen. Er sah sich also eine passende Zeit ab, wo der Kaiser und Calatinus einmal sich aus Rom entfernt hatten, kehrte nach dem genannten Schlosse zurück und übernachtete da: in selbiger Nacht aber drang er wie ein Feind, nicht wie ein Gastfreund, heimlich in das Schlafzimmer der Lucretia, faßte mit der Linken ihre Brust, mit der Rechten aber hielt er ein Schwert, gab sich so zu erkennen und sprach: ich bin Sextus, sey mir zu Willen oder stirb. Sie aber wollte durchaus nicht einwilligen, also sprach Sextus: wenn Du mir nicht zu Willen bist, werde ich einen getödteten Sclaven nackt an Deinen zuvor ermordeten nackten Leib binden, damit das Gerücht in der ganzen Welt herumläuft, wie Lucretia mit einem Sclaven in ihrem Schlafzimmer umgebracht worden ist. Sie aber, welche einen solchen Schimpf fürchtete, gab ihre Einwilligung, und Sextus entfernte sich, als er seine Lust gebüßt hatte. Sie aber war sehr betrübt, berief durch Briefe ihren Vater und ihren Mann und ihre Brüder, den Kaiser und seinen Enkel und die

Proconsuln zu sich, und als sie alle versammelt waren, sprach sie also zu ihnen: Sextus ist statt als Gastfreund als Feind in mein Haus gekommen: erfahre hiermit, o Calatinus, daß die Kleidung eines fremden Mannes in Deinem Bette gewesen ist: obgleich aber mein Leib beschimpft wurde, so ist meine Seele unschuldig, sprich mich frei von dem Verbrechen, von der Strafe aber will ich nicht frei seyn. Alsbald durchbohrte sie sich mit eigener Hand mit einem unter ihrem Gewande verborgenen Schwerte, worauf ihre Freunde das Schwert nahmen und bei dem Blute der Lucretia schworen, das ganze Geschlecht des Tarquinius aus Rom zu vertreiben und auszurotten, was sie auch thaten. Den Sextus aber, den Urheber des Verbrechens, tödteten sie auf eine erbärmliche Weise.

Hundertundsechsunddreißigstes Capitel.

Wie der Seelenhirt wachsam seyn muß.

Ein gewisser Dieb kam zur Nachtzeit an das Haus eines Reichen, stieg auf das Dach und begann sich durch eine Luke umzusehen, ob noch Jemand von der Familie des reichen Mannes wach sey. Wie das der Hauswirth gewahr wurde, sprach er heimlich zu seiner Frau: frage mich mit lauter Stimme, wie ich die Güter erworben habe, welche wir besitzen, und höre nicht auf mich darnach zu befragen, bis ich Dir es endlich sagen werde. Darauf sprach sein Weib: o lieber Eheherr, da Du niemals ein Kaufmann gewesen bist, so sage mir doch, wie Du das

große Vermögen, welches Du besitzest, zusammen gebracht hast. Jener aber antwortete ihr: frage mich nicht solche dumme Sachen. Sie aber hörte nicht auf ihn mehr und mehr darum zu fragen, bis endlich der Mann gleichsam durch ihre Bitten gezwungen sprach: verrathe nicht was ich Dir sage, und ich will Dir die Wahrheit entdecken. Jene aber sprach: das sey ferne von mir. Er aber sagte: ich war ein Dieb und habe durch nächtliches Stehlen Alles, was ich besitze, zusammengebracht. Hierauf sprach das Weib zu ihm: ich wundere mich also, daß man Dich niemals ergriffen hat. Worauf ihr jener antwortete: der, welcher mein Lehrer war, hat mich ein Wort gelehret, welches ich sieben Mal sprach, wenn ich auf die Dächer der Leute stieg. Die Frau sprach aber: ich bitte Dich, sage mir das Wort, durch dessen Kraft Du ohne Gefahr hast stehlen können. Jener aber versetzte: ich will es Dir sagen, allein Du darfst es Niemandem sagen, damit Andere nicht vielleicht auch unsere Habe wegschleppen können. Jene aber entgegnete: nie werde ich das thun. Er aber sprach: die Worte heißen: **Fallax, Fallax** (Betrüger, Betrüger). Als er so gesprochen hatte, schlief das Weib ein, der Mann aber stellte sich als wenn er schliefe, und schnarchte. Der Dieb aber, wie er das gehört hatte, freute sich und nachdem er einen Strahl des Mondes abgewartet und siebenmal seinen Spruch hergesagt hatte, ließ er Hände und Füße los und fiel mit großem Gepolter durch eine Fensteröffnung in das Haus: brach Arm und Bein und lag elendiglich halb todt am Boden. Der Hausherr aber fragte, wie er den Lärm gehört hatte, als wisse er nicht, wer herabgefallen sey. Je-

ner aber antwortete: betrügerische Worte haben mich getäuscht, der Hausherr aber faßte ihn und ließ ihn am nächsten Morgen an den Galgen hängen.

Hundertundsiebenunddreißigstes Capitel.

Von der natürlichen Gütigkeit und der Barmherzigkeit Christi, mit der er sich der sich bekehrenden Seele erbarmt, und wie Christus die zu sich nimmt, welche die Welt verstößt.

Eusebius erzählt in seiner Chronica von einem gewissen Kaiser, der das römische Volk mit der größten Billigkeit regierte und Keinen verschonte, sondern für gleiche Schuld gleiche Strafe sowohl Reichen als Armen zutheilte. Darum beraubten ihn die römischen Senatoren der Regierung und nöthigten ihn wie ein armer Mann flüchtig zu werden. Er aber begab sich sogleich zum Constantinus und machte mit ihm einen Bund und benahm sich so wacker und klug, daß er nach ihm zum Kaiser gewählt wurde. Hierauf versammelte er ein Heer und belagerte Rom: und da die Römer nicht entrinnen konnten, ohne von ihm gefangen zu werden, schickten sie zuerst ihre alten Männer, dann ihre Jünglinge und drittens ihre Weiber an ihn, welche sich mit bloßen Füßen vor ihm niederwarfen und um Vergebung flehten, die sie nicht erhalten konnten. Endlich sendeten sie auch noch seine beiden Eltern, welche er in dieser Stadt hatte, an ihn, und seine

Mutter zeigte ihm ihre Brüste, womit sie ihn gesäugt hatte. Wie das der Kaiser sah, ward er von seiner angebornen Liebe gerührt, verzieh ihnen alle Beleidigungen, zog in die Stadt und ward mit allen Ehren empfangen.

Hundertundachtunddreißigstes Capitel.

Von denen, welche wir an Strenge nicht übertreffen können, aber durch Gütigkeit überwinden.

Es war einst ein König, Namens Medro, der nur einen einzigen Sohn zu seinem Erben hatte: dieser Sohn aber verließ seinen Vater, weshalb ihn der Vater verbannte, indem er ihn von der Erbfolge ausschloß. Hierauf floh der Sohn zu dem persischen Könige, dem Feinde und Nebenbuhler seines Vaters, und erzählte ihm, wie er es mit ihm bis zum Tode halten wolle und jeder Zeit bereit sey, gegen seinen eigenen Vater zu kämpfen. Endlich entstand ein Krieg zwischen den genannten Königen, die zusammen kämpften. Nun begab es sich aber, daß der König Medro schwer verwundet wurde, so daß sich Ströme Bluts von ihm ergossen: wie das sein Sohn gewahr wurde, eilte er sogleich zu seinem Vater und kämpfte für ihn gegen seinen Herrn, den persischen König, und besiegte ihn. Hierauf schickte ihn sein Herr weg, weil er seinen Vertrag nicht gehalten hatte, und dieser kehrte zu seinem Vater zurück und bat ihn auf demüthige Weise um Vergebung

und erlangte sie. Also ward der Friede zwischen ihnen wieder hergestellt und ihm sein Erbtheil wieder gegeben.

Hundertundneununddreißigstes Capitel.

Von den Wunden der Seele.

Einst regierte der große Alexander und eroberte sich die Weltherrschaft; es begab sich aber einstmals, daß er ein großes Heer zusammen brachte und eine Stadt einschloß, wobei er aber mehrere Krieger und andere Leute, ohne daß sie Wunden bekommen hätten, einbüßte. Da er sich darüber nun gar sehr verwunderte, berief er seine Weltweisen vor sich und sprach zu ihnen: o Ihr Meister, wie geht das zu, daß meine Krieger so plötzlich ohne verwundet zu seyn sterben. Hierauf sprachen jene: das ist weiter kein Wunder, denn ein Basilisk steht auf der Stadtmauer, durch dessen Blick die Soldaten vergiftet werden und sterben. Alexander aber sprach: was giebt es für ein Mittel gegen diesen Basilisken? Sie aber sprachen: man stelle einen hohen Spiegel zwischen dem Heere und der Mauer auf, wo sich der Basilisk befindet, denn wenn er in den Spiegel sieht, wird der Reflex desselben und sein Blick ihn selbst treffen, und also wird er des Todes seyn: und so geschah es.

Hundertundvierzigstes Capitel.

Von der Gerechtigkeit und Billigkeit, die man im gegenwärtigen und zukünftigen Leben oft finden muß.

Einst lebte ein König Heraclius, der unter andern Tugenden, die er besaß, auch sehr gerecht war und weder durch Bitten noch durch Geschenke sich bewegen ließ, die Gerechtigkeit nicht an jedem Ort und jeder Zeit zu üben. Nun begab es sich aber einmal, daß einige Leute bei ihm einen Ritter wegen der Ermordung eines andern Ritters verklagten, und zwar auf folgende Weise: Beide zogen zu einem Kriege aus, und es war nicht zum Kampfe gekommen: gleichwohl ist der eine Ritter ohne den andern zurückgekommen und deshalb sagen wir, daß er den andern unterwegs erschlagen hat. Wie das der König hörte, fällte er das Urtheil, der Ritter solle zum Tode geführt werden. Wie man ihn aber fortschleppte, sah man den andern Ritter kommen, wegen welchem jener zum Tode verurtheilt worden war, und zwar durchaus nicht verletzt, weshalb sie Beide wieder vor den Richter führten. Der Richter aber sprach zornig zu dem ersten Ritter: ich befehle, daß Du getödtet wirst, weil Du bereits verurtheilt warst: und zu dem zweiten sagte er dasselbe, weil er die Ursache des Todes von jenem sey, und zu dem dritten sprach er: auch Du mußt sterben, weil Du geschickt wurdest den Ritter zu tödten und es nicht gethan hast.

Gesta Romanorum,

das älteste

Mährchen- und Legendenbuch

des

christlichen Mittelalters

zum ersten Male vollständig aus dem Lateinischen in's Deutsche übertragen, aus gedruckten und ungedruckten Quellen vermehrt, mit Anmerkungen und einer Abhandlung über den wahren Verfasser und die bisherigen Ausgaben und Uebersetzungen desselben versehen

von

Dr. Johann Georg Theodor Gräße.

Zweite Hälfte,

die letzten 41 Geschichten des lateinischen Textes und 47 theils gedruckte theils ungedruckte der deutschen und englischen Redaction enthaltend.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung
1842.

Hundertundeinundvierzigstes Capitel.

Wie man klugen Rath immer anhören, andern aber verwerfen muß.

Einst lebte ein König Fulgentius, in dessen Reiche ein gewisser Ritter Namens Zedechias sich befand, der eine schöne Frau nahm, die aber nicht sehr klug war. Es wohnte aber in seinem Hause in einem Gemache eine Schlange. Der Ritter aber besuchte Turniere und Lanzenrennen so lange, bis er in die äußerste Dürftigkeit gerieth: nunmehro aber weinte er bitterlich und lief wie verzweifelt bald hier bald dort hin, indem er nicht wußte, was er anfangen sollte. Wie aber die Schlange seinen Schmerz gewahr wurde, da bekam sie das Vermögen zu reden, wie einst die Eselin Bileams, und sprach: warum weinest Du? thue nach meinem Rath und Du wirst es nachher nicht bereuen: gieb mir jeden Tag süße Milch und ich will Dich reich machen. Wie das der Ritter hörte, freute er sich sehr und versprach dieses getreulich erfüllen zu wollen. Alsbald ward er in kurzer Zeit sehr reich und bekam schöne Kinder und großen Reichthum. Nun begab es sich aber eines Tages, daß seine Frau zu ihm, ihrem Manne sprach: Herr ich glaube, daß jene Schlange in dem Gemach, worin sie liegt, viele Güter besitzt: ich rathe sie zu tödten und wir werden ihre Schätze bekommen. Er aber brachte auf Antrieb seiner Frau einen Hammer herzugeschleppt, um die Schlange bei ihrem Milch-

topfe zu erschlagen. Wie nun die Schlange den Milchtopf sah, steckte sie ihren Kopf aus einem Loche des Gemaches heraus, um nach ihrer Gewohnheit die Milch zu lecken. Als aber der Ritter dieses bemerkte, hob er den Hammer auf und wollte damit die Schlange erschlagen, allein diese sah es auf einmal, zog den Kopf zurück und der Hieb traf den Milchtopf. Sogleich nachher verlor der Ritter Alles, was er besessen hatte und seine Frau sprach zu ihm: o weh, ich habe Dir einen schlimmen Rath gegeben, gehe also zu dem Loche der Schlange und demüthige Dich in Allem vor ihr, ob Du nicht vielleicht bei ihr Gnade finden kannst. Der Ritter machte sich also nach dem Gemache der Schlange auf und weinte bitterlich und bat sie um Gnade, damit er durch sie, wie früher, reich werden könne. Die Schlange aber sprach zu ihm: jetzt sehe ich, wie dumm Du bist und daß Du auch dumm bleiben wirst, denn es ist unmöglich, daß nicht jener Hammerschlag mir öfters in's Gedächtniß kommt, und es Dir einfällt, wie ich Deine Kinder getödtet und Deinen Reichthum genommen habe: darum kann kein wahrhafter Friede zwischen uns bestehen. Hierüber ward der Ritter sehr traurig und sprach: ich verspreche Dir auf mein Wort, daß ich nie Etwas gegen Dich verüben will, wenn ich nur Deine Gunst wieder erhalten kann. Hierauf antwortete ihm die Schlange: mein Lieber, die Natur der Schlange ist Verschlagenheit und meine Worte voll von Gift müssen Dir genug seyn, denn eben fällt mir der Schlag mit dem Hammer und Deine Nichtswürdigkeit ein, packe Dich weg, damit Dir nicht noch ein größeres Unglück zu Theil wird. Der Ritter aber entfernte

sich mit großen Schmerzen von ihr und sprach zu seiner Frau: weh mir, daß ich Deinen Rath ausgeführt habe. Und also brachten sie nunmehr ihr Leben beständig in Dürftigkeit hin.

Hundertundzweiundvierzigstes Capitel.

Von den Schlingen des Teufels, mit denen er uns zu umgarnen sucht.

Es gab einst einen sehr mächtigen König, der einen Forst anlegte und ihn mit einer Mauer umgab und mancherlei Arten von Thieren in denselben setzte, an denen er sich gar sehr ergötzte. Es gab aber zu derselbigen Zeit einen Mann, der als Verräther erfunden ward und so wegen seiner Schandthat aller seiner Habe beraubt wurde. Er wurde aber aus seinem Lande vertrieben und versah sich mit vier Hundearten und vielen Netzen, um die Thiere aus dem königlichen Forste zu fangen und zu vernichten. Die Namen dieser Hunde aber waren: Richer, Emuleyn, Hanegiff, Bandyn, Crismel, Egofin, Beamis und Renelin. Durch diese Hunde und seine Netze tödtete er aber alles Wild des Königs. Wie aber der König dieses hörte, ward er sehr traurig, rief seinen Sohn zu sich und sprach: Liebster Sohn, waffne Dich und ziehe mit einem Heere hinab, diesen Verräther zu tödten oder aus meinem Reiche zu treiben. Jener aber antwortete: Vater ich bin bereit: wie ich aber von Mehreren gehört habe, ist jener so mächtig, daß ich mich auf einige Zeit bei einem Mägdlein ver-

bergen muß, die an Weisheit alle andern Leute übertrifft: mit der will ich mich besprechen und dann zum Kampfe rüsten. Der Vater aber sprach zu ihm: gehe zum Schlosse Varioch und Du wirst da ein Mägdlein finden, die für sehr klug gilt: und wenn Du im Stande bist durch sie unsere Widersacher zu bekämpfen, will ich sie zu großen Ehren erheben. Wie das der Sohn hörte, waffnete er sich und zog, ohne daß Jemand darum wußte, in das Schloß dieses Mägdleins, welche ihn voller Freude empfing und bei der er eine Zeit lang blieb. Hierauf begab er sich aus dem Schlosse und griff am achten Tage nachher den Feind seines Vaters mit Macht an. Endlich aber besiegte er ihn und hieb ihm den Kopf ab. Nachher kehrte er siegreich zu seinem Vater zurück und dieser machte ihn zum König.

Hundertunddreiundvierzigstes Capitel.

Von der Furcht vor dem jüngsten Gericht.

Es gab einst einen König, der das Gesetz festsetzte, daß wenn Jemand plötzlich des Todes sterben müßte, man früh vor Sonnenaufgang vor seinem Hause mit Trompeten blasen, er sich dann sogleich schwarze Kleider anziehen und zum Gericht kommen solle. Dieser König stellte nun ein großes Gastmahl an und ließ alle Fürsten seines Reiches dazu einladen und diese kamen auch alle. Bei diesem Gastmahle fanden sich nun auch alle mögliche Musiker ein, welche durch ihre süßen Melodieen den Gästen viel Vergnügen machten. Der König zeigte aber keine Hei-

terkeit oder irgend ein Zeichen von Vergnügen, sondern machte ein trauriges Gesicht und stieß Seufzer und Wehklagen aus. Wie das die Gäste, sahen wunderten sie sich, wagten aber nicht ihn um die Ursache seiner Traurigkeit zu fragen, sondern sagten zu dem Bruder des Königs, er möge doch dem Grunde dieser Betrübniß nachforschen; dieser that es auch und sagte, daß sich alle Gäste über seine so große Bekümmerniß verwunderten und er sie gern erfahren möchte. Der König aber sprach: gehe in Deine Wohnung und Du sollst am morgenden Tage meine Antwort hören, und also geschah es. Der König aber befahl den Trompetenbläsern, sie sollten am folgenden Morgen vor seines Bruders Haus kommen, mit Trompeten blasen und ihn dem Gesetze gemäß vor ihn führen; was sie auch thaten. Als nun der Bruder des Königs früh Morgens Trompeten vor seinem Hause hörte, da bewegten sich alle seine Eingeweide, er stand auf, zog schwarze Kleider an und begab sich zum König. Der aber ließ eine tiefe Grube aufwerfen und über die Grube einen gebrechlichen Stuhl mit vier schadhaften Beinen stellen, seinem Bruder die Kleider ausziehen und ihn auf den Stuhl setzen. Wie er aber auf den Stuhl gesetzt worden war, befahl er, man solle ein scharfes Schwert an einem seidenen Faden über seinem Kopfe aufhängen. Hierauf befahl er vier Männern mit scharfen Schwertern, einer von vorn, der andere von hinten, der dritte von der rechten und der vierte von der linken Seite zu ihm zu treten, und als sie sich aufgestellt hatten, sagte der König zu ihnen: wenn ich es Euch heißen werde, stoßt Ihr bei Leibesstrafe Euere Schwerter in

ihn hinein. Hierauf ließ er Trompeten und alle Arten Instrumente bringen und vor seinem Bruder eine Tafel decken und mit verschiedenen Speisen besetzen und sprach: o mein liebster Bruder, weshalb bist Du so traurig und warum hast Du solche Kümmerniß in Deinem Herzen? Siehe hier die köstlichsten Gerichte, hier die lieblichsten Melodieen: warum bist Du nicht vergnügt und freuest Dich? Jener aber antwortete: wie kann ich froh seyn, wenn ich zum Zeichen, daß ich sterben soll, heute früh den Schall der Trompete vor meinem Hause vernommen habe und jetzt auf einen wandelbaren und zerbrechlichen Stuhl gesetzt worden bin. Wenn ich mich unbedachtsam rühre, bricht derselbe und ich falle in die Grube, aus der ich nicht wieder heraus kann. Wenn ich meinen Kopf aufrichte, wird mich das über meinem Kopf aufgehangene Schwert bis auf's Gehirn durchbohren, und vier Henker stehen um mich herum und sind bereit auf ein einziges Wort von Euch mich mit ihren Schwertern nieder zu stoßen. Wenn ich das bedenke, könnte ich mich, auch wenn ich der Herr der ganzen Welt wäre, doch nicht freuen. Darauf sprach der König zu ihm: nunmehro antworte ich Dir auf Deine Frage von gestern, warum ich nicht vergnügt sey. Ich bin wie Du auf einen wandelbaren, zerbrechlichen Stuhl gesetzt, weil ich mich in einem gebrechlichen Leibe mit vier wandelbaren Beinen, nehmlich den vier Elementen, befinde. Unter mir ist die Höllengrube, über meinem Haupte hängt ein spitziges Schwert, nehmlich Gottes Gericht, welches bereit ist meine Seele vom Körper zu scheiden, vor mir ist ein scharfes Schwert, nehmlich der Tod, der Niemanden

verschont und unverhofft kommen kann, wo und wann, weiß ich nicht. Hinter mir ist ein zweites Schwert bereit mich zu durchbohren, nehmlich meine Sünden, die ich in dieser Zeitlichkeit begangen habe, stehen bereit mich vor dem Richterstuhle Gottes zu verklagen. Das Schwert an meiner rechten Seite ist der Teufel, der herumgeht und sucht, wen er verzehre, aber immer bereit ist meine Seele zu erhaschen und sie zur Hölle zu führen. Das Schwert an meiner linken Seite aber sind die Würmer, welche mein Fleisch nach meinem Tode fressen werden. Wenn ich, mein liebster Bruder, Alles das bedenke, werde ich nimmermehr froh seyn können; wenn Du aber Dich heute so sehr vor mir, der ich doch nur ein sterblicher Mensch bin, gefürchtet hast, muß ich also um Vieles mehr meinen Schöpfer und Erlöser, unsern Herrn Jesus Christus fürchten. Gehe also hin, mein lieber Bruder, und wolle künftig nicht mehr solche Fragen an mich richten. Der aber sprang auf und dankte seinem Bruder, dem König, für die Erhaltung seines Lebens, indem er ihm die feste Verheißung gab, er wolle fortan seinen Lebenswandel bessern. Alle aber, welche zugegen waren und das hörten, lobten die Antwort des Königs.

Hundertundvierundvierzigstes Capitel.

Von dem jetzigen Zustande der Welt.

Man liest von einem gewissen König, daß sein Reich in eine plötzliche Umwälzung gerieth, daß sich das Gute

in Schlechtes, die Wahrheit in Falschheit, die Stärke in Ohnmacht und das Recht in Unrecht verkehrte. Als nun der König sich über diese Veränderung verwunderte, fragte er vier sehr weise Philosophen um den Grund derselben, und diese Philosophen begaben sich nach einer weisen Berathschlagung zu den vier Thoren der Stadt, und jeder von ihnen schrieb drei Ursachen daselbst an. Der erste schrieb: Macht ist hier Recht, daher hat das Land kein Gesetz; Tag ist Nacht, darum hat das Land keine Straße; Flucht ist der Kampf, darum ist keine Ehre im Lande. Der zweite schrieb: Eins ist zwei, darum ist das Land ohne Wahrheit; Freund ist Feind, deshalb fehlt dem Reiche die Treue; Schlecht ist gut, darum gebricht es dem Lande an Frömmigkeit. Der dritte schrieb: die Vernunft hat Zügellosigkeit bei sich, darum hat das Reich keinen Namen mehr; ein Dieb ist ihm vorgesetzt, darum ist das Land ohne Geld; die Schnecke will ein Adler seyn, darum ist keine Vorsicht in unserem Vaterlande. Der vierte schrieb: der Wille ist unser Rathgeber, darum ist das Land schlecht berathen; der Heller fällt das Urtheil, darum wird das Land schlecht regiert; Gott ist todt, deshalb ist das ganze Land mit Sündern angefüllt.

Hundertundfünfundvierzigstes Capitel.

Von dem Wege zum Heile, welchen uns unser Herrgott durch seinen Sohn geöffnet hat.

Albertus erzählt, es habe zu des Philippus Zeit eine Straße gegeben, welche zwischen zwei Bergen in Armenien durchführte und lange von Niemandem betreten worden war: nachher aber begab es sich, daß dieselbe Niemand mehr passiren konnte, wenn er nicht durch die verpestete Luft sein Leben einbüßen wollte. Deshalb fragte nun der König seine Weisen um den Grund dieses so großen Uebelstandes, keiner aber von ihnen konnte ihm die Wahrheit sagen. Endlich ward Socrates gerufen und sagte dem König, er möchte ein Gebäude errichten lassen, das von gleicher Höhe mit dem Berge wäre. Hierauf ließ Socrates einen stählernen Spiegel machen, dessen Oberfläche ganz geschliffen und rein war, so daß man von jeder Stelle aus die Berge darin erkennen konnte und ein Reflex derselben auf dem Spiegel war. Hierauf begab sich Socrates in das Gebäude und erblickte zwei Drachen, den einen von der Berg- den andern von der Thalseite, welche einander gegenüber abwechselnd den Rachen aufsperrten und Luft schöpften. Während er sie aber noch so anschaute, wollte ein junger Mann, welcher die Gefahr nicht kannte, über diese Straße ziehen, stürzte aber plötzlich vom Pferde und starb auf der Stelle. Socrates aber lief gleich zum

König und erzählte ihm Alles, was er gesehen hatte. Später wurden jedoch durch einen feinen Kunstgriff die Drachen gefangen und getödtet, und also eine Straße zum Heile allen Vorüberziehenden und Reisenden geöffnet.

Hundertundsechsundvierzigstes Capitel.

Wie Fürsten und Magnaten für ihre Schandthaten immerhin verklagt werden müssen.

Augustinus in seinem Buche über das Reich Gottes erzählt, daß der Seeräuber Diomedes mit einer einzigen Galeere lange Zeit hindurch auf dem Meere die Leute ausplünderte und gefangen nahm. Da er nun auf Befehl Alexanders durch viele Schiffe aufgesucht, endlich gefangen und dem Alexander vorgestellt worden war, so fragte ihn dieser also sprechend: warum bist Du ein Feind des Meeres? Jener aber erwiderte sogleich: warum Du einer des Erdkreises? Freilich weil ich das nur mit einer Galeere thue, heiße ich ein Räuber, Du aber, der Du die Welt durch eine Unzahl von Schiffen unterjochst, wirst Kaiser genannt: im Gegentheil, wenn das Schicksal sich mir gütiger zeigen wollte, würde ich mich bessern, Du aber, je glücklicher Du bist, desto schlechter wirst Du. Alexander entgegnete: Dein Schicksal will ich ändern, damit Deine Bosheit nicht dem Schicksale schuldgegeben werde. Also ward er reich durch ihn und aus einem Räuber zu einem Fürsten und einem eifrigen Rechtspfleger gemacht.

Hundertundsiebenundvierzigstes Capitel.

Von dem Gift der Sünden, welches die Seele vergiftet.

Man erzählt von einem Könige, daß seine Feinde darauf dachten ihn um's Leben zu bringen, und zwar wollten sie ihn, weil er mächtig war, durch Gift tödten. Es kamen also einige von ihnen in gewöhnliche Kleider verhüllt zu der Stadt, wo er sich aufhielt. Dort war aber eine Quelle, aus welcher der König sehr oft trank, und diese Quelle versetzten sie überall mit Gift. Der König aber wußte nichts davon, sondern trank nach seiner Gewohnheit aus derselben und war des Todes.

Hundertundachtundvierzigstes Capitel.

Wie die Sünde hier oder dort bestraft werden wird.

Aulus Gellius erzählt vom Amon, daß dieser Mann, welcher sehr reich war und aus einem Lande in ein anderes übersetzen wollte, ein Schiff miethete. Allein die Schiffer wollten ihn seines Geldes wegen umbringen, er erlangte jedoch von ihnen, daß er den Delphinen zu Ehren, welche sich am Gesange des Menschen ergötzen, ein Lied anstimmen durfte. Als man ihn aber nachher in's Meer warf, da fing ihn ein Delphin auf und trug ihn

an's Land, und während ihn die Schiffer für todt hielten, verklagte er sie zu Lande bei ihrem Könige, worauf sie vor denselben gebracht, überführt und verurtheilt wurden.

Hundertundneunundvierzigstes Capitel.

Von dem eiteln Ruhm, der vieles Böse in seinem Gefolge hat.

Valerius erzählt, daß ein gewisser Edle den Rath eines Weisen einholte, auf welche Weise er seinen Namen verewigen könnte. Der antwortete ihm aber, daß, wenn er einen Fürsten umbrächte, er seinen Namen unvergänglich machen würde. Kaum hatte er das vernommen, als er auch den Philippus, Alexanders des Großen Vater, ermordete, um sich einen Namen zu machen, allein bald darauf mußte er eines elenden Todes sterben.

Hundertundfunfzigstes Capitel.

Vom Thau der himmlischen Gnade.

Plinius erzählt, daß es ein Land gab, in dem weder Thau noch Regen fiel; daher entstand daselbst eine Trockenheit und Wassermangel, weil daselbst nur ein einziger Brunnen war, der Wasser in einer großen Tiefe enthielt. Wie nun die Leute Wasser haben wollten, so begaben sie sich mit jeder Art von Musikern, die sie nur be-

saßen, zu diesem Brunnen und zogen um denselben herum, indem sie eine süße Melodie aufspielten. Als diese aber geendigt war, stieg das Wasser bis zur Mündung des Brunnens herauf und floß im Ueberfluß heraus. Also erhielten die Leute Wasser und zogen dann wieder ihres Weges.

Hundertundeinundfunfzigstes Capitel.

Von der sündigen und von dem Aussatze der Sünde angesteckten Seele, wie sie geheilt wird.

Ein gewisser edler König hatte in seinem Reiche zwei Ritter: der eine war habsüchtig und der andere neidisch gesinnt. Nun hatte aber der geizige Ritter eine schöne Frau, die in Aller Augen höchst reizend erschien, der neidische aber besaß ein häßliches und Allen verhaßtes Weib: er hatte aber auch ein Landgut, welches an das des habsüchtigen Ritters angränzte und welches derselbe um Alles in der Welt zu besitzen wünschte. Er begab sich also oft zu jenem und bot ihm Vieles an, wenn er ihm sein Gut ablassen wolle. Der neidische Ritter antwortete aber, er wolle sein Erbe nicht verkaufen, weder für Gold noch Silber. Indessen fing er aus Neid an bei sich darüber nachzudenken, wie er wohl der Schönheit der Frau des habsüchtigen Ritters einen Makel anhängen könnte, und sprach zu dem habsüchtigen Ritter: so Du mein Gut zu haben wünschest, verlange ich keinen andern Preis von Dir, als daß

Deine Frau eine Nacht mit mir zusammen sey. Dieser gab gleich seine Einwilligung und sagte es seiner Frau, die es ihm anfangs abschlug, sich aber endlich doch durch ihren Mann verleiten ließ und ihre Zustimmung gab. Indessen vermischte sich jener Ritter, ehe er bei ihr schlief, mit einer Aussätzigen, begab sich hierauf zu der Dame und erkannte sie, so oft es ihm gefiel. Nach diesem vertraute er ihr, daß sie den Aussatz bekommen werde, indem er sagte, wie er neidisch darüber geworden sey, daß seine Frau so häßlich sey und sie so schön, sie also deswegen also zu entstellen gesucht habe. Als sie das hörte, ward sie sehr traurig und weinte bitterlich, indem sie es ihrem Manne vertraute. Der aber ward auch sehr betrübt und sprach zu seiner Frau: ich gebe Dir folgenden Rath. Bis jetzt zeigt sich an Dir noch keine Spur des Aussatzes: hier in der Nähe außerhalb dieses Landes liegt eine große Stadt, in welcher eine Universität ist, nach der begieb Dich und mache Dich da mit Allen, welche dahin kommen, gemein: denn wer Dich zuerst besucht haben wird, der wird Deine Krankheit bekommen und Du wirst von jeglichem Aussatz geheilt werden. Also geschah es auch. Es kam aber der Sohn des Kaisers aus Liebe zu ihr dahin, ließ sie zu sich kommen und bat sie, sie möchte ihm doch zu Willen seyn; sie aber weigerte sich und sprach: ferne sey es von mir, daß ich Aermste die Beischläferin des Sohnes eines Kaisers sey. Er aber drängte sie immer mehr und mehr, sie solle ihm doch ihre Einwilligung hierzu geben: indessen dachte sie: wenn dieser Prinz den Aussatz bekäme, so würde es sehr Schade um ihn seyn, und stellte ihm vor, daß er den

Aussatz bekommen würde, wenn er sie erkennen werde. Jener aber wollte nicht von ihr lassen, erkannte sie und bekam den Aussatz. Am andern Tage aber, als sie fühlte, daß sie von demselben befreit sey, machte sie sich in ihre Heimath auf und sprach zu ihm: so es Euch begegnet, daß Ihr den Aussatz bekommt, so fliehet zu mir, denn ich will Euch, so viel ich kann, in Eurer Noth versorgen. Nach diesem ward nicht lange darauf des Kaisers Sohn aussätzig und schämte sich so, daß er sich des Nachts, ohne Jemandes Vorwissen, zu der Dame aufmachte, wo dieselbe sich damals gerade aufhielt. Als diese aber davon Wissenschaft erhalten hatte, vertraute sie es ihrem Manne mit folgenden Worten an: das ist der, welcher durch mich angesteckt worden ist und durch den ich vom Aussatze befreit worden bin. Wie aber dieser jenen so schimpflich entstellt sah, weinte er bitterlich und wieß ihm ein Gemach an, in welchem er allein für sich blieb und ihm die Hausfrau persönlich aufwartete: und er blieb an diesem Orte sieben Jahre lang. Es begab sich aber, daß im siebenten Jahre einmal eine unerträgliche Hitze war, und der Aussätzige ein großes Gefäß mit Wein zu seiner Abkühlung hatte. Eine Schlange, welche sich im Garten aufhielt, kroch in das Gefäß, badete sich darin und legte sich nach dem Bade auf den Boden desselben nieder. Der Aussätzige aber wachte plötzlich aus dem Schlafe auf, und da er sehr durstig war, nahm er das Gefäß mit Wein und trank, ohne daß er es merkte, die Schlange mit hinunter. Nach Diesem fing aber die Schlange an seine inneren Theile so heftig zu benagen, daß der Aussätzige Seufzer und Klagen aus-

stieß und die Dame sehr viel Mitleid mit ihm hatte. Dieses Leiden dauerte aber drei Tage lang ohne Unterbrechung fort, am vierten aber hatte er Erbrechen, und er warf mit demselben und dem Gifte auch die Schlange aus: sogleich hörte auch der Schmerz auf, und von Tage zu Tage nahmen allmählig die Spuren des Aussatzes an ihm ab, und nach Verlauf von sieben Tagen war sein Fleisch von allem Aussatze geheilt und ganz so wie das Fleisch eines Kindes. Darüber freute sich aber die Deme sehr und bekleidete ihn mit kostbaren Gewändern, gab ihm ein sehr gutes Streitroß und er machte sich hierauf zum Kaiser auf, wo er mit Ehren empfangen wurde. Nach dem Tode seines Vaters aber erhielt er die Regierung und beschloß sein Leben im Frieden.

Hundertundzweiundfunfzigstes Capitel.

Wie Christus uns von ewiglicher Gefahr und der Teufel Belagerung frei gemacht hat.

Es gab einst einen gewissen Fürsten, Namens Cleonitus, dessen Volk in einer gewissen Stadt durch eine Belagerung eingeschlossen war. Da dieser nun seinem Volke auf eine vorsichtige Weise rathen wollte, was demselben nützlich wäre, so befahl er, einer von seinen Soldaten solle sich nach dem Orte der Belagerung begeben und die Belagerer verhöhnen, und ordnete dabei an, daß er heimlich und künstlich auf seine Waffen die Worte schreiben sollte:

:ibt stark in dem Herrn und treu in der Belagerung:
komme in der Person des Elonitus und werde die Be-
ɟerung aufheben.

Hundertunddreiundfunfzigstes Capitel.

on zeitlicher Trübsal, welche sich endlich in ewige Freude verwandeln wird.

Es regierte einstmals der König Antiochus in der
adt Antiochia, die von ihm ihren Namen bekommen
:, und erzeugte mit seiner Frau eine reizende Tochter.
3 diese zum mannbaren Alter gekommen war und der
anz ihrer Schönheit immer wuchs, da verlangten sie
ele mit ihrer großen und unschätzbaren Mitgift zur Ehe.
ährend ihr Vater aber noch mit sich zu Rathe ging,
m er vornehmlich seine Tochter zur Frau geben solle,
d es selbst nicht wußte, entbrannte plötzlich in ihm eine
ausame Flamme der Liebe und ungerechten Begierde nach
ıer eigenen Tochter, und er fing sie an mehr zu lieben,
es sich für ihn als ihren Vater geziemte. Während er
r noch mit seiner Raserei rang und diese mit der Scham-
tigkeit kämpfte, siegte doch endlich die Liebe, und er be-
sich eines Tages in das Schlafgemach seiner Tochter
hieß Alle sich daraus entfernen, als wenn er mit sei-
Tochter eine geheime Unterredung haben wollte. Da
ı aber die Tollheit seiner Lust antrieb, so raubte er
ıer Tochter trotz ihres Sträubens ihre Unschuld und be-
nutzte ihre Schamhaftigkeit. Wie nun aber das Mägd-

lein bei sich darüber nachdachte, was sie machen solle, kam plötzlich ihre Amme zu ihr herein, und als sie dieselbe mit einem weinerlichen Gesichte erblickte, sprach sie: weshalb ist Deine Seele also niedergeschlagen? Das Mädchen aber sprach: o Theuerste, eben sind in diesem Gemache zwei edle Namen untergegangen. Die Amme aber entgegnete: Herrin, was soll das heißen? Jene aber antwortete: daß ich noch vor meiner Verehelichung durch das schändlichste Verbrechen beschimpft worden bin. Als das die Amme gehört und gesehen hatte, ward sie wie toll und sprach: und welcher Teufel hat denn die Frechheit gehabt das Bett einer Königin zu besudeln. Das Mägdlein antwortete: Gottlosigkeit hat es gethan. Die Amme erwiderte: warum zeigst Du es nicht Deinem Vater an? Das Mägdlein versetzte: wo ist denn mein Vater? wenn Du es wüßtest, wird der Name des Vaters bei mir verloren seyn, und der Tod behagt mir allein noch als Rettung. Als aber die Amme hörte, daß sie sich nach der Hülfe des Todes sehne, da redete sie ihr mit schmeichelnden Worten ab und ermahnte sie ihren Vorsatz aufzugeben. Während indessen der gottlose Vater mit heuchlerischer Miene vor seinen Unterthanen den frommen Vater spielte, freuete er sich in seinen vier Wänden der Mann seiner Tochter zu seyn, und um für immer das verfluchte Bett seiner Tochter theilen zu können, erdachte er eine neue Art von Nichtswürdigkeit um die Freier zu verscheuchen, welche sie vielleicht zur Frau begehrten. Er gab nehmlich ein Räthsel auf, indem er sich also vernehmen ließ: so Jemand die Lösung meiner Frage finden wird, der soll meine Tochter zur Frau

bekommen, wenn er dieselbe aber nicht trifft, den Kopf verlieren. Es kamen nun aber von allen Enden der Welt sehr viele Könige um der unglaublichen und unerhörten Schönheit des Mädchens Willen hergezogen, und wenn auch einer zufällig die Lösung des Räthsels gefunden hatte, wurde er doch, als hätte er nichts gesagt, hingerichtet und sein Kopf über dem Thore aufgesteckt, auf daß die Ankommenden das Bild des Todes vor sich hätten und abgeschreckt würden, sich auf eine solche Bedingung einzulassen. Alles dieses hatte er aber gethan, um selbst mit seiner Tochter im Ehebruch leben zu können. Während aber Antiochus noch dergleichen Grausamkeiten ausübte, kam ein gewisser junger Tyrier mit Namen Apollonius, der in seiner Vaterstadt zu den Vornehmsten gehörte, sehr reich war und bedeutende Kenntnisse besaß, auf einer Seereise nach Antiochia, begab sich zu dem König und sprach: Heil Dir, o König. Und jener sprach: möge es Deinen Eltern in ihrer Ehe wohl gehen. Der Jüngling aber sprach: ich erbitte mir Deine Tochter zur Gemahlin. Als aber der König hörte, was er nicht hören wollte, schaute er den Jüngling an und sprach: kennst Du die Bedingung ihrer Verheirathung? Der Jüngling entgegnete: ich kenne sie und sah sie am Thore. Der König aber ward zornig und sprach: vernimm also die Frage: „auf Verbrechen fahre ich, das Fleisch meiner Mutter verzehre ich, ich suchte meinen Bruder und meiner Mutter Mann, und finde ihn nicht." Als der Jüngling diese Frage vernommen hatte, entfernte er sich einige Augenblicke von dem Könige, und da er sich nach der Hülfe seiner Wissenschaft umsah, fand er durch

die Gnade Gottes die Auflösung der Frage, kehrte zum König zurück und sprach: mein guter Herr König, Du hast mir eine Frage vorgelegt, vernimm jetzt die Auflösung derselben. Darin nehmlich, daß Du gesagt hast: ich fahre auf einem Verbrechen, hast Du nicht gelogen: siehe Dich nur selbst an, bei den Worten aber: ich verzehre meiner Mutter Fleisch, schaue nur Deine Tochter an. Als der König aber vernahm, daß die Lösung des Räthsels von dem Jünglinge getroffen worden sey, fürchtete er, seine Sünde möchte offenbar werden, er schaute ihn daher mit zorniger Miene an und sprach: Jüngling, Du bist noch weit von der Auflösung der Frage entfernt, Du hast nicht gesagt, was wahr ist, zwar verdienst Du geköpft zu werden, allein siehe, Du sollst noch einen Zeitraum von dreißig Tagen haben, überlege Dir die Sache noch einmal, kehre in Dein Land zurück, und wenn Du die Auflösung meiner Frage findest, sollst Du meine Tochter zur Frau bekommen, wo nicht, wirst Du Deinen Hals verlieren. Der Jüngling aber ward bestürzt, nahm seine Begleiter mit sich, bestieg ein Schiff und begab sich in seine Vaterstadt. Allein nach der Entfernung des jungen Mannes rief der König seinen Haushofmeister, Namens Taliarchus, zu sich und sprach zu ihm: Taliarche, mein getreuster Geheimschreiber, wisse, daß Apollonius von Tyrus die Auflösung meiner Frage entdeckt hat: besteige also gleich ein Schiff ihn zu verfolgen, und wenn Du nach Tyrus kommst, so frage nach ihm und bringe ihn durch Gift oder Dolch um. Wenn Du zurückkehrst, sollst Du eine große Belohnung erhalten. Taliarchus aber nahm sein Schild und Geld, machte sich auf den

Weg und begab sich nach der Vaterstadt des Jünglings. Apollonius aber gelangte eher dahin, begab sich in sein Haus, öffnete alle seine Schränke, schlug alle seine Bücher nach und fand doch nichts Anderes, als was er dem König gesagt hatte, sprach also bei sich: wenn ich mich nicht irre, liebt der König seine Tochter mit einer unlauteren Brunst. Wie er aber noch darüber nachdachte, sagte er in seinem Herzen: was machst Du Appolloni, Du hast die Auflösung entdeckt und doch die Prinzessin nicht erhalten, Du bist also von Gott bestimmt nicht unterzugehen. Alsbald ließ er Schiffe für sich rüsten und dieselben mit hunderttausend Scheffeln Getreide, einer großen Last Silbers und vielen Kleidungsstücken beladen, bestieg in der dritten Stunde der Nacht mit wenigen Getreuen ein Schiff und vertraute sich der hohen See an. Am andern Tage aber wurde er von seinen Mitbürgern gesucht, aber nicht gefunden, und es erhob sich ein ungeheures Wehklagen, daß der geliebteste Fürst des Vaterlandes nirgends zu finden war, und es herrschte in der ganzen Stadt eine große Trauer. Er besaß aber die Liebe seiner Mitbürger in einem so hohen Grade, daß lange Zeit hindurch die Bartscheerer feiern mußten, die öffentlichen Schauspiele ruhten, die Bäder verschlossen wurden und Niemand weder die Tempel noch Wirthshäuser besuchte. Während aber die Sachen so standen, kam Taliarchus, der vom König Antiochus gesandt war, jenen zu ermorden, an, und da er alle Häuser verschlossen sah, sprach er zu einem Knaben: sage mir bei Deinem Leben, warum diese Stadt also in Trauer liegt? Der Knabe aber sprach: o Theuerster weißt Du denn nicht be-

reits, was Du fragst? Diese Stadt hat Trauer angelegt, weil der Fürst Apollonius nach seiner Zurückkunft vom König Antiochus sich nirgens sehen läßt. Wie das Taliarchus hörte, kehrte er voller Freude auf sein Schiff zurück, segelte wieder nach Antiochia, begab sich zu dem König und sprach: Herr, mein König freue Dich, weil Apollonius aus Furcht vor Dir sich nicht wieder hat blicken lassen. Der König aber sagte: fliehen kann er wohl, aber mir nicht entfliehen. Alsbald ließ er folgendes Edict bekannt machen: „Wer mir den Apolloniús von Tyrus, den Verräther meiner Majestät, ausliefern wird, soll funfzig Goldtalente erhalten, wer aber seinen Kopf abschlagen wird, der soll hundert haben". Hierauf ließen sich nicht blos seine Feinde, sondern auch seine Freunde von der Habsucht verlocken und machten sich eilig auf dem Apollonius nachzusetzen. Man forschte aber dem Apollonius zu Wasser und zu Lande, in den Wäldern und jeglichem Schlupfwinkel nach, und fand ihn doch nicht. Darauf ließ der König ganze Schiffsflotten ausrüsten, um den Jüngling zu verfolgen, allein während sich die dazu Bestellten noch bei der Ausrüstung derselben aufhielten, kam Apollonius nach Tharsis und wurde, als er am Gestade herumspatzierte, von einem seiner Sclaven, mit Namen Elinatus, erblickt, der zu derselbigen Stunde angekommen war. Dieser aber trat zu ihm und sprach: Heil sey Dir, König Apolloni. Als der aber also begrüßt wurde, machte er es so, wie es Mächtige zu thun pflegen und beachtete den Mann gar nicht. Darüber ward der Alte sehr aufgebracht, grüßte ihn zum zweiten Male und sprach: Heil sey Dir König Apolloni, erwidere

doch meinen Gruß und wolle nicht eine durch anständige Sitten geschmückte Armuth gering schätzen. Denn wenn Du wüßtest, was ich weiß, würdest Du Dich wohl in Acht nehmen. Jener aber sprach: saget mir es doch, wenn es Euch gefällig ist. Der aber sprach: Du bist geächtet. Jener entgegnete aber: und wer hat denn den Fürsten seiner Vaterstadt in die Acht erklärt? Elinatus aber sprach: der König Antiochus. Weshalb denn der König Antiochus? Elinatus entgegnete: weil Du seyn willst, was er als Vater ist. Apollonius versetzte: und für wie viel hat er mich denn geächtet? Und jener entgegnete: wer Dich ihm lebend stellen wird, der soll funfzig Goldtalente, wer ihm aber Deinen Kopf bringt, der soll hundert Talente als Lohn haben. Darum ermahne ich Dich, irgendwo Schutz zu suchen. Als Elinatus also gesprochen hatte, entfernte er sich. Apollonius aber rief ihm nach und bat ihn, er möchte doch zu ihm kommen, er wolle ihm hundert Goldtalente geben, und sprach: nimm sie doch von meiner Armuth, weil Du sie verdient hast, haue mir den Kopf ab und überreiche ihn dem König: das wird ihm große Freude machen. Siehe hier hast Du hundert Goldtalente und dabei bleibst Du ohne Schuld, weil ich Dich aus freiem Willen dazu gedungen habe, daß Du dem König eine so große Freude machen sollst. Der Greis aber antwortete ihm: Herr, es sey ferne von mir, daß ich um einer solchen Sache Willen jemals in meinem Leben eine Belohnung haben möchte: rechtliche Leute stellen Freundschaft niemals dem Gelde gleich. Und nachdem er den König Apollonius noch sehr gepriesen hatte, begab er sich hinweg. Nach Diesem,

als Apollonius sich noch auf demselben Flecke am Meeresufer erging, sah er einen Mann auf sich zu kommen, Namens Stranguilio, der ein betrübtes und trauriges Gesicht machte. Apollonius aber ging auf ihn los und sprach zu ihm: Heil sei Dir Stranguilio. Und dieser erwiderte: auch Dir mein König Apolloni, und setzte hinzu: sage mir doch, weshalb Du Dich an diesem Orte mit so verstörter Miene aufhältst? Apollonius sprach: weil ich die Tochter des Königs, nachdem ich die Wahrheit gesprochen hatte, zur Frau und zu meiner ehelichen Gemahlin begehrte. Ich wünsche also und bitte, daß ich, wenn es möglich ist, mich in Euerer Stadt verstecken kann. Stranguilio aber sagte: Herr Apollonius, unsere Stadt ist sehr arm und nicht im Stande Deine hohe Geburt standesgemäß aufrecht zu erhalten: außerdem leiden wir an einer schweren Hungersnoth und Getreidemangel, und unsere Mitbürger haben keine Hoffnung auf Erlösung, sondern der grausamste Tod schwebt vor unsern Augen. Apollonius aber erwiderte: danket Gott, der mich auf meiner Flucht an Euere Gränze verschlagen hat, ich will Euerer Stadt hunderttausend Scheffel Korn geben, wenn Du nur meine Flucht hierher verheimlichen willst. Als das Stranguilio hörte, warf er sich ihm zu Füßen und sprach: Herr Apollonius, wenn Du dieser verhungerten Stadt zu Hülfe kommen willst, werden wir nicht blos Deine Flucht geheim halten, sondern wenn es nöthig ist, auch für Deine Erhaltung kämpfen. Hierauf bestieg Apollonius auf dem Markte den Richterstuhl und sprach zu allen Bürgern jener Stadt, welche anwesend waren: Ihr Bürger von Tharsis, welche Getreidemangel drückt und

plagt, ich Apollonius von Tyrus will Euch helfen, denn ich denke, daß Ihr dieser Wohlthat eingedenk seyn und meine Flucht geheim halten werdet. Denn wisset, daß ich nicht wegen meiner Reise, wohl aber zu Euerem Glücke hierher geführt worden bin. Ich will Euch also hunderttausend Scheffel Korn um denselben Preis geben, als ich sie in meiner Heimath gekauft habe, nehmlich einen jeden für acht Schillinge. Wie das die Bürger hörten, daß sie einen Scheffel um acht Schillinge kaufen könnten, wurden sie sehr froh, dankten ihm und fingen sogleich an das Korn zum Gebrauche zuzurüsten. Apollonius aber nahm zwar das Geld, allein damit es nicht schiene, als wenn er seine königliche Würde abgelegt hätte und mehr ein Kaufmann als ein Wohlthäter wäre, schenkte er dasselbe dem Gemeindevermögen dieser Stadt wieder. Wie aber die Bürger diese seine so großen Wohlthaten erkannten, errichteten sie ihm auf dem Markte eine Bildsäule, auf welcher er auf einem Wagen stehend dargestellt war, wie er mit der rechten Hand die Aehren brach und sie mit dem linken Fuße austrat, und schrieben darunter auf das Fußgestell: „der Apollonius von Tyrus hat der Stadt Tharsis ein Geschenk gegeben, welches sie von einem schrecklichen Tode errettet hat". Als hierauf einige Tage verflossen waren, nahm er sich vor auf den Rath des Stranguilio und seiner Frau Dyonisiades nach der Tyrrhenerstadt Pentapolis zu schiffen, um sich daselbst zu verbergen, während seine Gutthaten mit Ruhe und Wohlfahrt vollzogen wurden. Er wurde also mit großen Ehren an's Meer geführt und bestieg, nachdem er Allen ein Lebewohl gesagt hatte, sein Schiff.

Allein nach drei Tagen und ebensoviel Nächten, als er das Gestade von Tharsis verlassen hatte, und er bisher mit günstigem Winde gesegelt war, veränderte sich auf einmal das Meer. Denn in wenigen Stunden erhob sich nun ein Sturm, indem der Aquilo und Eurus die Flotte bedrängten: der Himmel ergoß sich mit ungeheurem Regen, das Tyrische Schiffsvolk ward vom Sturm vernichtet, das Schiff borst zu gleicher Zeit, der Zephyrus wühlte das Meer auf, Hagel und dunkle Wolken lagerten sich auf demselben. Es bliesen aber die Winde so stark, daß der Tod Alle erfaßte, zwar haschte Jeder nach einem Brete, allein bei einer solchen Finsterniß und Unwetter kamen Alle um's Leben. Apollonius allein ward durch eine Planke, die er glücklicher Weise erhascht hatte, an die Küste der Pentapolis getrieben, und als er jetzt am Ufer stand und auf das nun ruhige Meer hinblickte, sprach er also: o Du treuloses Meer, lieber will ich in die Hände des grausamsten Königs gerathen, als in die Deinigen: wohin soll ich mich jetzt wenden, wo soll ich ein Vaterland finden, welcher Bekannte soll mir dem Unbekannten beistehen? Während aber Apollonius also bei sich sprach, erblickte er einen jungen Mann, der auf ihn zukam, einen kräftigen Schiffer in einen schmutzigen Mantel gehüllt, und weil ihn die Noth dazu zwang, so warf er sich ihm zu Füßen und sprach unter vielen Thränen: erbarme Dich, wer Du auch bist, eines Schiffbrüchigen, der nur das nackte Leben gerettet hat, aber nicht von niedrigen, sondern vornehmen Eltern gezeugt ist: und damit Du es weißt, wessen Du Dich erbarmen sollst, ich bin Apollonius von Tyrus, ich der

Herr meiner Vaterstadt flehe Dich an mir das Leben zu retten. Als aber der Fischer die Schönheit des jungen Mannes gewahr ward, da ward er von Mitleid bewegt, hob ihn auf und führte ihn unter das Dach seiner Wohnung, setzte ihm Speisen vor, so viel er nur bekommen konnte, und damit er seiner Mildthätigkeit noch vollständiger Genüge leisten möchte, zog er seinen großen Kittel aus, theilte ihn in zwei Hälften, gab eine davon dem jungen Manne und sprach: nimm, was ich habe und gehe in die Stadt, vielleicht wirst Du da Jemanden finden, der sich Deiner erbarmt, so Du aber Keinen findest, kehre wieder zu mir zurück und laß Dir an meiner Armuth genügen. Der Fischer setzte noch hinzu: nur daran erinnere ich Dich, daß wenn Du irgend einmal Deiner früheren Herrlichkeit zurückgegeben wirst, Du dann die Armuth eines geringen Fischermannes nicht verachten magst. Apollonius aber erwiderte: wenn ich nicht ewig Deiner gedenken werde, will ich noch einmal Schiffbruch leiden und nicht einen Mann finden wie Du bist. Als er so gesprochen hatte, schlug er den ihm gezeigten Weg ein und trat in das Thor der Stadt. Während er aber noch darüber nachdachte, wo er Hülfe hernehmen solle, sah er einen nackten Knaben durch die Straßen laufen, der sein Haupt mit Oel gesalbt hatte und mit einem Handtuche umgürtet war, und mit lauter Stimme Folgendes ausschrie: höret es Alle, höret es ihr Fremden und Knechte, wer sich abwaschen will, der trete in die Badestube. Wie das Apollonius vernommen hatte, zog er seinen alten Rock aus, begab sich in das Bad und bediente sich des Wassers desselben. Wäh-

rend er aber alle Anwesenden einzeln anschaute, suchte er einen seines Gleichen, fand aber keinen. Als plötzlich der König der ganzen Umgegend Altistrates mit einem Schwarme von Dienern hereintrat, und als der König mit seinen Knechten das Ballspiel trieb, da bückte sich Apollonius vor dem König, hob den laufenden Ball auf und sandte ihn mit einer feinen Leichtigkeit geschlagen wieder dem König zurück. Darauf sprach der König zu seinen Dienern: entfernt Euch: denn hier ist ein Jüngling, der es mit mir, wie ich denke, aufnehmen kann. Als Apollonius aber hörte, daß er gelobt werde, trat er muthvoll hin zum König, und nachdem er das Gefäß mit Oel und Wachssalbe ergriffen hatte, salbte er ihn am ganzen Körper mit geschickter Hand, und bähete ihn dann auf einem weichen Sessel und hörte mit seinen Dienstleistungen erst auf, als jener sich entfernte. Und der König sprach zu seinen Freunden, nach dem Weggange des Jünglings: ich schwöre Euch, daß ich mich in Wahrheit nie besser gebadet habe, als heute durch dieses Jünglings Dienstfertigkeit, ob ich gleich nicht weiß wer er ist: dabei sah er einen seiner Diener an und sprach: siehe zu, wer der Jüngling ist, der mich bedient hat. Jener aber folgte dem jungen Manne und sah, daß er mit einem schmuzigen und schlechten Mantel bekleidet war, kehrte zum König zurück und sprach: der junge Mann ist ein Schiffbrüchiger. Der König erwiderte: woher weißt Du das? Und jener versetzte: auch ohne daß er es sagt, zeigt es seine Kleidung an. Der König aber sprach: gehe schnell hin zu ihm und sage ihm: der König läßt Dich bitten, Du möchtest heute an seiner Tafel speisen. Wie das Apol-

lonius hörte, freuete er sich sehr und begab sich mit dem Diener zum Könige. Der Diener trat aber eher in dessen Gemach und sprach: der Schiffbrüchige ist da, allein wegen seiner schmuzigen Kleidung schämt er sich herein zu kommen. Und gleich ließ ihn der König mit seiner würdigen Gewändern bekleiden und in das Speisezimmer treten. Als aber Apollonius in den Speisesaal getreten war, setzte er sich an einem ihm angewiesenen Orte, dem Könige gegenüber nieder: es wurde zuerst ein Frühstück, dann aber ein königliches Mahl aufgetragen, allein Apollonius langte nicht zu, abgleich Alles speiste, sondern betrachtete mit Thränen in den Augen das goldene und silberne Geschirr und die Diener des Königs. Darauf sprach einer von den Gästen zum König: wenn ich nicht irre, beneidet dieser junge Mann da Dein Glück. Der König aber entgegnete: Dein Verdacht ist ungegründet: er beneidet nicht mein Glück, wohl aber trauert er darüber, daß er so viel verloren hat. Hierauf schaute der König dem Apollonius in's Gesicht und sprach zu ihm mit freundlicher Miene: Jüngling, iß doch mit uns und hoffe, daß Gott Dir ein besseres Schicksal verleihen wird. Während er ihm aber noch also zuredete, da trat plötzlich die Tochter des Königs, eine erwachsene Jungfrau, herein und küßte ihren Vater und alle seine an der Tafel befindlichen Freunde. Wie sie aber einen Jeden geküßt hatte, kehrte sie zu ihrem Vater zurück und sprach: guter Vater, wer ist der junge Mann, der den Ehrenplatz Dir gegenüber inne hat und so betrübt ist. Der König aber sprach: o mein süßes Töchterlein, dieser Jüngliug hat Schiffbruch gelitten und mir in der

Ringschule viel Liebesdienste erzeigt: darum habe ich ihn zu Tische geladen, wer er aber ist, weiß ich nicht: so Du es aber wissen willst, so frage ihn, denn es ist recht, daß Du Alles erfährst, und vielleicht wirst Du Mitleid mit ihm empfinden, wenn Du ihn kennen gelernt hast. Als das das Mädchen hörte, trat sie zu ihm und sprach: mein Lieber, Dein edles Aussehn zeugt von Deiner adeligen Abstammung, wenn es Dir nicht unangenehm ist, so verkündige mir Deinen Namen und Deine Begebenheiten. Jener aber erwiderte: wenn Du meinen Namen wissen willst, den habe ich auf dem Meere verloren, wenn meinen Adel, den habe ich in Tyrus gelassen. Das Mädchen aber sprach: rede deutlicher, damit ich Dich verstehen kann. Darauf erzählte ihr Apollonius alle seine Unglücksfälle und nannte ihr seinen Namen. Als er aber seine Rede geendigt hatte, fing er an Thränen zu vergießen, und der König sprach, als er ihn weinen sah, zu seiner Tochter: mein süßes Kind, Du hast Unrecht gethan, daß Du den Namen und die Schicksale dieses jungen Mannes zu wissen verlangtest, denn Du hast seinen alten Schmerz von Neuem hervorgerufen. Meine süße Tochter, da Du jetzt die Wahrheit weißt, so ist es billig, daß Du ihm Deine königliche Milde zu Theil werden lässest. Als aber das Mägdlein den Willen ihres königlichen Vaters vernommen hatte, blickte sie den Jüngling an und sprach: Apollonius, Du bist jetzt der unsere, lege Deine Trauer ab, denn mein Vater wird Dich wieder reich machen. Apollonius aber dankte ihr mit Seufzen und Ehrerbietung. Darnach sprach der König zu seiner Tochter: hole Deine Leier, auf daß

Du mit Deinem Gesange unsere Gäste erheiterst. Hierauf ließ sich die Prinzessin ihre Leier bringen und begann, dieselbe lieblich zu spielen. Alle aber fingen an sie zu preisen und zu sagen: man kann nichts Schöneres noch Süßeres hören. Allein aber von ihnen schwieg Apollonius, und der König sprach zu ihm: Apollonius, Du thust nicht recht, Alle loben meine Tochter bei ihrem Spiele, warum findest Du allein keinen Gefallen an ihr? Jener aber sprach: guter König, wenn Du mir es gestattest, will ich Dir sagen, was ich denke: Deine Tochter hat zwar die Musik angefangen, allein sie noch nicht vollkommen inne. Befiehl also, daß man mir die Leier übergiebt, und Du sollst sogleich erfahren, was Du bisher noch nicht wußtest. Der König aber versetzte: Apolloni, ich sehe, daß Du in allen Dingen wohl unterrichtet bist. Hierauf ließ er ihm die Leier geben und schmückte ihm, als er hinausgegangen war, das Haupt mit einem Kranze. Jener aber nahm die Leier, trat wieder in den Speisesaal und spielte so lieblich vor dem König, daß ihn Alle nicht mehr für Apollonius, sondern für Apollo selbst hielten. Die Gäste aber sprachen zum König, sie hätten nie etwas Besseres gehört oder gesehen. Wie aber die Königstochter Solches vernahm, schaute sie den Jüngling an und ward von Liebe zu ihm ergriffen, sprach also zu ihrem Vater: o Vater, erlaube, daß ich dem Jüngling geben darf, was mir beliebt. Der König aber sprach: ich gestatte es. Hierauf wandte sie ihren Blick auf Apollonius und sprach zu ihm: Meister Apollonius, empfange von der Gütigkeit meines Vaters zweihundert Goldtalente, vierhundert Pfund Silbers, reichliche Gewän-

der, zwanzig Sclaven und zehn Dienerinnen; zu diesen aber sprach sie: holet was ich ihm eben versprochen habe, und in Gegenwart der Freunde des Königs und bei geöffneten Thüren des Speisesaals wurde Alles auf Befehl der Prinzessin hereingebracht. Hierauf standen aber Alle auf und begaben sich, nachdem sie sich bei'm König beurlaubt hatten, hinweg. Apollonius aber sprach: guter König, Du Erbarmer der Unglücklichen, und Du Prinzessin, Du Freundin der Wissenschaften und Gönnerin der Weltweisheit, lebet wohl. Hierauf wandte er sein Gesicht zu den Dienern, welche ihm die Prinzessin verehrt hatte und sprach: nehmet Ihr Diener, was mir geschenkt worden ist, und laßt uns gehen und eine Herberge suchen. Das Mädchen aber fürchtete, sie möchte ihren Geliebten verlieren, und ward sehr traurig, blickte ihren Vater an und sprach: guter König und liebster Vater, willst Du es haben, daß Apollonius, der erst heute durch uns wohlhabend geworden ist, dahin gehe und ihm böse Menschen wieder abnehmen, was wir ihm geschenkt haben? Darauf befahl der König eilig, es solle jenem ein Zimmer angewiesen werden, wo er ruhig und seinem Stande gemäß schlafen könne. Das Mägdlein aber, welches von Liebe entbrannt war, hatte eine unruhige Nacht und begab sich daher früh Morgens in das Schlafgemach ihres Vaters. Als sie derselbe aber gewahr wurde, sprach er zu ihr: was heißt das, daß Du wider Deine Gewohnheit so frühzeitig erwacht bist? Das Mägdlein aber entgegnete: ich konnte keine Ruhe finden, weshalb ich Dich, liebster Vater, ersuche, daß Du mich dem jungen Manne zu unterrichten giebst, auf daß ich

die Musik und andere Dinge erlernen kann. Wie das der König hörte, freuete er sich, ließ den Jüngling zu sich rufen und sprach zu ihm: Apolloni, meine Tochter wünscht sehr Deine Kunst zu erlernen, ich bitte Dich also, daß Du ihr Alles zeigst, was Du selbst weißt: ich will Dir dafür einen Deiner würdigen Lohn zahlen. Jener aber sprach: Herr ich bin bereit, Euerem Willen Genüge zu leisten. Er unterrichtete also das Mägdlein in Allem, was er selbst gelernt hatte. Allein die Prinzessin ward nach Diesem aus allzugroßer Liebe zu dem Jüngling krank, und da der König sah, daß seine Tochter ein Unwohlseyn angefochten habe, ließ er seine Aerzte kommen. Diese aber befühlten die Adern und einzelnen Theile des Körpers derselben, konnten aber nirgends eine Krankheit entdecken. Nach wenigen Tagen aber begrüßten drei sehr edle junge Männer, die seit langer Zeit die Prinzessin schon zur Ehe begehrt hatten, den König wie mit einem Munde, und der König blickte sie an und sprach: was wollt Ihr denn? Sie aber entgegnete: deswegen, weil Du uns öfters versprochen hast, einem von uns Deine Tochter zur Gemahlin zu geben, darum sind wir heute zusammen hierher gekommen. Wir sind Deine Unterthanen, reich und von edeln Eltern erzeugt: wähle also einen von uns dreien, welchen Du zum Schwiegersohne haben willst. Der König aber erwiderte: Ihr habt mich zu einer unpassenden Zeit gestört: meine Tochter liegt jetzt den Wissenschaften ob, ist aber aus lauter Liebe zum Studieren unpaß geworden, damit ich jedoch nicht scheine Euch hinhalten zu wollen, so schreibt mir auf Euere Schreibtafeln Euere Na-

men und die Größe Eueres Erbtheils, die will ich dann meiner Tochter einhändigen, und sie mag dann selbst den wählen, welchen sie haben will. Jene aber thaten also: der König aber nahm, was sie geschrieben hatten, las es, drückte sein Siegel darauf und übergab es mit folgenden Worten dem Apollonius: Meister, nimm diese Papiere und händige sie Deiner Schülerin ein. Apollonius aber nahm sie und brachte sie dem Mägdlein. Als aber die Prinzessin den erblickte, welchen sie liebte, sprach sie: Meister, was giebt es, daß Du allein in mein Gemach trittst? Apollonius aber erwiderte: nimm diese Schreibtafeln, welche Dir Dein Vater sendet, und lies. Das Mägdlein öffnete aber die Schreibtafeln, las die drei Namen ihrer Freier, warf sie auf die Erde, blickte ihren Apollonius an und sprach zu ihm: Meister Apollonius, thut es Dir nicht leid, daß ich einem Andern zur Ehe gegeben werden soll? Jener aber entgegnete: nein, denn Alles was Dir geschieht, wird auch für mich Ehre und Gewinn seyn. Das Mägdlein aber sprach: Meister, wenn Du mich liebtest, würde es Dir weh thun. Hierauf schrieb sie eine Antwort darunter, versiegelte die Schreibtafel wieder und übergab sie dem Apollonius, daß er sie dem König überbrächte. Sie hatte aber so geschrieben: mein König und theuerster Vater, da mir Deine Huld gestattet hat Dir zu antworten, so schreibe ich Dir jetzt wieder: ich wünsche jenen Schiffbrüchigen zu meinem Ehegemahl zu haben. Als das der König gelesen hatte und die Meinung seiner Tochter nicht verstand, was für einen Schiffbrüchigen sie meine, wandte er sich zu den Jünglingen und sprach zu ihnen: wer von Euch hat Schiff-

bruch gelitten? Einer aber von ihnen, Namens Ardonius, sprach: ich. Ein anderer aber sagte: daß Dich die Pest treffe und Du nie wieder gesund und wohl werdest, da ich Dich als meinen Gespielen von klein auf kenne und Du niemals aus dem Thore dieser Stadt gegangen bist, daß Du hättest Schiffbruch erleiden können. Als nun der König nicht hatte finden können, wer von ihnen Schiffbruch gelitten hatte, schaute er den Apollonius an und sprach: nimm diese Brieftafel und lies: denn es wäre wohl möglich, daß Du das, was ich nicht verstehe, weißt, da Du dabei warest, als sie schrieb. Apollonius aber nahm das Schreiben, durchlief es schnell und erröthete, als er merkte, daß er geliebt sey. Hierauf sprach der König zu ihm: Apolloni, hast Du den Schiffbrüchigen herausgefunden? Jener sagte aber nur wenig Worte, weil er sich schämte. Hierin konnte man aber recht die Weisheit des Apollonius inne werden, denn, wie der Weise spricht: Weisheit mangelt bei'm Schwatzen. Daher sagt der erste Brief Petri im zweiten Capitel: Christus hat Euch sein Vorbild gelassen, daß Ihr sollt nachfolgen seinen Fußtapfen, welcher keine Sünde gethan hat, ist auch kein Betrug an seinem Munde erfunden worden: wie es Johannis am ersten heißt: laßt uns ihm also nachahmen, indem wir nichts Böses reden oder Scheltwort mit Scheltwort vergelten: sondern laßt uns unsere Zunge im Zaume halten, auf daß sie öfter segne, denn fluche: und also wird sie ein Werkzeug seyn zum schnellen Schreiben, das heißt des heiligen Geistes, der uns seine Gaben plötzlich eingießt, wie geschrieben steht: plötzlich erhob sich eine Stimme am Himmel rc. Darum heißt

es im zweiten Briefe Petri im ersten Capitel: wer gute Tage sehen will, der halte seine Zunge ab vom Bösen und seine Lippen mögen nicht Betrug reden: das heißt: er darf dieses weder bei sich heimlich murmeln, noch äußerlich einen Fluch ausstoßen: und also kann er sein Leben hier in zeitlichem, in der Zukunft aber in ewiglichem Frieden hinbringen. Denn der erste Friede wird im Ganzen dadurch erhalten, daß der Mensch nicht vermittelst seiner Zunge in böse Scheltworte ausbricht, die seine Nächsten beleidigen, und das ist der Anfang des ewigen Friedens. Daher sagt der Psalmist: im Frieden will ich schlafen und ruhen. Denn gleichwie die Zunge eines guten und friedfertig redenden Mannes durch die Tugend Gottes geleitet wird, also auch die Stimme des Fluchenden durch böse Geister, welche ihm dienen: wie geschrieben steht: in unserem Garten steht ein weißer Dornstrauch, auf welchem die Vögel ausruhen. Unter dem Garten aber müssen wir unsern Mund verstehen, der mit einem doppelten Zaune umgeben ist, nehmlich den Zähnen und Lippen, und zwar aus keinem andern Grunde, als daß wir unserer Zunge einen Wächter bestellen, auf daß sie nichts Anderes spricht, als was zur Ehre Gottes ist. Ein Dornstrauch aber, der in einem Garten steht, heißt unsere Zunge durch ein Gleichniß, weil sie wie ein wirklicher Dorn sticht. Also sagt Matthäus im sechsundzwanzigsten Capitel: und flochten eine Dornenkrone und setzten sie ihm auf sein Haupt, also daß das Blut durch die gewaltigen Stiche jener Dornen aus seinem gesegneten Leibe strömte. Also sticht auch der Dorn, welcher Zunge genannt wird, den Menschen, indem

er ihm bald seinen guten Namen nimmt, bald von sich lügt, bald Böses, was Andern unbekannt ist, an den Tag bringt, wovor man sich besonders hüten muß. Die Vögel aber, welche auf jenem Dornbusche ausruhen, das sind die Teufel, welche den Menschen vorzüglich zu solchen Fehlern veranlassen, auf daß er ihr Diener werde. Darum werden sie beim jüngsten Gericht also über ihn reden: o Du gerechter Richter, überlasse uns diesen Menschen; er der nicht durch Tugend Dir angehören wollte, ist durch Bosheit jetzt unser geworden. Ein Jeder mag also seine Zunge im Zaume halten, was Cato die erste Tugend nennt. Aber um wieder auf unsere Geschichte zurück zu kommen, wie der König merkte, daß seine Tochter diesen haben wollte, sprach er zu den andern: sobald ich Zeit habe, werde ich zu Euch kommen. Diese aber nahmen Abschied von ihm und gingen ihres Weges. Der König begab sich nun allein zu seiner Tochter hinein und sprach: was für einen Gemahl hast Du Dir auserlesen? Sie aber warf sich ihm mit Thränen zu Füßen und sprach: theuerster Vater, ich will den schiffbrüchigen Apollonius haben. Wie aber der König seine Tochter in Thränen sah, hob er sie auf von der Erde und sprach also zu ihr: süßes Töchterlein, denke an nichts Anderes, denn Du hast Dir den erkoren, für welchen auch ich gewesen bin, sobald ich ihn nur erblickt hatte. Weil ich nun aber Dein lieber Vater bin, so will ich Deinen Hochzeitstag ohne Verzug festsetzen. Am folgenden Tage wurden nun die Freunde des Königs aus den benachbarten Städten herbeigerufen, und der König sprach zu ihnen: Ihr Lieben, meine Tochter will ihren Lehrer Apollonius heirathen,

ich bitte Euch also, daß Ihr Euch des alle freuen möget, weil sich meine Tochter einem so klugen Manne vermählt. Als er so gesprochen hatte, bestimmte er einen Tag zu ihrer Vermählung, sie aber wurde schnell schwanger, und als sie ein Kind unter ihren Herzen trug, begab es sich, daß sie mit ihrem Manne, dem König Apollonius, am Ufer des Meeres spazieren ging und ein kostbares Schiff erblickte. Apollonius aber erkannte, daß es aus seinem Vaterlande sey, wandte sich also zu dem Schiffsherrn und sprach: wo kommst Du her? Jener aber erwiderte: von Tyrus. Apollonius aber entgegnete: das ist der Name meiner Vaterstadt. Der Andere erwiderte: also bist Du ein Tyrier. Und jener sprach: es ist so, wie Du sagst. Darauf sagte der Schiffherr: kennst Du vielleicht einen Fürsten aus dieser Deiner Vaterstadt, der Apollonius heißt? Ich bitte Dich, daß wo Du ihn auch erblicken magst, Du ihm sagest, er möge sich freuen und gutes Muthes seyn, weil der König Antiochus samt seiner Tochter vom Blitz getroffen worden ist, und die Schätze seines Reiches zu Antiochia für den Apollonius aufbewahrt werden. Wie das Apollonius hörte, sprach er voll Freude zu seiner Gemahlin: ich bitte Dich, laß mich von hier ziehen, um mein Reich in Besitz zu nehmen. Jene aber sprach, indem sie Thränen vergoß: o Herr, wenn Du auf einer weiten Reise wärest, müßtest Du zu meiner Niederkunft herbeieilen, und jetzt willst Du Dich entfernen, da Du doch bei mir bist: so Du es aber willst, wollen wir zusammen dorthin schiffen. Hierauf ging sie zu ihrem Vater und sprach: o geliebter Vater, freue Dich mit uns, weil der alte König

Antiochus samt seiner Tochter durch das Gericht Gottes vom Blitze erschlagen worden ist, seine Schätze aber und seine Krone für uns aufbewahrt werden; erlaube also, daß ich mit meinem Manne dorthin fahren darf. Der König aber freuete sich sehr, ließ Schiffe an's Gestade ziehen und mit allen möglichen Gütern beladen, befahl auch, daß eine Amme Namens Ligozis und eine Wehmutter, der Entbinbindung seiner Tochter wegen, die Reise mitmachen sollten, gab ihnen die Erlaubniß abzureisen, begleitete sie bis an's Ufer und gab seiner Tochter und seinem Schwiegersohne viele Küsse mit auf den Weg. Als sie aber einige Tage auf dem Meere gewesen waren, da erhob sich ein gewaltiges Ungewitter, und die Prinzessin ward durch die Geburt einer Tochter so schwach, daß sie todt zu seyn schien. Wie das ihre Dienerinnen bemerkten, erhoben sie ein lautes Geschrei und Geheul, Apollonius eilte herbei, und als er seine Gemahlin wie todt daliegen sah, da riß er die Kleider von seinem Leibe, warf sich unter Thränenströmen über ihren Körper hin und sprach: theures Weib, Tochter des Altistrates, was soll ich Deinem Vater über Dich antworten? Kaum hatte er also gesprochen, so sagte der Steuermann zu ihm: kein Schiff kann einen Leichnam ertragen, befiehl also den Körper in's Meer zu werfen, auf daß wir dem Tode entrinnen können. Apollonius aber sprach zu ihm: was sagst Du, Schändlicher? Du willst also, daß ich diesen Körper in's Meer werfe, der mich, als ich schiffbrüchig und arm war, aufgenommen hat. Er berief also seine Diener zu sich und sprach: machet einen Sarg mit Oeffnungen und verklebt sie mit Erdharz: hin-

ein aber leget eine bleierne Tafel und befestigt sie darin. Als nun das Behältniß fertig war, legten sie die Prinzessin mit köstlichem Schmuck geziert in den Sarg und eine Menge Gold unter ihrem Kopf; hierauf gab er unter vielen Thränen dem Leichnam einen Kuß, befahl das Kind aufzuziehen und sorgsam zu ernähren, um dem König statt seiner Tochter eine Enkelin zeigen zu können, und gebot unter vielem Weinen den Sarg in's Meer zu senken. Am dritten Tage warf aber die Meeresfluth den Kasten an das Gestade von Ephesus nicht weit vom Hause eines Arztes, Namens Cerimon, der mit seinen Schülern an selbigem Tage am Meeresufer spazieren ging. Als der nun den Kasten, welchen die Wellen an's Land geworfen hatten, vor sich liegen sah, sprach er zu seinen Dienern: hebet diesen Kasten auf und traget ihn aber mit möglichster Behutsamkeit nach meinem Landgute. Als sie das gethan hatten, öffnete ihn der Arzt und erblickte darin ein mit königlichem Schmuck geziertes und sehr schönes Frauenzimmer. Alle aber, die ihre Schönheit erblickten, wunderten sich sehr, denn es war in ihr eine wahrhaft strahlende Schönheit, so daß die Natur an ihr weiter nichts Fehlerhaftes hervorgebracht hatte, als daß sie dieselbe nicht hatte unsterblich werden lassen. Denn ihre Haare waren glänzend wie Schnee, unter ihnen aber thronte die milchweiße Fläche der Stirne, auf der sich auch nicht eine einzige häßliche Runzel zeigte. Ihre Augen aber waren wie zwei kreisende Sterne, an Geschwindigkeit, nicht aber an Entgegenkommen denselben ähnlich, denn sie waren durch einen bescheidenen Blick gefesselt und versprachen die Beständigkeit eines treuen Gemüths. Auch

ihre Augenlieder hatte die Natur auf eine reizende Weise mit ihren Augenwimpern in Einklang gebracht; auch ihre Nase bildete eine vollkommen gerade Linie, indem sie auf angenehme Weise die beiden Theile des Gesichts durchschnitt, sie erhob sich aber weder durch allzugroße Länge nach vorn zu, noch war sie durch allzugroße Kürze abgeschnitten, sondern zeigte sich in einem schicklichen Ebenmaße. Ihr Hals, glänzender als die Strahlen der Sonne und mit Halsgeschmeiden verziert, versetzte Aller Augen in wunderbares Entzücken. Ihr übriger Körper war aber weder zu klein, noch durch eine allzugroße Fülle strotzend, so daß durchaus Niemand an ihr etwas auszusetzen hatte. Aus ihrer Brust traten aber zwei reizende Aerme, wie Aeste aus dem Stamme eines Baumes hervor, ihre Finger hatten eine verhältnißmäßige Größe, indem der Glanz derselben sogar nicht an dem Ebenmaße der Nägel übersehen war. Da nun aber diese außerordentliche Schönheit durchaus keine Beimischung von irgend etwas Entstellendem duldete, so konnte man dabei auch eine besondere Vollkommenheit ihrer Seele bemerken, da durch die Schöpfung der göttlichen Macht sowohl Handlungen als Körperkraft in einem gehörigen Verhältnisse zu einander stehen müssen, und jegliche That eines Handelnden nur auf einer Vorherbestimmung beruht, so daß alle Schönheit des auswendigen Leibes erst von der innern Schönheit der Seele ausgeht, weshalb man sagt, daß die mannigfaltigen Vorzüge der Gestalt sich der Masse des Stoffes anpassen. Dieses beste Verhältniß fand aber zwischen dem Körper und der Seele dieser Prinzessin statt. Als nun der Arzt sie wie todt vor sich liegen

sah, erstaunte er und sprach: o liebes Mädchen, warum bist Du so verlassen? Er sah aber, daß unter ihrem Haupte eine Summe Goldes lag, und auf dem Golde eine beschriebene Tafel, und sprach: wir wollen doch sehen, was diese Schreibtafel enthält. Als er sie geöffnet hatte, fand er folgendes darauf geschrieben: wer diesen Sarg findet, den bitte ich, daß er zehn Goldstücke für sich behält, fünf aber auf das Begräbniß dieses Leichnams verwendet; denn dieser Leichnam hat seinen Angehörigen viele Thränen und bittere Schmerzen hinterlassen; so aber Jemand anders thut, als der Schmerz von ihm fordert, der möge des Todes seyn und Niemanden finden, der seinen Leib dem Grabe übergebe. Als nun jener dieses Schreiben durchgelesen hatte, sprach er zu seinen Dienern: laßt uns dem Körper gewähren, was der Schmerz von uns fordert. Alsbald ließ er einen Scheiterhaufen erbauen, allein während man noch damit beschäftigt war, denselben aufzurichten um den Körper darauf zu legen, kam ein junger Schüler des Arztes dazu, der jedoch, was sein Genie anging, ein Greis zu seyn schien. Als dieser den schönen Leichnam auf dem Scheiterhaufen liegen sah, erblickte ihn auch sein Meister und sprach zu ihm: Du kommst zur guten Stunde, denn eben wartete ich auf Dich: nimm diese Flasche mit Salbe und gieße sie, was das Letzte bei dem Begräbniß ist, über den Leichnam. Also trat der Jüngling zu dem Leichnam und zog dessen Gewänder weg, und goß mit seiner Hand die Salbe über den ganzen Körper, fühlte aber dabei Leben am Herzen desselben. Der Jüngling erstaunte, fühlte den Puls, und entdeckte Lebenszeichen; prüfte hierauf die

Nasenlöcher und legte seine Lippen auf den Mund des Leichnams und entdeckte Leben, welches noch mit dem Tode rang; hierauf sprach er also zu den Dienern: stecket langsam Fackeln an diese vier Enden, nehmt Euch aber in Acht. Als hierauf das Blut, welches erstarrt war, flüßig ward, und dieses der Jüngling gewahr wurde, sprach er zu seinem Meister: das Frauenzimmer, welches Du für todt hältst, lebt, und ich will, damit Du mir Glauben beimissest, Dir solches durch einen Versuch beweisen. Als er so gesprochen hatte, hob er die Prinzessin auf und trug sie in sein Schlafzimmer, und legte ihr heißes Oel auf die Brust; hierauf feuchtete er Wolle an und legte sie auf ihren Körper, so daß das Blnt, welches innerlich erstarrt war, durch die Wärme wieder zum Fließen kam und der Athem anfing durch ihr Mark zu ziehen; hierauf öffnete er ihr die Adern, sie schlug die Augen auf, holte Athem und sprach, indem sie wieder zu sich kam: wer bist Du? berühre mich nicht anders, als es sich geziemt, denn ich bin die Tochter eines Königs und Gemahlin eines Königs. Als das der Jüngling hörte, ward er voller Freude, begab sich in das Zimmer seines Meisters und sprach zu ihm: siehe, Meister, das Frauenzimmer lebt. Der aber sprach: ich bin mit Deiner Erfahrung zufrieden, lobe Deine Kunst, bewundere Deine Klugheit. Höre von jetzt an sorgfältig auf meinen Rath: sey nie undankbar gegen Deine Kunst. Empfange hier Deinen Lohn, denn dieses Frauenzimmer hat eine große Summe Geldes bei sich gehabt; hierauf befahl er sie mit frischen Kleidern, gesunden Speisen und den besten Stärkungsmitteln zu laben, und nach

wenigen Tagen, als er erfahren hatte, daß sie aus königlichem Blute entsprossen sey, rief er seine Freunde zu sich und nahm sie an Kindesstatt an. Sie aber bat ihn flehentlich, daß sie von Niemandem berührt werden möchte und unter den Priesterinnen der Diana dienen dürfe, worauf er sie mit Frauen dahin sandte, auf daß sie daselbst unverletzt bewahrt würde. Indessen segelte Apollonius mit großer Trauer dahin und landete durch die Führung Gottes zu Tharsus: hier stieg er aus und begab sich in das Haus des Stranguilio und der Dyonisiades, und erzählte ihnen, nachdem er sie begrüßt hatte, alle seine Unglücksfälle, indem er also sprach: zu meinem großen Kummer ist mir meine Frau gestorben, meine Tochter aber erhalten worden, worüber ich mich sehr freue. Darum, so ich mich auf Euch verlassen kann, will ich mein verloren gegangenes Reich, welches mir aufgehoben worden, nicht annehmen, aber auch nicht zu meinem Schwiegervater zurückkehren, dessen Tochter ich auf dem Meere verloren habe, sondern ich will lieber Handelsgeschäfte treiben: Euch aber vertraue ich mein Kind an, daß sie mit Euerer Tochter Philomacia erzogen werde, und meine Tochter den Namen Tharsia erhält. Außerdem wünsche ich, daß Ligozis, die Amme meiner Frau, auch die Sorge für Dein Mädchen noch übernimmt. Mit diesen Worten übergab er dem Stranguilio das Kind, händigte ihm Gold und Silber und eine große Menge Kleider ein, und schwur, er wolle nicht eher sein Haar, seinen Bart und seine Nägel verschneiden, bis er seine Tochter verheirathet habe. Jene aber erstaunten gar sehr, schwuren ihm aber einen schweren Eid,

daß sie seine Tochter mit allem Fleiße erziehen wollten. Apollonius bestieg nun ein Schiff und fuhr in ferne Länder. Indessen ward die Jungfrau Tharsia, als sie fünf Jahr alt geworden war, samt der Philomacia, der Tochter jener Leute, die mit ihr von gleichem Alter war, in die Schule geschickt: als sie nun aber das vierzehnte Jahr erreicht hatte, und einstmals aus dem Hörsaale nach Hause kam, fand sie ihre Amme Ligozis von plötzlichem Unwohlseyn ergriffen, setzte sich neben sie und fragte sie um die Ursache ihrer Krankheit. Die Amme aber sprach zu ihr: Gutes Kind, höre auf meine Worte und bewahre sie in Deinem Herzen. Wen hältst Du für Deinen Vater, oder Deine Mutter, oder Deine Vaterstadt? Das Mädchen aber entgegnete: meine Vaterstadt ist Tharsus, mein Vater Stranguilio und meine Mutter Dyonisiades. Da seufzte ihre Amme und sprach: höre, meine Tochter, die Geschichte Deiner Geburt, damit Du weißt, was Du nach meinem Tode thun mußt. Dein Vater heißt Apollonius, Deine Mutter aber war Lucina, eine Königstochter. Als sie Dich gebar, gab sie ihren Geist auf und starb, Dein Vater Apollonius aber ließ einen Sarg machen und sie mit ihrem königlichen Schmucke in's Meer versenken und legte ihr zwanzig Goldstücke unter das Haupt, damit, wohin sie auch von den Wellen getrieben würde, ihr diese nützen könnten. Das Schiff gelangte nun, trotz dem Widerstande der Winde, mit Deinem trauernden Vater und Dir, die Du noch in der Wiege lagst, an diese Stadt, und der Tyrier Apollonius vertraute Dich und mich diesem seinen Gastfreunde, dem Stranguilio und der Dyonisiades an, und that ein Ge=

lübde, er wolle nicht eher seinen Bart, seine Haare und Nägel verschneiden, als er Dich verheirathet habe. Jetzt rathe ich Dir aber, so nach meinem Tode Deine Gastfreunde, welche Du Deine Eltern nennst, Dir irgend ein Unrecht zufügen, so begieb Dich auf den Markt, wo Du ein Standbild Deines Vaters antreffen wirst, dieses fasse mit Deiner Hand an und rufe laut: ich bin die Tochter des Mannes, den dieses Standbild vorstellt. Die Bürger aber werden sich der Wohlthaten Deines Vaters erinnern und die Dir angethane Beleidigung rächen. Tharsia aber sprach zu ihr: theure Amme, ich rufe die Götter zu Zeugen an, daß, hättest Du mir dieses nicht gesagt, ich gar nicht wissen würde, woher ich wäre. Während sie aber noch also mit einander sprachen, gab die Amme ihren Geist auf. Tharsia aber beerdigte den Leichnam ihrer Amme und betrauerte ein ganzes Jahr lang ihren Tod; nach diesem aber legte sie ihre frühere vornehme Kleidung wieder an und ging, um sich weiter in den schönen Wissenschaften auszubilden, in die Schule; wenn sie aber aus derselben heraus kam, nahm sie nicht eher Speise zu sich, als bis sie das Grab ihrer Amme besucht hatte: dieses betrat sie aber immer, ein Gefäß mit Wein in der Hand, blieb dort eine Weile und rief ihre Eltern an. Während sie aber dieses that, ging einst Dyonisiades mit ihr und ihrer Tochter Philomacia über den Markt. Alle aber, welche die Zierlichkeit und Schönheit der Tharsia sahen, sprachen: glücklich ist der Vater, dessen Tochter Tharsia ist; die aber, welche an ihrem Arme hängt, ist häßlich und ein wahrer Abschaum. Als aber Dyonisiades das hörte, wie Tharsia gelobt und ihre

Tochter getadelt wurde, gerieth sie in Wuth, setzte sich allein für sich hin und dachte bei sich: seitdem ihr Vater von hier weggereist ist, sind einige Jahre in's Land gegangen, er wird nicht wieder kommen, um seine Tochter zu holen, hat auch keine Briefe nach ihr geschrieben: ich glaube, er ist todt; ihre Amme ist auch gestorben, ich habe jetzt keine Gegenwehr zu scheuen, und werde meine Tochter mit ihren Kostbarkeiten schmücken. Als sie noch so bei sich dachte, da kam ein Mann von ihrem Landgute, Namens Theophilus, den rief sie zu sich und sprach zu ihm: wenn Du eine Belohnung zu haben wünschest, so tödte mir die Tharsia. Der Meier aber sprach: was hat denn die unschuldige Jungfrau begangen? Jene aber erwiderte: sie ist eine sehr schlechte Person, also darfst Du mir diesen Dienst nicht verweigern: thue, wie ich Dir heiße, und wenn Du nicht also thust, soll es Dir übel bekommen. Jener aber sprach: Herrin, wie kann das geschehen? Sie aber antwortete: es ist ihre Gewohnheit, sobald sie aus der Schule kommt, nicht eher Speise zu sich zu nehmen, als bis sie in das Grabmal ihrer Amme getreten ist; wenn sie Dich dort mit einem Dolche gerüstet findet, so fasse sie bei den Haaren ihres Scheitels, morde sie und wirf ihren Körper in's Meer: dafür sollst Du Deine Freiheit nebst einer großen Belohnung empfangen. Der Meier nahm also einen Dolch, begab sich unter Seufzern und Thränen nach dem Grabmale und sprach: weh mir, ich verdiene mir die Freiheit nur dadurch, daß ich das Blut jener unschuldigen Jungfrau vergieße. Als nun das Mägdlein aus der Schule kam, trat sie nach ihrer Gewohnheit mit einer

Flasche Wein versehen in das Grabmal, der Meier aber stürzte auf sie los, faßte sie bei den Haaren und warf die Jungfrau zu Boden: wie er aber im Begriff war sie zu durchbohren, sprach Tharsia zu ihm: o Theophile, was habe ich Dir oder irgend Jemandem gethan, daß ich jetzt sterben soll? Der Meier aber sprach: Du hast nichts verbrochen, aber Dein Vater, der Dich mit vielem Golde und königlichem Schmucke hier zurückgelassen hat. Darauf sprach das Mädchen zu ihm: Herr, ich bitte Dich, daß, wenn keine Hoffnung mehr für mich da ist, Du mir gestattest meinen Gott anzurufen. Der Meier aber entgegnete: bete, denn Gott weiß es, daß ich Dich nur gezwungen tödte. Wie sich aber jene zum Gebet niedergeworfen hatte, kamen Seeräuber herbei und schrieen, als sie jene in Todesgefahr erblickten und sahen, wie ein bewaffneter Mann im Begriff sey, sie zu durchbohren: schone sie, grausamer Barbar, sie ist unsere Beute, der Sieg ist nicht mehr Dein. Als aber jener Solches hörte, flüchtete er sich hinter das Grabmal und versteckte sich am Gestade, die Seeräuber aber schleppten die Jungfrau fort und begaben sich mit ihr wieder auf's Meer. Hierauf kehrte der Meier wieder zu seiner Herrin zurück und sprach zu ihr: es ist geschehen, wie Du befohlen hast; ich rathe Dir, lege jetzt, wie ich, Trauerkleider an, und wir wollen vor den Augen unserer Mitbürger einige erheuchelte Thränen vergießen und sagen, sie sey an einem schweren Gebreste gestorben. Wie das Stranguilio hörte, da ergriff ihn Furcht und Schrecken und er sprach: gieb mir also ein Trauerkleid, auf daß ich um sie trauern kann, weil ich in ein solches Verbrechen

verwickelt worden bin. Weh, was soll ich thun? Der Vater jenes Mädchens hat diese Stadt aus Todesgefahr gerettet, um dieser Stadt Willen hat er Schiffbruch erlitten, seine Güter verloren und Mangel erduldet, und jetzt ist ihm Gutes mit Bösem vergolten worden. Ein grimmiger Löwe hat seine Tochter, welche er mir, um sie zu erziehen, gesandt hatte, verschlungen: weh mir, ich bin verblendet gewesen, jetzt muß ich die Unschuldige betrauern; durch eine schändliche, giftige Schlange habe ich mich überwältigen lassen. Dabei hob er seine Augen gen Himmel auf und sprach: Gott, Du weißt es, daß ich rein bin von Tharsias Blute, fodere es von der Dyonisiades zurück. Dabei schaute er seine Frau an und sprach: auf welche Weise hast Du die Königstochter um's Leben gebracht, Du Feindin Gottes und Schandfleck der Menschheit? Sie aber kleidete sich und ihre Tochter in Trauerkleider und vergossen Thränen, und sprachen zu ihren Mitbürgern: Ihr lieben Mitbürger, wir schreien zu Euch, denn die Hoffnung unserer Augen, Tharsia, die Ihr gesehen habt, ist plötzlich unter Schmerzen gestorben, und hat uns nur Jammer und bittere Thränen hinterlassen, wir aber haben sie auf eine ihrer würdige Weise bestatten lassen. Hierauf begaben sich die Bürger dahin, wo für die Verdienste ihres Vaters dessen Körper aus Erz dargestellt war, und wo die Bürger der Jungfrau Tharsia für die Wohlthaten ihres Vaters ein ehernes Grabmal errichten ließen. Die nun, welche das Mädchen geraubt hatten, langten bei der Stadt Machilenta an, und das Mägdlein ward unter den übrigen Sclaven zum Verkauf ausgestellt. Als aber ein gottloser und unseliger

Kuppler von ihr gehört hatte, fing er an sich vorzunehmen, dieselbe zu kaufen. Indessen erblickte sie auch Athanagoras, ein Fürst aus derselben Stadt, und da er ihre Schönheit, Adel und Klugheit gewahr wurde, bot er zehn Goldstücke für sie. Der Kuppler aber sprach: ich will zwanzig geben. Da entgegnete Athanagoras: ich gebe dreißig, und der Kuppler sagte: ich vierzig, Athanagoras aber: ich funfzig, worauf der Kuppler sagte: ich achtzig, und Athanagoras erwiderte: ich neunzig, und der Kuppler sprach: ich will auf der Stelle hundert Goldstücke geben, und fügte noch hinzu: so Jemand mehr bietet, so will ich noch zehn Goldstücke zulegen. Da sprach Athanagoras: wenn ich mit dem Kuppler hier wetteifern wollte, so müßte ich mehrere Sclavinnen verkaufen, um für diese eine zu erhalten, ich will sie ihn also kaufen lassen, und wenn er sie in sein Haus bringen wird, da will ich zuerst zu ihr gehen und ihre Jungfrauschaft rauben, das wird dann gerade so gut seyn, als wenn ich sie selbst gekauft hätte. Kurz sie mußte sich mit dem Kuppler in dessen Sprachzimmer begeben, wo ein goldener und mit Edelsteinen verzierter Priapus aufgestellt war, und hier sprach er zu ihr: Mägdlein, an diesen da richte Dein Gebet. Sie aber versetzte: nimmermehr will ich mein Knie vor einer solchen Gottheit beugen, und fügte hinzu: Herr, bist Du vielleicht aus Lampsacus? Der Kuppler aber antwortete: weshalb? Und jene sprach: weil die Lampsacener den Priapus anbeten. Da sagte der Kuppler: Unglückliche, weißt Du nicht, daß Du das Haus eines habsüchtigen Wucherers betreten hast? Da warf sich das Mädchen ihm zu Füßen und sprach: o Herr, erbarme Dich

meiner Jungfräulichkeit und schände nicht meinen Leib unter einem so schmählichen Namen. Worauf der Kuppler also zu ihr redete: Du weißt nicht, daß bei einem Kuppler und Henker weder Bitten noch Thränen irgend etwas ausrichten. Hierauf rief er den Aufseher seiner Mädchen herein und sprach zu ihm: laß dieses Mägdlein mit kostbaren, ihrem Alter angemessenen Gewändern bekleiden und folgende Ankündigung schreiben: wer die Tharsia zuerst besitzen will, der soll ein halbes Pfund Gold bezahlen, nachher soll sie einem Jeden für einen Goldgülden zu Diensten stehen. Als nun der Aufseher gethan hatte, wie ihm befohlen war, ward sie von dem Kuppler, indem der übrige Haufe seiner Mädchen voranging, drei Tage nachher mit Musik in sein Haus geführt. Der Fürst Athanagoras begab sich indessen mit verhülltem Haupt zuerst in ihr Gemach, allein Tharsia warf sich, als sie ihn erblickte, zu seinen Füßen hin und sprach: Herr, erbarme Dich meiner um Gottes Willen, ich beschwöre Dich im Namen Gottes, beschimpfe mich nicht, bekämpfe Deine Lust und vernimm den Bericht über meine Herkunft und meine unglücklichen Schicksale, und bedenke, von wem ich abstamme. Als sie ihm nun alle ihre Begebenheiten erzählt hatte, da sprach der Fürst bestürzt und von Mitleid gerührt zu ihr: auch ich habe eine Tochter, welche Dir ähnlich sieht und fürchte für sie ein gleiches Schicksal. Mit diesen Worten gab er ihr zwanzig Goldstücke und sprach: hier hast Du mehr, als der Preis für Deine Jungfrauschaft beträgt, sage Allen, welche hierher kommen, dasselbe, was Du mir gesagt hast, und Du wirst erlöst werden. Da vergoß das Mägd-

lein Thränen und sagte: ich danke Dir für Deine Gottesfurcht, erzähle aber Niemandem, was Du von mir erfahren hast. Athanagoras aber erwiderte: nur meiner Tochter will ich es erzählen, damit sie nicht, wenn sie ein gleiches Alter erreicht haben wird, ein ähnliches Schicksal erfahre, und entfernte sich Thränen in seinen Augen. Als er aber das Haus verließ, begegnete ihm ein Anderer und sprach: wie hat Dir das Mägdlein gefallen? Der Fürst aber entgegnete: so gut als möglich, sie war aber sehr traurig. Hierauf begab sich der Jüngling in ihr Gemach, und das Mägdlein verschloß nach Gewohnheit die Thüre, worauf der Jüngling zu ihr sprach: wie viel hat Dir der Fürst gegeben? Das Mädchen erwiderte: vierzig Goldstücke, worauf jener sagte: hier ist ein ganzes Pfund Gold. Als das der Fürst von Außen hörte, sagte er: je mehr Du giebst, desto mehr wird sie weinen. Das Mägdlein nahm also die Goldstücken, warf sich jenem zu Füßen und verkündete ihm ihr Unglück, und der Jüngling, Aporiatus genannt, sprach zu ihr: steht auf, Dame, wir sind Menschen, und alle solchen Schicksalen unterworfen. Als er so gesprochen hatte, ging er hinweg, und da er den Athanagoras lachen sah, sprach er zu ihm: ei Du bist ein so großer Mann, und hast doch jetzt Niemanden als mich, dem Du etwas vorweinen kannst. Hierauf schwuren sie, sie wollten ihre Worte keiner Seele verrathen, und schickten sich an die Ankunft Anderer abzuwarten. Es kamen aber Viele, zahlten ihr Geld und verließen sie weinend. Nach diesem aber überreichte sie dem Kuppler das Geld und sprach: hier ist der Preis meiner Jungfrauschaft. Der Kuppler

aber sprach: siehe zu, daß Du mir alle Tage so viel einhändigen kannst. Wie er aber am folgenden Tage hörte, daß sie noch Jungfrau sey, rief er zornig den Aufseher seiner Mädchen und sprach: nimm sie mit Dir und raube ihr ihren jungfräulichen Kranz. Daher sprach der Aufseher also zu ihr: sage mir, ob Du eine Jungfrau bist. Jene aber antwortete: so lange es Gott gefällt, bleibe ich es. Der aber sprach: wo hast Du aber so viel Geld herbekommen? Da entgegnete ihm das Mägdlein: dadurch, daß ich Thränen vergoß, mein Unglück erzählte und die Leute bat, Erbarmen mit meiner Jungfräulichkeit zu haben. Hierauf warf sie sich auch ihm zu Füßen und sprach: erbarme Dich meiner, Herr, stehe einer gefangenen Königstochter bei und entehre mich nicht. Jener aber erwiderte: der Kuppler ist ein habsüchtiger Mensch: ich weiß nicht, ob Du wirst Jungfrau bleiben können. Jene sprach indessen: ich bin in allen freien Künsten unterwiesen worden und kann wie ein Meister auf der Cither spielen: führe mich auf den Markt, wo Du meine Beredtsamkeit vernehmen kannst: ich lege dem Volke Fragen vor, ich werde sie auflösen und täglich durch diese Kunst Geld erwerben. Jener aber versetzte: das ist mir recht. Hierauf lief das ganze Volk zusammen die Jungfrau zu sehen. Jene aber schickte sich an ihre Beredtsamkeit zu zeigen und ließ sich Fragen aufgeben, welche sie alle deutlich löste und auf diese Weise viel Geld vom Volke bekam. Indessen hütete Athanagoras ihre Jungfräulichkeit und bewahrte sie unversehrt, wie seine einzige Tochter, so daß er sie mit vielen Geschenken dem Aufseher wieder übergab. Während aber dieß vorging, kam am Ende

des vierzehnten Jahres Apollonius nach der Stadt Tharsis, und in das Haus des Stranguilio und der Dyonisiades: kaum hatte ihn aber Stranguilio erblickt, als er auch eilenden Laufes fortstürzte und zu seiner Frau Dyonisiades sprach: Du sagtest der schiffbrüchige Apollonius sey todt, siehe jetzt kommt er, um seine Tochter von uns zu fordern, was sollen wir nun über das Mägdlein sagen? Jene aber entgegnete: Mann, ich und Du, wir sind verloren, indessen wollen wir Trauerkleider anlegen und Thränen vergießen, und er wird uns glauben, daß seine Tochter eines natürlichen Todes gestorben ist. Während sie noch darüber mit einander verhandelten, trat Apollonius ein, und als er sie in Trauer gekleidet sah, sprach er: warum weinet Ihr bei meiner Ankunft? ich glaube nicht, daß diese Thränen mich angehen, sondern Euch. Das Weib aber sprach: keineswegs. O wenn doch ein Anderer als ich oder mein Gatte Eueren Ohren zurufen wollte, was ich Euch sagen muß, daß Euere Tochter Tharsia plötzlich verschieden ist. Wie aber das Apollonius hörte, da zitterte sein ganzer Körper, und er blieb lange wie erstarrt stehen, nachher aber kam er endlich wieder zu sich, schaute das Weib an und sprach: wenn meine Tochter todt ist, wie Du sagst, ist denn auch mit ihr ihr Vermögen und ihre Kleider verschwunden. Jene aber erwiderte: Einiges ist da, Anderes weg. Und sie sprachen: glaube uns, denn weil wir dachten, daß Du Deine Tochter am Leben zu finden hofftest, und damit Du wüßtest, daß wir nicht lügen, so haben wir uns darüber ein Zeugniß verschafft, denn unsere Mitbürger, Deiner Wohlthaten eingedenk, haben in der Nähe des

Meerufers aus Erz Deiner Tochter ein Denkmal errichtet, welches Du sehen kannst. Apollonius aber, welcher glaubte, daß seine Tochter wirklich gestorben sey, sprach zu seinen Dienern: nehmt das und tragt es auf mein Schiff, Ihr Diener, ich will das Grabmal meiner Tochter besuchen. Er las aber die Inschrift desselben, wie sie oben geschrieben steht, gerieth ganz außer sich, verfluchte seine Augen und sprach: o ihr grausamen Augen, da Ihr das Grabmal meiner Tochter seht, konntet Ihr keine Thräne vergießen? Mit diesen Worten begab er sich auf sein Schiff und sprach zu seinen Dienern: werft mich, ich bitte Euch, in die Tiefe des Meeres, denn ich wünsche in den Wellen meinen Geist auszuhauchen. Während er aber auf seiner Rückreise nach Tyrus bisher mit günstigem Winde geschifft war, veränderte sich plötzlich das Meer, und sie wurden durch gefährliche Stürme umhergeworfen. Da aber Alle Gott anriefen, gelangten sie zur Stadt Machilenta, wo sich seine Tochter Tharsia befand. Darüber erhob der Steuermann und alle Schiffer ein großes Freudengeschrei, und Apollonius sprach: was für ein freudiges Getöse erreicht meine Ohren? Der Steuermann aber erwiderte: freue Dich, Herr, denn heute feiern wir Deinen Geburtstag. Apollonius aber seufzte und sprach: mögen Alle diesen Tag feiern, nur ich kann es nicht: meinen Dienern muß meine Buße und mein Schmerz genug seyn; ich schenke ihnen zehn Goldstücke, sie mögen kaufen, was sie wollen, und diesen Festtag begehen; wer mich aber rufen oder mir irgend ein Vergnügen machen wird, dem will ich die Beine zerschlagen lassen. Also empfing sein Zahlmeister, was nö-

thig war, und kehrte wieder auf das Verdeck zurück. Während aber das Schiff des Apollonius zierlicher geschmückt war, als alle übrigen, und besser aussah und die Schiffer ein großes Festmahl hielten, ging Athanagoras, der sich in die Tharsia verliebt hatte, in der Nähe des Schiffes am Gestade spatzieren, erblickte das Schiff des Apollonius und sprach: Freunde, sehet, so ein Schiff gefällt mir, denn ich sehe, daß es äußerst zierlich geschmückt ist. Wie aber die Schiffer ihr Schiff loben hörten, sprachen sie zu ihm: Herr, wir bitten Dich, steige auf unser Schiff. Jener aber entgegnete: recht gern, stieg hinauf und setzte sich lustigen Sinnes unter sie, legte zehn Goldstücke auf den Tisch und sprach: sehet her, Ihr sollt mich nicht umsonst eingeladen haben. Da sprachen sie: Herr, wir bedanken uns. Wie aber der Fürst sah, daß sich Alle gesetzt hatten, sprach er: wer ist der Herr dieses Schiffes? Der Steuermann erwiderte: unser Patron trauert, er liegt im Raume und will sterben, denn er hat auf der See seine Frau und im fremden Lande seine Tochter eingebüßt. Da sprach Athanagoras zu einem seiner Sclaven, Namens Ardalius: ich will Dir zwei Goldstücke geben, gehe hinab und sage ihm: der Fürst dieser Stadt läßt Dich ersuchen, hier aus dem Dunkel hinauf zu ihm an's Tageslicht zu kommen. Der Jüngling aber sprach: ich kann für Deine Goldstücke meine Beine mir nicht wieder ganz machen, suche Dir einen Andern, denn er hat befohlen, Jedem die Beine zu zerschlagen, der ihn rufen würde. Athanagoras aber sprach: dieses Gebot gilt für Euch, nicht für mich, ich aber will hinabgehen, saget mir nur, wie er sich nennt. Jene aber erwiderten:

Apollonius. Wie er den Namen gehört hatte, sprach er bei sich: auch Tharsia nannte ihren Vater Apollonius. Hierauf stieg er zu ihm hinab, und als er sah, daß sein Bart lang herab fiel und sein Haar verworren und struppig um ihn hing, sprach er mit leiser Stimme zu ihm: sey gegrüßt, Apollonius. Wie aber Apollonius dieses hörte und glaubte, daß ihm einer seiner Sclaven bei'm Namen rufe, schaute er mit finsterer Miene auf, da er aber einen unbekannten, anständigen und fein gekleideten Mann erblickte, schwieg er. Darauf sprach der Fürst zu ihm: ich weiß, daß Du Dich wundern wirst, warum ich, der ich Dir unbekannt bin, Dich bei Deinem Namen rufe: vernimm aber, daß ich der Fürst dieser Stadt bin und Athanagoras heiße: ich stieg zum Meeresufer hinab, um mir die dort liegenden Schiffe anzusehen, und sah, wie das Deinige vor den übrigen zierlich geputzt war, und sein Anblick gefiel mir; ich ward hierauf von Deinen Matrosen eingeladen zu ihnen zu kommen, stieg hinauf und setzte mich fröhlichen Muthes mit ihnen zu Tische: da fragte ich nach dem Herrn des Schiffes, und da sie mir sagten, er lebe in großer Traurigkeit, so stieg ich zu Dir hinab, um Dich aus diesem finstern Orte mit hinauf an's Licht zu nehmen, hoffe auch, daß Dir Gott nach Trauer Freude gewähren wird. Apollonius aber richtete seinen Kopf in die Höhe und sprach: Herr, wer Du auch bist, gehe hin in Frieden, ich aber bin nicht werth zu schmaußen, will also auch nicht mehr leben. Hierauf stieg Athanagoras bestürzt wieder auf das Verdeck des Schiffes und sprach: ich bin nicht im Stande Eueren Herrn zu überreden, daß er wie-

der an's Tageslicht kommt, ich will aber doch machen, daß er von seinen Todesgedanken abgebracht wird. Hierauf rief er einen von seinen Sclaven und sprach zu ihm: gehe hin zu dem Kuppler und bitte ihn, er solle mir die Tharsia zusenden, denn sie ist klug und hat eine angenehme Stimme: vielleicht kann sie ihn dahin bringen, daß ein solcher Mann nicht sein Leben auf solche Weise endet. Das Mägdlein kam also auf das Schiff, und Athanagoras sprach zu ihr: komm her zu mir Tharsia, denn hier kannst Du Deine Kunst zeigen, damit Du den Herrn dieses Schiffes, der unten im Finstern sitzt, tröstest, und ihn veranlassest wieder herauf an's Sonnenlicht zu kommen, denn er trauert um seine Gemahlin und Tochter. Gehe zu ihm, auf daß er wieder herauf zu uns komme, vielleicht wird Gott durch Dich seine Trauer in Freude verkehren. So Du das thun kannst, will ich Dir dreißig Goldstücke und eben so viel Silber geben, und Dich binnen dreißig Tagen von dem Kuppler loskaufen. Wie das Mägdlein dieses hörte, ging sie muthig hinab, begrüßte ihn demüthig und sprach: sey mir gegrüßt, wer Du auch bist, freue Dich und wisse, daß eine unschuldige Jungfrau, die ihre Jungfrauschaft und Keuschheit bei allen Unglücksfällen unversehrt erhalten hat, Dich begrüßt. Hierauf begann sie mit Spiel und Gesang so lieblich ihn zu ergötzen, daß Apollonius sich verwunderte, und fragend sprach sie, wie folgt: mitten unter Buhlerinnen schreite ich einher und bin doch keine, so läßt sich auch die Rose durch keine Dornen verletzen: mein Entführer stürzte von dem Hiebe eines Schwertträgers zu Boden; obgleich einem Kuppler überliefert, ist doch meine Schaamhaftigkeit

nicht verletzt worden. Die Wunden meiner Seele würden aufhören und meine Thränen trocknen, Keinem würde wohler seyn als mir, wenn ich meine Eltern kennte, nur das weiß ich, daß ich ihr einziges Kind und aus königlichem Geschlechte bin, ich selbst, glaube ich, werde einst noch, wenn Gott es will, wieder froh werden, laß jetzt die Thränen und gieb Deine Bekümmerniß auf, zeige dem Himmelsgewölbe wieder Dein Gesicht und wende Deinen Geist zu den Gestirnen, denn Gott ist der Schöpfer, Regierer und Erhalter der Menschen: er wird nicht zulassen, daß Deine Thränen vergeblich gewesen sind. Darauf schlug Apollonius seine Augen auf, und als er das Mägdlein gewahr wurde, seufzte er und sprach: weh mir Unglücklichen, so lange ich noch mit meinem Schicksale ringen werde, danke ich Dir und Deiner Weisheit und Edelsinn. Nimm das dafür als Vergeltung, daß ich Deiner eingedenk seyn will, so lange ich mich noch freuen kann, und die Kräfte meines Reiches mich erhalten. Vielleicht bist Du, wie Du gesagt hast, aus königlichem Blute, und wirst wieder zu Deinen Eltern kommen, nimm aber jetzt hundert Goldstücke, entferne Dich und rufe mich nicht mehr, denn da meine noch frische Trauer durch die Erwähnung Deines Unglücks wieder aufgefrischt worden ist, vergehe ich. Das Mägdlein aber nahm die hundert Goldstücke und schickte sich an wegzugehen, Athanagoras aber sprach zu ihr: wo gehst Du hin Tharsia? Du hast vergebens Dich abgemüht, konntest Du sein Mitleid nicht erregen und dem Manne, der sich umbringen will, beistehen? Tharsia aber entgegnete: ich habe Alles gethan, was ich konnte, er hat mir aber hun-

dert Goldstücke gegeben und mich gebeten, mich zu entfernen. Da sprach Athanagoras: ich will Dir zweihundert geben, gehe aber wieder hinab, gieb ihm die, welche er Dir geschenkt hat, wieder, und sprich zu ihm: ich wünsche Deine Erhaltung, nicht Dein Geld. Hierauf begab sich Tharsia wiederum hinab, setzte sich neben ihn und sprach: wenn Du einmal darauf bestehst, in dieser Trauer zu verharren, so erlaube mir wenigstens mit Dir zu reden. Wenn Du ein Räthsel, welches ich Dir aufgeben will, lösen kannst, so will ich gehen, wenn Du aber auch dieses nicht willst, so will ich Dir Dein Geld zurückgeben und mich entfernen. Darauf sprach Apollonius, um das Geld nicht wiedernehmen zu müssen, aber auch die Rede des klugen Mägdleins nicht von sich zu weisen: obgleich ich in meinem Elende keine andere Sorge habe, als wie ich weinen und klagen kann, so sage dennoch, damit ich Deiner zierlichen Weisheit nicht verlustig gehe, was Du mich fragen willst, und gehe sodann Deiner Wege: denn ich bitte Dich, daß Du meinen Thränen Raum giebst. Da sprach Tharsia: es giebt ein Haus auf Erden, das, obwohl zugeschlossen, doch immer wieder aufspringt, das Haus giebt aber einen Wiederhall von sich, und doch sind seine Gäste still und geben keinen Laut von sich, Beide aber, Gäste und Haus, laufen neben einander; so Du nun ein König bist, wie Du sagst, mußt Du auch weiser als ich seyn, löse mir also das Räthsel auf. Da sprach Apollonius: damit Du nicht glaubst, daß ich gelogen habe, so wisse, daß das Haus, welches auf dem Lande wiederklingt, die Wellen sind, die Gäste aber die stummen Fische, welche

mit ihrem Hause dahin laufen. Jene aber versetzte: ich bin lang und schnell und die Tochter des schönen Waldes, umgeben von einer unzählichen Schaar von Begleitern, ich durchwandle viele Straßen, lasse aber keine Spuren zurück. Da entgegnete Apollonius: wenn es ginge, wollte ich Dir Vieles zeigen, was Du nicht weißt, wenn ich auf Deine Fragen geantwortet haben werde: demohngeachtet aber wundere ich mich, daß Du in so zartem Alter mit so bewunderungswürdiger Klugheit begabt bist. Der Baum nehmlich, welche von vielen Schaaren von Begleitern begleitet ist, viele Straßen durchwandelt und doch keine Spur zurück läßt, ist ein Schiff. Da fügte das Mägdlein hinzu: es geht unschuldig durch Gewölbe und Häuser, in der Mitt ist große Hitze, die Niemand zu entfernen sucht, das Haus ist selbst nackt, aber doch paßt für dasselbe nur ein nackter Gast, und wenn Du Deine Trauer ablegen wolltest, könntest Du ohne Schaden in das Feuer hineingehen. Da antwortete Apollonius: ich würde dann in ein Bad treten, wo hier und da Flammen durch das Getäfel schlagen, nackt ist das Haus, in welchem nichts ist, nackte Gäste nur passen für dieses und nackt sollen sie daselbst schwitzen. Wie aber das Mägdlein Solches und Aehnliches redete, warf sie sich über den Apollonius, breitete ihre Arme aus und umarmte ihn mit folgenden Worten: erhöre die Stimme der Dich Anflehenden, schaue mich Jungfrau an, denn es ist gottlos, daß ein Mann von so großer Klugheit sterben soll: wenn Dir Gott durch seine Gnade die Gemahlin, nach der Du so großes Verlangen trägst, wieder giebt, wenn Du die Tochter, welche Du für todt ausgiebst, wieder finden kannst,

so mußt Du, um Dich darüber freuen zu können, am Leben bleiben. Als aber Apollonius diese Worte vernahm, gerieth er in Wuth, sprang auf und stieß das Mägdlein mit dem Fuße weg, die Jungfrau aber stürzte von diesem Stoße zu Boden, und von ihrem aufgerissenen Backen strömte Blut herab, sie fing daher bestürzt an zu weinen und sprach: o Gott, Du Erbauer des Himmelsgewölbes, siehe meine Bekümmerniß: ich bin unter Wellen und Wogen des Meeres geboren, meine Mutter ist von Schmerzen zerrissen gestorben, ein Grab auf dem festen Lande ist ihr verweigert worden, sondern sie wurde nur von meinem Vater geschmückt in einen Sarg gelegt und mit zwanzig Goldstücken dem Meere übergeben; ich Unglückliche aber bin von meinem Vater mit Schmuck und königlichen Gewändern seinem gottlosen Gastfreunde, dem Stranguilio und der Dyonisiades überliefert worden, und sie befahlen einem ihrer Sclaven mich zu tödten: endlich hat dieser auf mein Bitten, die Götter vor meiner Ermordung noch einmal anrufen zu dürfen, mir dieses zugestanden, und da Seeräuber inzwischen hinzukamen, bin ich von diesen entführt worden, während der, welcher mich tödten wollte, entfloh, man hat mich an diesen Ort gebracht, und Gott mag mich nun, so es ihm gefällt, meinem Vater Apollonius zurückgeben. Als aber Apollonius alle diese so sichern Merkmale gewahr ward, rief er mit lauter Stimme folgende Worte aus: o Herr, Du Allerbarmer, der Du den Himmel und die Tiefen durchschaust und alle Geheimnisse an den Tag bringst, gesegnet sey Dein Name. Als er so gesprochen hatte, fiel er seiner Tochter Tharsia in die Arme,

küßte sie voller Freude, weinte vor Wollust bitterlich und sprach: o meine süße einzige Tochter, Du Hälfte meiner Seele, Dir zu Gefallen will ich nun nicht sterben, denn ich habe die wieder gefunden, wegen der ich mir den Tod geben wollte. Hierauf rief er mit lauter Stimme: eilet herbei, Ihr Diener, laufet Ihr Freunde, kommt Alle herzu und macht meinem Jammer ein Ende, denn ich habe meine einzige Tochter, die ich verloren hatte, wieder gefunden. Als aber die Diener sein Geschrei vernahmen, liefen sie hinab, mit ihnen lief auch der Fürst Athanagoras hinunter, und als sie im Schiffsraume angelangt waren, fanden sie ihn vor Freude weinend am Halse seiner Tochter und also sprechend: hier ist die zweite Hälfte meiner Seele, meine Tochter, die ich betrauerte, nun will ich wieder leben; Alle aber weinten vor Freude mit ihm. Hierauf richtete sich Apollonius auf, warf seine Trauerkleider ab, kleidete sich in reine Gewänder, und Alle sprachen: o Herr, wie ähnlich ist Euch Euere Tochter! hätten wir auch kein anderes Zeugniß dafür, schon ihre Aehnlichkeit würde hinreichen zu beweisen, daß sie Deine Tochter ist. Hierauf küßte das Mägdlein ihren Vater drei bis vier Male und sprach: o mein Vater, gelobt sey Gott, daß er mir diese Gnade erwiesen hat, daß ich Dich sehen, mit Dir leben und mit Dir sterben kann; und nun erzählte sie, wie sie von dem Kuppler erworben und in ein Freudenhaus gebracht worden sey, und wie Gott ihre Jungfräulichkeit beschützt habe. Als das Athanagoras hörte, fürchtete er, jener möchte seine Tochter einem Andern zur Frau geben, warf sich also dem Apollonius zu Füßen und sprach: ich

beschwöre Dich bei dem lebendigen Gott, der Dich als Vater Deiner Tochter zurückgegeben hat, gieb Deine Tochter keinem Andern als mir zur Ehe, denn ich bin der König dieser Stadt und durch meine Beihülfe ist sie Jungfrau geblieben und unter meiner Führung hat sie Dich als ihren Vater erkannt. Darauf antwortete ihm Apollonius: ich darf Dir nicht entgegen sein, da Du Vieles für mein Kind gethan hast, ich wünsche also, daß sie Deine Gemahlin werden möge, es ist also bloß noch übrig, daß ich Rache an dem Kuppler nehme. Sogleich begab sich Athanagoras in die Stadt, rief die Bürger zusammen und sprach: nicht möge die ganze Stadt um eines Gottlosen Willen untergehen, wisset, daß der König Apollonius, der Vater der Tharsia, hier angelangt ist, sehet, seine Flotte eilt mit einem großen Heere herbei, um die Stadt wegen eines Kupplers zu zerstören, der seine Tochter Tharsia in sein Hurenhaus gebracht hatte. Alsbald entstand ein Zusammenlauf und eine solche Bewegung unter dem Volke, daß weder Männer noch Weiber zurückblieben, sondern alle zum Apollonius hinliefen, um ihn zu sehen und um Erbarmen anzuflehen. Athanagoras aber sprach: ich rathe, daß der Kuppler, auf daß nicht die ganze Stadt zerstört werde, vor ihn geführt wird: alsbald ward er ergriffen und mit auf den Rücken gebundenen Händen vor den König Apollonius gebracht; der aber legte ein königliches Gewand an, setzte sein Diadem auf seinen abgeschornen Kopf, bestieg mit seiner Tochter den Richterstuhl und sprach zu den Bürgern: Ihr sehet hier die Jungfrau Tharsia, welche heute von ihrem Vater wieder erkannt worden ist:

jener schändliche Kuppler bereitete ihr aber, wie groß seine Verdorbenheit ist, ewige Schande, und wollte weder durch ihre Freunde, noch ihre Bitten, noch für Geld sich von seiner Absicht abbringen lassen: rächet also meine Tochter. Hierauf sprachen Alle mit einer Stimme: Herr, der Kuppler soll lebendig verbrannt und seine Schätze dem Mägdlein gegeben werden. Sogleich ward der Kuppler gebracht, und vor den Augen Aller auf einen Scheiterhaufen gestellt und ganz zu Asche verbrannt, Tharsia aber sprach zu seinem Vogte: ich schenke Dir die Freiheit, denn durch Deine und Deiner Mitbürger Gütigkeit bin ich eine Jungfrau geblieben, und damit schenkte sie ihm zweihundert Goldstücke und die Freiheit. Auch allen den andern Mädchen, die sich ihr vorstellten, gab sie die Freiheit und sprach zu ihnen: macht Euch von nun an frei von dem Gedanken an das, was Ihr bisher mit Euerem Leibe gethan habt. Hierauf sprach Apollonius zu dem Volke: um Euch meinen Dank für die Wohltbaten, die Ihr mir und meiner Tochter gethan habt, zu beweisen, schenke ich Euch funfzig Pfund Goldes. Diese aber neigten ihre Häupter, um ihm ihren Dank darzubringen, alle Bürger aber errichteten in der Mitte der Stadt ein Standbild des Apollonius und gruben auf das Fußgestell desselben ein: dem Apollonius von Tyrus, dem Wiederhersteller unserer Häuser, und der heiligen Jungfrau, seiner Tochter, der Tharsia. Wenige Tage nachher gab Apollonius zur Freude der ganzen Stadt seine Tochter dem Athanagoras zur Frau und segelte mit seinem Schwiegersohn und seiner Tochter ab, um nach Tharsus, seiner Vaterstadt zu gehen, ward aber im Traume

von einem Engel aufgefordert, sich nach Ephesus zu begeben und mit seiner Tochter und seinem Schwiegersohne in den Tempel der Epheser zu gehen, dort solle er laut alle seine Schicksale erzählen, was er von seiner Jugend auf erlitten hätte, wie er nochmals nach Tharsus gekommen sey und seine Tochter gerächt habe. Apollonius aber erzählte bei seinem Erwachen dieses Alles seinem Schwiegersohne und seiner Tochter wieder, jene aber sprachen: thue Herr, was Dir gut scheint. Hierauf befahl er dem Steuermann nach Ephesus zu fahren, und als er daselbst gelandet war, begab er sich mit den Seinigen nach dem Tempel, wo seine Gemahlin auf heilige Weise unter den dasigen Priesterinnen lebte, und bat, man möchte ihm den Tempel öffnen, was auch geschah. Als aber seine Gemahlin hörte, daß ein König mit seiner Tochter und Eidam gekommen sei, schmückte sie ihren Kopf mit königlichen Edelsteinen, kleidete sich in ein Purpurgewand und begab sich mit einem anständigen Gefolge in den Tempel. Sie war aber sehr reizend, und wegen ihrer so großen Liebe zu einem keuschen Lebenswandel, versicherten Alle, es gäbe keine so reizende Jungfrau, wie sie. Als sie aber Apollonius erblickte, erkannte er sie nicht und warf sich ihr nebst seiner Tochter und seinem Schwiegersohne zu Füßen. Es lag aber in ihr eine solche glänzende Schönheit, daß sie Allen, welche sie schauten, selbst wie ein Diadem vorkam. Apollonius legte nun in dem Tempel kostbare Geschenke nieder, und begann nach Diesem zu reden, wie es ihm der Engel befohlen hatte: ich bin von meiner Kindheit an ein geborner König gewesen, stamme von Tyrus und heiße

Apollonius: wie ich aber zu jeglicher Weisheit gelangt war, habe ich ein Räthsel des gottlosen Königs Antiochus gelöst, um seine Tochter zur Frau zu bekommen, er aber hat sie selbst entehrt und bei seiner Gottlosigkeit erhalten, mich aber zu ermorden gesucht. Nach Diesem habe ich mich auf die Flucht begeben, allein auf der See Alles verloren, indessen bin ich nachher vom König Altistrates auf's Wohlwollendste aufgenommen worden, und habe seine Güte so weit erfahren, daß er mir sogar seine Tochter zur Gemahlin gab. Hierauf habe ich, als Antiochus mittlerweile gestorben war, meine Frau mit mir genommen, um mein Reich in Besitz zu nehmen, diese hat mir auf dem Meere diese meine Tochter geboren, ist aber an der Entbindung gestorben, und ich habe sie mit zwanzig Goldstücken in einem Sarge verschlossen und in's Meer hinab gelassen, auf daß sie, wenn man sie fände, anständig beerdigt werden könnte. Dann habe ich diese meine Tochter den nichtswürdigsten Menschen anbefohlen, um sie zu erziehen, und habe mich nach dem obern Theile von Aegypten begeben. Wie ich nun nach vierzehn Jahren erschien, um meine Tochter von ihnen zu fordern, sagten sie, sie sey gestorben, und indem ich ihnen Glauben beimaß, habe ich in Kummer und Trauerkleidern gelebt, und gewünscht zu sterben, bis mir meine Tochter wieder zurückgegeben wurde. Während er aber Dieses und Aehnliches erzählte, richtete sich seine Gemahlin, die Tochter des Königs Atistrates auf, riß ihn an sich und umarmte ihn, indem sie ihn küssen wollte, Apollonius aber stieß sie mit Unwillen von sich, weil er nicht wußte, daß sie seine Gattin sey. Jene aber

sprach mit Thränen: o mein Herr, mein zweites Ich, warum handelst Du also an mir? Ich bin ja Dein Weib, die Tochter des Königs Altistrates, und Du bist Apollonius von Tyrus, mein Mann und mein Eheherr: Du bist mein Schiffbrüchiger, den ich nicht um fleischlicher Lust Willen, sondern seiner Weisheit wegen geliebt habe. Als das Apollonius hörte, erkannte er sie gleich, fiel ihr um den Hals und vergoß Freudenthränen, indem er also sprach: gelobet sey der Höchste, der mir meine Frau und Tochter wieder zugeführt hat. Jene aber sagte: wo ist meine Tochter? Er selbst aber wieß auf die Tharsia und sprach: das ist meine Tochter Tharsia. Sie aber küßte sie, und also ward, sowohl in der Stadt als in der Umgegend, zur großen Freude Aller bekannt, wie der König Apollonius seine Gemahlin in dem Tempel wieder gefunden habe. Hierauf bestieg Apollonius mit seiner Frau und Tochter und seinem Eidam ein Schiff und segelte wieder nach seiner Vaterstadt. Wie nun also Apollonius nach Antiochia kam, nahm er die ihm aufgehobene Regierung an, und begab sich sodann nach Tyrus, nachdem er seinen Schwiegersohn Athanagoras zu seinem Stellvertreter eingesetzt hatte. Hierauf zog er mit seinem Schwiegersohne, seiner Gemahlin und Tochter und einem königlichen Heere nach Tharsus, ließ die Dyonisiades und den Stranguilio greifen und vor sich führen, und redete hierauf alle Anwesenden also an: Ihr Bürger von Tharsus, habe ich mich irgend einem unter Euch unangenehm gemacht? Alle aber riefen: Nein, Herr, wir sind bereit für Euch zu sterben, diese Bildsäule ist darum gesetzt worden, weil Ihr uns vom Tode errettet habt. Apol-

lonius sprach nun: ich habe meine Tochter dem Stranguilio und seiner Frau Dyonisiades anvertraut, allein sie haben mir dieselbe nicht zurück geben wollen. Das unglückliche Weib rief: guter Herr, hast Du nicht die Inschrift ihres Grabmals gelesen? Da ließ Apollonius seine Tochter vor das Angesicht aller Anwesenden treten, und Tharsia fluchte dem Weibe und sprach: Heil Dir, Tharsia, die von den Todten auferweckt worden ist, bringt Dir ihren Gruß. Als sie aber das elende Weib erblickte, zitterte sie am ganzen Leibe, die Bürger aber wunderten und freueten sich. Hierauf ließ Tharsia den Meier holen und sprach zu ihm: Theophile, Du kennst mich, antworte jetzt mit lauter Stimme, wer hat Dich veranlaßt mich zu ermorden? Der Meier aber entgegnete: meine Gebieterin, die Dyonisiades. Darauf ergriffen die Bürger den Stranguilio und die Dyonisiades, schleppten sie zur Stadt hinaus und steinigten sie. Da sie aber auch den Theophilus tödten wollten, entriß ihn Tharsia dem Tode, indem sie also sprach: hätte er mir nicht Zeit zum Beten gelassen, würde ich ihn jetzt nicht beschützen. Hierauf gab Apollonius den Bürgern viele Geschenke, um ihre Stadt zu verschönern, und hielt sich drei Monate lang bei ihnen auf, dann aber schiffte er nach der Stadt Penthapolis, begab sich auf das Stadthaus und besuchte voller Freuden den König Altistrates. Mittlerweile war dieser aber alt geworden und sah seine Tochter und Enkelin mit ihrem Gemahl ein ganzes Jahr lang mit Vergnügen bei sich, und so lange blieben sie auch beisammen, nachher aber starb er, als seine Zeit vollendet war, nachdem er zuvor die eine Hälfte seines Reiches dem Apollonius, die andere aber seiner Toch-

ter übergeben hatte. Als nun aber Alles vollendet war, und Apollonius einst am Gestade des Meeres lustwandelte, erblickte er den Fischer, welcher ihn nach seinem Schiffbruche aufgenommen hatte, und befahl ihn zu greifen und nach seinem Palaste zu führen. Wie sich aber der Fischer von Soldaten gepackt sah, meinte er, die Stunde seines Todes sey gekommen, allein Apollonius trat bald darauf auch in den Palast und ließ ihn vor sich bringen, indem er also zu ihm sprach: das ist mein Brautwerber, der mich nach meinem Schiffbruch unterstützt und mir den Weg nach dieser Stadt gezeigt hat, und sagte zu ihm: ich bin Apollonius von Tyrus. Hierauf ließ er ihm zweihundert Goldstücke, Sclaven und Mägde geben, und nahm ihn, so lange er noch lebte, unter seine Begleiter auf. Da warf sich auch Elamitus, der ihm zuerst die Nachricht vom Antiochus hinterbracht hatte, ihm zu Füßen und sprach zu ihm: erinnere Dich, o Herr, Deines Knechtes Elamitus. Apollonius aber nahm ihn bei der Hand, hob ihn auf, machte ihn zu einem reichen Manne und ordnete ihn seinem Gefolge bei. Als aber Apollonius alles Dieses zu Ende gebracht hatte, zeugte er noch mit seiner Frau einen Sohn, welchen er an der Stelle seines Großvaters Altistrates zum König einsetzte. Es lebte aber Apollonius mit seiner Gemahlin noch vierundachtzig Jahre und regierte Antiochia und Tyrus, und die Tyrier in Ruhe und Glück, schrieb aber seine Begebenheiten selbst auf, und füllte mit ihnen zwei große Rollen an, von denen er eine in dem Tempel zu Ephesus, die andere in seiner Bibliothek nie-

verlegte: endlich aber starb er und gelangte zum ewigen Leben, zu welchem auch wir kommen mögen. Amen.

Hundertundvierundfunfzigstes Capitel.

Vom himmlischen Vaterland.

Gervasius erzählt, daß in der Stadt Edessa wegen des dort befindlichen Bildes Christi kein Ketzer leben kann, auch kein Heide, kein Götzendiener oder Jude. Allein auch die Barbaren können nie in diesen Platz eindringen, denn wenn ein feindliches Heer im Anzuge ist, tritt ein unschuldiges Knäblein über das Stadtthor und liest den Brief ab, und an demselbigen Tage, wo jener Brief Christi abgelesen wird, werden die Barbaren entweder besänftigt, oder laufen wie Weiber davon.

Hundertundfünfundfunfzigstes Capitel.

Von der Weise des Kampfes gegen den Teufel bei Christi Leiden.

In England liegt, wie Gervasius erzählt, an den Grenzen des Bisthums Elie eine Burg, die den Namen Cathubica führt, und ein klein Stück weiter unter demselben befindet sich ein Ort, den man Wandlesbury nennt, weil die Vandalen, als sie die einzelnen Theile Britanniens durch ein greuliches Morden der Christen verheerten, daselbst ihr Lager aufgeschlagen haben. Wie sie nun ihre Zelte am Gipfel eines dort befindlichen Hügels errichtet,

hatten, umgaben sie die ganze Ebene in der Runde mit einem Walle, so daß nur ein einziger Eingang, wie ein hohes Portal, um auf dieselbe zu gelangen, offen blieb. Wenn nun auf dieser Ebene, wie von grauem Alterthume her eine Sage geht, die in Aller Munde ist, in einer stillen Nacht beim Mondenschein ein Reieger laut ruft, daß ihm ein Anderer entgegen kommen solle, dann zeigt sich ihm gleich gegenüber ein Ritter, der sich zum Zusammenrennen gerüstet hat, und in dem Zusammenstoße der Rosse hebt derselbe entweder seinen Gegner aus dem Sattel, oder wird selbst zu Boden geworfen. Gleichwohl aber reitet der Ritter nur allein in die Oeffnung des Walles hinein, und kann von da aus Alles, was auswendig vorgeht, wohl übersehen. Um nun dieser Sache, welche wirklich also vorgeht und vielen Personen bekannt ist, Glauben zu verschaffen, will ich hier beifügen, was ich darüber von den Einwohnern und Eingebornen vernommen habe, Es lebte vor einiger Zeit in Oberbritannien ein Ritter, Namens Albertus, ein äußerst tapferer und kriegskundiger, und auch übrigens mit allen Tugenden gezierter Mann. Dieser kam eines Tages in jene genannte Burg als Gast, und da bei dem rauhen Winterwetter Abends nach Tische die Familie des reichen Schloßherrn sich am Heerde, wie es die Sitte der Großen ist, mit Erzählung alter Begebenheiten unterhielt, ward zuletzt auch von einem der hier Geborenen dieses wunderbare Ereigniß berichtet. Dieser tapfere Mann nun, um sich von dem, was er mit seinen Ohren vernommen hatte, auch durch eigene Erfahrung zu überzeugen, wählte sich einen von den adligen Schildknap-

ben, der sich daselbst befand, zum Begleiter aus, und begab sich an jenen Ort. Als ihm aber der Platz gezeigt worden war, und der geharnischte Ritter sich demselben genähert hatte, ritt er den Hügel hinan und begab sich hierauf, nachdem er den Edelknaben entlassen hatte, allein auf jenes Feld. Nun rief der Ritter laut aus, er wünsche einen Gegner zu finden, und auf seinen Ruf kam von der entgegengesetzten Seite ein Mann, der wie ein Ritter aussah, angesprengt. Kurz sie hielten ihre Schilde vor, legten ihre Speere ein und rannten auf ihren Rossen gegen einander, und die Reuter wurden bald durch ihre gegenseitigen Stöße zum Wanken gebracht, endlich aber zersplitterte die Lanze des Andern, nachdem er einen vergeblichen Stoß gethan hatte, und Albertus brachte diesen seinen Gegner durch einen gewaltigen Anlauf zum Fallen. Dieser war aber kaum niedergestürzt, als er auch wieder ohne Verzug aufsprang, und während Albertus sich umsieht, um das Roß seines Gegners als Kampfpreis zu fangen, seinen Speer wieder an sich zieht, und ihn wie einen Wurfspieß nach dem Albertus schleudert, und dessen Hüfte durch diesen furchtbaren Wurf durchbohrt. Unser Ritter dagegen, der entweder aus Freude über seinen Sieg weder Wurf noch Wunde fühlte, oder auch nur den Schmerz verbiß, verläßt, da mittlerweile sein Gegner verschwunden war, als Sieger den Kampfplatz, und übergiebt dem Schildknappen das erbeutete Roß, welches von hohem Bau, schlankem und gewandtem Körper und äußerlich sehr schön war. Als aber der Ritter wieder nach dem Schlosse zurückkehrte, kam ihm das ganze Burggesinde entgegen, wun-

derte sich über die Begebenheit, freute sich, daß der feindliche Ritter niedergeworfen worden war, und prieß die Tapferkeit des edeln Barons. Als aber derselbe seine eisernen Beinschienen abschnallte, fand er die eine ganz mit geronnenem Blute angefüllt. Alle Anwesenden entsetzten sich über die Wunde, allein der Ritter erzürnte sich über ihre Furcht. Jetzt lief aber das ganze Volk, welches bisher der Schlaf gefesselt hatte, von dem Lärme aufgeweckt herbei, und ihre erwachende Verwunderung veranlaßte sie bald das Stillschweigen zu brechen, denn als Zeuge seines Triumphs ward das Roß aufgezäumt dem Anblicke Aller ausgesetzt gehalten mit seinen feuersprühenden Augen, hohem Nacken, schwarzen Mähnen und Rittersattel. Kaum hatte sich aber der erste Hahnschrei hören lassen, als auch das Roß rasende Sprünge machte, die Nüstern aufbließ, mit seinen Hufen in den Erdboden hieb, plötzlich die Rieme, an welchen man es hielt, sprengte, seine natürliche Freiheit wieder gewann, entfloh und seinen Verfolgern bald aus den Augen kam. Indessen behielt unser Ritter eine beständige Erinnerung an seiner ihm förmlich eingebrannten Wunde, denn alle Jahre, und zwar in derselben Nacht, erneuerte sich der Schmerz derselben, und sie brach jedesmal wieder auf der Oberfläche der Haut von Neuem auf. Daher kam es denn, daß der edle Ritter nach wenigen Jahren über das Meer fuhr und sein Leben und seine Seele nach vielfachen, mannhaften Kämpfen gegen die Ungläubigen an den Herrn zurückgab.

Hundertundsechsundfunfzigstes Capitel.

Von der Ursache der Zerstörung Troja's.

Ovidius erzählt vom Trojanerkrieg, wie Helena vom Paris entführt ward, und die Prophezeihung ergangen war, die Stadt Troja werde nicht eher unterworfen werden, als Achilles gefallen sey. Als seine Mutter das hörte, versteckte sie ihn in Weiberkleider gehüllt, in ein Gemach unter die Dienerinnen eines gewissen Königs. Wie das Ulixes erfuhr, rüstete er sich ein Schiff mit Waaren aus, schiffte auch Frauenputz und glänzende Waffen mit ein, und gelangte so zu der Burg, wo sich Achilles mit den Mägden zusammengesperrt aufhielt. Kaum hatte dieser aber das Schiff mit seinen Schmucksachen und Waffen erblickt, als er auch mit seinen Gefährtinnen dasselbe besuchte, um einige Waaren einzuhandeln. Wie nun aber Ulixes die Waffenstücke sorgsam geordnet und ihn aufgefordert hatte dieselben zu besehen, da ergriff Achilles einen Speer, schwang ihn, und auf diese Weise kam die Sache an den Tag; worauf ihn Ulixes festhielt und mit nach Troja nahm, die Griechen aber die Oberhand erhielten. Als jener nun aber gefallen war, ward Troja erobert und die Gefangenen der Gegenparthei wieder abgenommen.

Hundertundsiebenundfunfzigstes Capitel.

Von der Strafe der Sünder, welche in der Gegenwart für ihre Vergehungen nicht büßen.

Einst lebte ein Kaiser, der einen klugen Pförtner hatte, welcher einmal seinen Herrn inständig bat, daß er ihm erlauben möchte, einen Monat lang Thorwärter der Stadt zu seyn, um von einem jeden Buckligen, Einäugigen, Krätzigen, Grindkopfe und Brüchigen einen Denar einzufordern. Der Kaiser gestattete es ihm auch und bestätigte seine Erlaubniß durch sein Insiegel, worauf jener seinen Dienst übernahm, und sich an das Stadtthor stellte, um sich die Hinein= und Herausgehenden anzumerken und zuzusehen, ob er von dieser Stelle irgend einen Gewinn haben könnte. Eines Tages trat aber ein Buckliger, der eine Kappe trug, unter das Thor, und der Thorwärter trat ihm in den Weg und verlangte nach dem Gesetze und dem Gebote des Kaisers einen Denar von ihm, allein der Bucklige weigerte sich und wollte nichts geben. Darauf legte der Thorwärter Hand an ihn und wollte ihm seine Kappe nehmen, allein als er dieselbe in die Höhe zog, fand er auch, daß derselbe nur ein Auge hatte, und forderte alsbald zwei Denare von ihm. Aber auch diese wollte der Andere nicht zahlen, sondern schickte sich an ihm zu entlaufen: indessen zog ihn der Pförtner bei seiner Kappe, und siehe da, als sein Haupt entblößt war, erschien

sein Grindkopf, worauf jener sogleich drei Denare verlangte. Als das der Bucklige merkte, fing er an sich ihm zu widersetzen, und da auf diese Weise auch seine Arme nackt wurden, zeigte er sich als voll von Krätze. Nun verlangte der Thorwärter ihm auch einen vierten Denar ab, und da sich jener gegen ihn vertheidigen wollte, riß er ihn an seiner Kappe, diese fiel herab, und es zeigte sich sogleich an seinem Leibe ein Bruch, weshalb jener nun auch den fünften Denar von ihm forderte, und es sich also begab, daß der, welcher dem Rechte nach nicht einen einzigen hatte zahlen wollen, jetzt gezwungen fünf erlegen mußte.

Hundertundachtundfunfzigstes Capitel.

Von der ewigen Fortdauer der Seele.

Man fand einst zu Rom einen ganz unversehrten Leichnam ziemlich tief unter der Stadtmauer: hier liegt im Tode Pallas, Evanders Sohn, den der Speer eines krummen Soldaten niedergeworfen hat. An seinem Haupte stand aber eine brennende Lampe, welche weder durch Wasser noch Blasen ausgelöscht werden konnte, bis unter der Flamme mit einer Nadel ein Loch gemacht und durch dieses Luft hineingelassen worden war. Die Wunde des Riesen war aber vier und einen halben Fuß tief, und er hatte nach Trojas Zerstörung hier gelegen zweitausend zweihundert und vierzig Jahre.

Hundertundneunundfunfzigstes Capitel.

Von der Erfindung des Weinstocks.

Josephus berichtet in seinem Buche von den Ursachen der natürlichen Dinge, daß Noah den wilden Weinstock fand, selbigen aber **Labrusca** nannte, von den Gränzen (**Labra**) des Landes und der Straßen. Da nun dieser bitter war, so nahm er das Blut von vier Thieren, eines Löwen, Lammes, Schweines und Affen, und machte mit Erde eine Art Mist daraus, den er an die Wurzeln des Weinstocks legte. Also ward aber der Wein durch das Blut derselben süß gemacht, worauf sich Noah nachher von demselbigen Weine berauschte, und da er entblößt dalag, von seinem jüngeren Sohne verspottet wurde. Hierauf versammelte er alle seine Söhne und sagte, er habe das Blut der genannten Thiere dahin gethan, um die Menschheit zu belehren. Denn viele Menschen sind durch den Wein zu Löwen geworden, ihres Zornes wegen, und haben dann keine Besinnung mehr, Einige werden aus Schaam zu Lämmern, Andere aber werden zu Affen, dessen Neugierde und unschickliche Lustigkeit sie annehmen. Denn der Affe nimmt sich vor alle Handlungen der Menschen nachzuahmen, macht sie aber verkehrt. Will man ihn also fangen, muß man bleierne Schuhe haben, und wenn er sieht, daß man sie an- und auszieht, und sie wieder fest anbindet, macht er es ebenso, wenn er aber nachher zu laufen sucht, wird er durch ihre Schwere zu

Boden gedrückt und gefangen. Ebenso geht es aber vielen Leuten, denn während sie Vieles versuchen, bringen sie im Rausche kaum etwas vor sich, verderben aber und verwirren wie der Affe das Meiste.

Hundertundsechzigstes Capitel.

Wie uns der Teufel beständig abhält Gutes zu thun.

Es geschieht häufig, daß die Engel des Satans sich in Engel des Lichts verwandeln, um in den menschlichen Herzen irgend eine teuflische Eingebung zu nähren. Um diese nun kennen zu lernen, wird folgendes höchst merkwürdiges Beispiel hier beigefügt. Es lag im Gebiete von Arles, wie Valentinus daselbst Bischoff war, ein gewisses Schloß, dessen Gebieterin die beständige Gewohnheit an sich hatte, unter der Feier der Messe nach dem Evangelium die Kirche zu verlassen, weil sie die Einsetzungsworte des Leibes unseres Herrn nicht vertragen konnte. Obgleich nun viele Jahre lang ihr Mann, der Schloßherr, diese Sache bemerkt hatte, so hatte er trotz allem eifrigen Nachforschen doch den Grund dieser so großen Frechheit nicht erfahren können, sie wurde also eines Tages, als das heilige Evangelium zu Ende gebracht worden war, da sie eben im Begriff war hinwegzugehen, durch ihren Mann und seine Diener daran verhindert und aufgehalten, und sobald der Priester die Einsetzungsworte aussprach, ward die Dame von einem teuflischen Geiste in die Höhe gehoben, flog da-

von, und riß einen Theil der Kapelle mit sich fort, ward aber weiter in jenem Lande nicht wieder erblickt. Da indessen der Theil des Thurmes, an welchen sich die Kapelle lehnte, noch steht, so liefert er ein Zeugniß für diesen Vorgang.

Hundertundeinundsechzigstes Capitel.

Wie man Gott allezeit für seine Wohlthaten dankbar seyn muß.

In dem Königreiche Engelland liegt ein kleiner Berg in einer Waldschlucht, welcher sich in der Gestalt eines Menschen nach seinem Gipfel erhebt. Diesen pflegten nun die Ritter und Jäger zu besteigen, wenn sie von Hitze oder Durst erschöpft ein Mittel gegen die sie drängende Noth suchten, allein einstmals brachte es der Ort und die Umstände so mit sich, daß nur ein einzelner Mann, der von seinen Gesellen verlassen war, den Berg bestieg. Wie der nun allein für sich, als wenn er mit einem Andern spräche, sagte: ich habe rechten Durst, siehe, da stand gleich, ohne daß er es hätte vermuthen können, ein Mundschenk an seine Seite, der prächtig gekleidet war und eine heitere Miene zeigte und in seiner ausgestreckten Hand ein großes mit Gold und Edelsteinen verziertes Trinkhorn hielt, wie es heut zu Tage noch manche Leute anstatt eines Bechers zu brauchen pflegen, welches er ihm, angefüllt mit einem Göttertrank von unbekanntem, aber äußerst süßem Geschmack, anbot; worauf, als er daraus getrunken hatte,

die ganze Hitze seines warm gewordenen Leibes und die Müdigkeit wegging, so daß es ihm vorkam, als habe er keine Arbeit erduldet, sondern müsse jetzt erst sich solcher unterziehen. Wie Jener aber den Trank genommen hatte, da reichte ihm der Diener auch ein ganz reines Leinwandtuch, um sich seinen Mund abzutrocknen, und wenn er seinen Dienst erfüllt hatte, verschwand er, und wartete weder auf Lohn für seine Dienstleistung, noch auf weitere Unterredung oder Nachfrage. Dieses that Jener aber seit langen Jahren bis in's graue Alterthum hinauf, und bei den Alten war es eine bekannte und alltägliche Sache, bis endlich ein gewisser Ritter auf der Jagd an diesen Ort kam, und als er einen Trunk verlangt und erhalten hatte, das Horn nicht, wie es der Sitte und Artigkeit gemäß war, dem Mundschenken wieder zurückgab, sondern es zu seinem eigenen Gebrauche an sich behielt. Als aber sein Herr den Hergang der Sache erfuhr, verurtheilte er den Räuber zum Tode und schenkte das Horn dem englischen Könige Heinrich dem ältern, auf daß man von ihm nicht glauben möchte, wie er ein so großes Vergehen gut geheißen habe.

Hundertundzweiundsechzigstes Capitel.

Wie man sich vor dem Fluchen in Acht nehmen müsse.

Gervasius von Tilbury berichtet eine Begebenheit, die zwar neu und ungewöhnlich, aber voll guter Lehren ist,

und Unvorsichtige auf leichte Weise lehrt, auf ihrer Huth zu seyn. Unter dem römischen Kaiser Otto befand sich in Catalonien, im Bisthum Girona, ein hoher Berg, dessen Gipfel aber sehr steil und beinahe unersteiglich war, und auf dessen Spitze sich ein See befand, der ein schwarzes und in seiner Tiefe unergründliches Wasser enthielt. Dort soll aber der Aufenthalt der bösen Geister sich wie ein Palast weit ausdehnen, aber eine verschlossene Pforte enthalten. Das Aeußere dieser Wohnung aber, so wie der Geister selbst, hielt man gewöhnlich für unbekannt und unsichtbar. Wenn nun Jemand einen Stein oder irgend einen andern festen Körper in die See warf, brach sogleich, wie wenn die Geister erzürnt wären, ein Gewittersturm los. Auf der einen Seite des Berges liegt aber beständig Schnee, dort ist fortwährend Eis, eine Menge Cristalle, aber niemals ein Sonnenstrahl sichtbar. Am Fuße dieses Berges befindet sich ein Fluß, der Goldsand enthält, und aus diesem Sande wird das Gold, welches man gewöhnlich Waschgold nennt, herausgezogen. Im Innern und Umkreis dieses Berges wird aber Silber ausgegraben, und ist derselbe fruchtbar an vielerlei Dingen. Nun wohnte auf einem Gute, welches an diesen Berg stieß, ein Landmann, der, wie er eines Tages mit häuslicher Arbeit dringend beschäftigt war, und durch das fortwährende und nicht zu beruhigende Geheul seines kleinen Töchterchens gestört wurde, endlich, wie es Zornige zu thun pflegen, sein Kind dem Teufel befahl. Alsbald kam diesem unbesonnenen Wunsche der Empfänger bereitwillig entgegen, und ein Haufe von Teufeln trug, ohne daß man

sie sehen konnte, das Mägdlein hinweg. Als nun ein Zeitraum von sieben Jahren seit jener Zeit vergangen war, erblickte ein Einwohner dieses Landes, welcher am Fuße dieses Berges seine Straße zog, einen Mann, der schnellen Laufes an ihm vorübereilte und mit weinerlicher Stimme klagend ausrief: o ich Elender, was soll ich anfangen, der ich von einer so großen Last zu Boden gedrückt werde. Als er nun von dem Wanderer gefragt wurde, was denn der Grund seiner so großen Betrübniß sey, antwortete er, er sey nun schon sieben Jahre auf dem Berge herumgelaufen, weil er sich den Teufeln befohlen habe, die sich seiner täglich nun als ihres Reitpferdes bedienten. Um nun dem Zuhörer eine so unwahrscheinliche Sache mehr glaublich zu machen, fügte er hinzu, die Tochter eines seiner Nachbarn, welche er kenne, befinde sich in gleicher Lage, und sey gleichsam dem Teufel befohlen worden, daß indessen die Teufel, welche der Erziehung dieses Mädchens überdrüßig wären, dieselbe längst gern ihrem Verfluchen zurückgegeben haben würden, wenn nur ihr Vater sie auf dem Berge wieder in Empfang nehmen wollte. Der Helfer stutzte lange, ob er das Unglaubliche verschweigen oder reden solle, wählte aber endlich das Letztere, nehmlich den Vater von dem Zustande seiner Tochter in Kenntniß zu setzen. Wie er nun zu dem Vater derselben kommt, trifft er ihn laut klagend über den lange dauernden Verlust seines Kindes, fragt ihn um den Grund seiner Wehklagen, und als er die Sache bestätigt findet, fügt er das hinzu, wovon wir eben gesagt haben, daß er es von dem, welchen die Teufel als Saumroß gebrauchten

gehört hatte. Als Jener ihn nun um seinen Rath bat, sagte er, er solle an den bezeichneten Ort kommen, und unter Anrufung des Namens Gottes die Teufel beschwören, ihm die ihnen anbefohlene Tochter zurückzugeben. Als nun der Vater die Worte des Boten vernommen hatte, staunte er sehr, als er jedoch bedachte, was er machen solle, zog er es vor, sich dem Rathe des Boten zu unterwerfen. Er stieg hierauf auf den Berg, und lief dem See entlang, indem er die Teufel beschwor, ihm die ihnen anbefohlene Tochter zurückzugeben. Auf einmal erscheint seine Tochter vor ihm, wie durch einen plötzlichen Windstoß hergebracht, von hoher Gestalt, mit unsteten Augen und Knochen und Sehnen, die kaum in der Haut zu hängen schienen, schrecklich anzusehen, ohne Begriffe und kaum etwas Menschliches verstehend und kennend. Der Vater aber wunderte sich über das ihm wiedergeschenkte Kind, und in Zweifel, ob er es erziehen und bei sich behalten solle, begab er sich zum Bischoff von Girona, erzählte ihm die traurige Begebenheit und fragte ihn bekümmert, was er thun solle. Der Bischoff aber, als ein frommer Herr, der die ihm anvertraute Heerde durch sein gutes Beispiel belehrte, befragte das Mägdlein in Gegenwart Aller, und als er Alles, was ihr begegnet war, nach der Reihe erkundet hatte, lehrte er seine Untergebenen in einer Predigt, wie sie künftighin nichts mehr den bösen Geistern befehlen sollten, weil unser Erbfeind, der Teufel, herumgeht, wie ein brüllender Löwe und sieht, wen er verzehre, Einige aber, welche sich ihm ergeben hätten, hinopfere und Andere, ohne Hoffnung auf Rückkehr, einge-

kerkert halte, auf daß sie ihre Verwünschung ausreibe und abzehre. Und nicht lange nachher kam auch der, welchen die Teufel zu ihrem Reitpferde gebrauchten, durch den Rathschluß des himmlischen Vaters aus seiner Verwünschung an den Tag, und weil er bei seiner Entführung mehr und vollständiger seine Vernunft besessen hatte, so erzählte er den Gläubigen und Verständigen, wie es bei den Teufeln hergeht. Er versicherte aber, es befinde sich neben dem genannten Platze in einer unterirdischen Höhle ein breiter Palast, an dessen Eingange eine Pforte liege, und dort sey Alles dunkel; dorthin kämen bei gegenseitiger freudigen Begrüßung die Teufel zusammen, wenn sie alle Theile des Erdkreises durchwandelt hätten, und berichteten ihren Vorfahren, was sie gethan hätten. Indessen betritt das Innere dieses Palastes Keiner als sie selbst und diejenigen, welche durch das Joch ewiger Verdammniß den Teufeln zu eigen geworden sind. Aus dem eben Gesagten, meine Lieben, können wir lernen, daß wenn wir bei unsern Handlungen durch aufsteigende Widerwärtigkeiten behindert werden, wir nicht gleich des Teufels oder Jemandes Hülfe anrufen müssen, oder unsere Familie oder einen Andern, der irgend worin etwas versehen hat, dem Teufel befehlen dürfen, weil das, was ihm einmal befohlen ist, mehr auf den Leib denkt und von guten Werken abgehalten wird, die der Mensch in seinem Herzen vielleicht unternehmen könnte. Der aber, weil er hofft schon etwas Eigenes in seinem Herzen zu besitzen, stellt ihm vorsichtig nach, um die arme Seele, die durch Sündhaftigkeit angesteckt ist, zu entführen, auf daß sie ihn in Strafe

und ewige Verdammniß und in den See des Elends und den Morast des Schmutzes hinabziehn, weil dort beständiger Schnee und ewiges Eis ist, wie der selige Hiob bezeugt, welcher sagt: es geht über vom Schneewasser zu ungeheurer Hitze, und umgekehrt. Dort aber ist eine Menge Kristall und ein Sonnenschein, denn der Kristall bedeutet den Spiegel und das helle Bild der heiligen Dreifaltigkeit, den Spiegel, in welchem sich das Herz freut, ohne Flecken das Heer der heiligen Engel zu schauen. In der Hölle aber wird sie zu keiner Zeit zu unserem Erbarmen scheinen, denn dort ist der Schein des Kristalls, das heißt eine ewige Fülle von unerträglichem Feuer, in welchem die Tochter des Menschen, das heißt die verdammte Menschenseele, nicht blos siebenjährigen, sondern ewigen Foltern, um von ihnen gemartert zu werden, überliefert wird.

Hundertunddreiundsechzigstes Capitel.

Von ungebührlicher Furchtsamkeit.

Einst war ein König, Alexander genannt, der nur einen einzigen Sohn, Namens Celestinus, besaß, welchen er sehr lieb hatte: nun dachte er aber in seinem Herzen: es ist gut meinen Sohn durch Jemanden unterrichten zu lassen, berief also einen Philosophen zu sich und sprach: Meister, nimm meinen Sohn in die Lehre, und ich will Dir reichlichen Lohn geben. Jener aber erwiderte: Herr, ich bin bereit Deinen Willen in allen Stücken zu erfüllen. Er nahm also den Knaben mit sich und bekümmerte sich

fleißig um denselben. Es begab sich aber, daß er eines Tages mit seinem Schüler Celestinus auf eine Wiese kam, wo Beide ein räudiges Pferd liegen sahen. Es waren aber neben dem Pferde zwei Schaafe einander gegenüber angebunden, welche graseten. Nun begab es sich aber, daß die Schaafe so neben dem Pferde weideten, daß eins auf der rechten und das andere auf der linken Seite des Pferdes stand, so daß sie dem Pferde immer näher kamen, und das Seil, mit welchem sie verbunden waren, über dessen Rücken gezogen wurde, bis es auf die räudige Stelle in der Mitte desselben kam. Wie aber das Pferd das Seil auf seinem wunden Rücken fühlte, sprang es auf, empfand aber immer mehr Beschwerde, und so fing es denn vor großem Schmerz an gewaltiger zu rennen, und schleppte so die beiden Schaafe mit fort. Je schwerer ihm aber das Gewicht der Schaafe ward, desto tiefer schnitt das Seil in die Wunde ein und vermehrte die Schmerzen derselben. Nun stand aber an der Wiese das Haus eines Müllers, und das Pferd lief, durch seine Schmerzen rasend gemacht, mit den beiden Schaafen in das Haus hinein, in welchem jedoch nichts als Feuer war. Nun streute aber das Pferd das Feuer hier und dorthin auseinander, so daß das ganze Haus anfing in Feuer zu stehen und das Pferd sich samt den Schaafen gänzlich verbrannte. Da sprach der Meister zu Celestino, seinem Schüler: mein Lieber, Du hast nunmehr den Beginn, den Verlauf und das Ende der ganzen Geschichte ganz erfüllt gesehen, mache mir über diesen Stoff ein fehlerloses Gedicht, und zwar bevor das Haus durch den Brand ganz zerstört ist. So Du das aber nicht

thun wirst, sage ich Dir, wirst Du eine große Strafe leiden müssen. Celestinus ging nun, als sich sein Meister entfernt hatte, für sich allein herum und gab sich unendliche Mühe, wußte aber durchaus nicht, wie er die Sache in Verse bringen sollte. Wie nun Celestinus hierüber sehr traurig war, erschien ihm alsbald der Teufel in menschlicher Gestalt und sprach zu ihm: mein Sohn, warum bist Du so traurig? Jener aber erwiderte: es nützt mir nichts, es Dir zu sagen. Und Jener versetzte: rede ohne Sorgen, ich will Deiner Noth schon abhelfen. Gleich sagte Celestinus: ich soll bei schwerer Strafe Verse über ein räudiges Pferd und zwei Schaafe machen, und kann es doch gar nicht. Jener aber sprach: ich bin der Teufel in Menschengestalt und ein trefflicher Versemacher, fürchte also Deinen Meister fürder nicht mehr, sondern versprich mir, daß Du mein getreuer Knecht seyn willst, und ich will Dir Verse machen, die besser sind, als die Dein Meister selbst macht. Celestinus aber willigte ein und versprach ihm auf sein Wort, er wolle ihm treulich dienen, wenn er sein Versprechen erfüllen würde. Jener aber sagte ihm sogleich folgende Verse:

Es zog ein Seil zwei Schäfelein
Ueber eines Rosses Rücken fein,
Verletzet sprang das Roß hervor,
Riß beide Schaaf' mit sich empor,
Zu einer Mühle schleppt es sie,
Springt durch ein Feuer mit dem Vieh,
Verbrennt die Schäflein, sich und sie,
Zu zahlen macht dem Wächter Müh.

Wie nun der Knabe diese Verse erhielt, freuete er sich sehr und begab sich nach Hause, der Meister aber sprach zu ihm: mein Sohn, hast Du die Verse irgendwo gelesen, oder selbst gemacht? Jener antwortete jedoch: ei ja, Meister. Hierauf sagte ihm derselbe die Verse her, wie wir sie eben hergesetzt haben. Als sie nun der Meister vernommen hatte, verwunderte er sich und sprach: sage mir, mein Sohn, wer sie Dir verfertigt hat. Jener aber entgegnete: Niemand. Worauf Jener sprach: so Du mir nicht gleich die Wahrheit sagst, wirst Du bis aufs Blut gepeitscht werden. Der Knabe, welcher Furcht hatte, erzählte ihm Alles von Anfang bis zu Ende, wie er sich dem Teufel verpfändet hatte. Der Meister aber ward sehr betrübt, ließ den Knaben kommen und ihn mit großer Zerknirschung seine Beichte hersagen und den Teufel abschwören. Nach diesem ward aus ihm ein heiliger Mann, der nach einem tugendhaften Leben an Gott seine Seele zurückgab.

Hundertundvierundsechzigstes Capitel.

Von der Welt Verkehrtheit.

Man liest in einem Buche von einer Unterredung Petri mit unserem Herrn Jesus Christus. Ich sah einst fünf Leute, welche ich für toll hielt. Einen sah ich Meersand so gierig verzehren, daß er ihm auf beiden Seiten wieder herausquoll, einen Andern, der über einer mit Pech und Schwefel angefüllten Grube stand, aus welcher ein unerträglicher Gestank kam, und mit allen seinen Kräften

sich bestrebte jenen Geruch mit seinem Munde einzuziehen. Hierauf erschaute ich einen Dritten, der auf einem heißen Ofen lag, und dem diese fürchterliche Gluth noch nicht genug zu seyn schien, denn er bemühte sich die aus dem Ofen hervorsprühenden Funken zu haschen, um sie zu verzehren. Einen Vierten sah ich, der auf der Zinne eines Tempels saß, um den Wind aufzufangen, und den Mund beständig offen hatte, auf daß der Wind durch ihn durch gehen konnte. Einen Fünften endlich gewahrte ich, der jedes einzelne Glied seines Körpers, so gut es ging, in den Mund nahm, verzehrte, und Andere dabei verspottete. Jene fünf Menschen haben Viele gesehen und sich sehr verwundert, wie sie dergleichen Sachen machen konnten. Mein Lieber, bei dem ersten Mann, der Meersand verzehrte, können wir uns einen Habsüchtigen denken; bei dem Zweiten, der über der Schwefelgrube stand, die Schlemmer und Wollüstigen; bei dem Dritten, den Du auf einem Ofen liegen sahst, und dem eine solche Hitze noch nicht genug war, sondern der auch noch Feuer verschluckte, aber die, welche an Reichthum und Ehre alle Andern übertreffen, aber damit noch nicht zufrieden auch die Armen des Ihrigen berauben und sie durch Wucher auspressen; bei dem Vierten, der auf der Tempelzinne stand, aber die, welche das Gute nur thun, damit es die Leute sehen, und die Heuchler, die unter dem Scheine des Guten alles Böse verüben; und bei dem Fünften, der seine eigenen Gliedmaßen verzehrte, die, welche alle guten Werke der Geistlichen und heiligen Lehrer herabsetzen, und so viel an ihnen ist mißdeuten und falsch auslegen.

Hundertundfünfundsechzigstes Capitel.

Ein anderes Beispiel von der Welt Verkehrtheit.

Man liest in dem Leben der Väter, daß ein Engel einem heiligen Manne drei Personen zeigte, die an dreifacher Albernheit litten. Der erste Mann machte ein Bündel Holz, und da er es wegen der allzugroßen Schwere nicht ertragen konnte, band er immer mehr auf. Der Zweite schöpfte mit vieler Mühe Wasser aus einem tiefen Brunnen vermittelst eines durchlöcherten siebartigen Gefäßes, und ruhte doch nicht es voll zu füllen. Der Dritte fuhr einen Balken auf einem Wagen, und wollte in ein Haus hinein, dessen Thor so eng und niedrig war, daß es durchaus unmöglich war, und doch hörte er nicht auf, sein Pferd zu schlagen und in die Seiten zu stechen, bis sie zusammen in einen tiefen Graben stürzten. Darauf sprach der Engel zu ihm: unter dem ersten Manne, den Du gesehen hast, kannst Du Dir die Leute vorstellen, welche Sünden begehen und von Tage zu Tage bis an ihr Ende meinen, daß sie dieselben noch ertragen können, und darum täglich mehrere, und immer mehrere hinzufügen, welche sie durchaus nicht mehr fortbringen können, bis der Tod plötzlich über sie kommt und ihre Seele zur ewigen Pein entführt und in den tiefen Höllenpfuhl taucht. Bei dem Zweiten, den Du Wasser aus einem tiefen Brunnen in ein Sieb schöpfen sahst, denke Dir die, welche gute Werke thun und

doch mit ihnen sich kein Verdienst erwerben, weil sie voller Löcher, d. h. Sünden, sind, und was sie Gutes gethan haben, durch ihre Sündhaftigkeit wiederum zerstören. Durch den Dritten, der den Balken fuhr, werden die Machthaber der Erde bezeichnet, welche glauben, sie können mit weltlicher Hoffarth und Pracht in die Pforte des Himmelreichs kommen, aber behindert werden und der Hölle verfallen.

Hundertundsechsundsechzigstes Capitel.

Vom Schachspiele.

Das Schachbret enthält vierundsechzig Punkte in acht Felder vertheilt, einen Mann und eine Frau, Bräutigame und Bräute, Kleriker und Laien. Es spielen aber dieses Spiel sechs Personen. Daß erste Bild ist der Roche und zwar von doppelter Art, weiß und schwarz, denn der rechte ist weiß, der linke aber schwarz. Seine Eigenheit aber ist, daß, wenn alle Figuren aufgesetzt sind, die Offiziere und Bauern durch ihren Vorzug gewisse Grenzen haben, bis zu welchen sie vordringen können, die Rochen aber, wenn sie eingeschlossen sind, nicht die Macht haben vorwärts zu gehen, wenn ihnen nicht durch die Offiziere und Bauern ein Weg gebahnt ist. Und er geht immer gerade aus und nie in einen Winkel, mag er nun vor oder rückwärts gehen, und wenn er seitwärts geht, fängt er auf der andern Seite einen Stein und wird ein Räuber. So geht es dem wirklich Armen, der nur den einzigen Weg seiner Ar-

muth hat, auf welchem er gerade auf den Herrn aller armen Leute, den Herrn Jesus Christus, zupilgert und die Stelle der Königin neben dem König der Könige einnimmt. Wenn er aber über seine Lage murrend seitwärts vom Wege abgeht, wird er ein Räuber, stiehlt was er kann und kümmert sich nicht um den Königsthron. Die zweite Figur ist aber der Springer, der über drei Punkte geht. Auf seinem eigenen Platze steht aber der, welcher schwarz ist, zur Rechten des Königs, und der weiße zu seiner Linken. Man nennt sie aber weiß und schwarz, nicht nach ihrer Farbe, sondern nach ihrer Stellung. Denn der rechte, welcher schwarz ist, marschirt immer rechts oder stellt sich auf einem schwarzen und leeren Punkte vor dem Bauer auf. Der linke aber macht nach seiner Eigenheit zwei Schritte vorwärts, einen nach der rechten Seite auf einen weißen Raum, und den andern links auf einen weißen und leeren Platz, und so gehen sie immer von drei zu drei Quadraten, indem sie ihre erste Stellung stets festhalten, daß der schwarze immer auf dem schwarzen Felde, und der weiße umgekehrt auf dem weißen, aber immer in einem Winkel vorwärts geht. Diese Springer nun, die bald hinauf und bald hinabgehen, bezeichnen die Weltweisen, welche drei Eigenschaften besitzen, nehmlich Verstand, Vernunft und Mannhaftigkeit. Sie sollten nun ihren Lauf durch Werke der Barmherzigkeit immer aufwärts nehmen, allein sie gehen abwärts durch ihre Beredtsamkeit und menschlichen Trug, und laufen seitwärts in einem Winkel durch drei Punkte, welche die Schlemmer bedeuten, die tagtäglich im Rausche leben, die Räuber, welche fremdes

Eigenthum ohne Erlaubniß seines Herrn plündern und fortschleppen, und Hoffärtige, welche mit ihrer Abstammung, Schönheit und Ueberfluß an Reichthum prahlen, bezeichnen. Alle diese aber laufen seitwärts von der rechten Straße ab und werden endlich durch den König, d. h. den Teufel, fortgeschleppt und nach dem gerechten Gericht Gottes in die Hölle hinabgestoßen. Die dritte Klasse ist die der Ritter oder Läufer, von denen der rechte weiß und der linke schwarz ist. Der weiße thut aber sechs Schritte, die an seinem eigenen Platze liegen, einen nach rechts zu auf die schwarze Stelle vor den Bauer, den zweiten auf den schwarzen und leeren Raum vor den Wollweber, und den dritten links an die Stelle des Handelsmanns. Wenn er aber bei dem König steht, dann kann er sechs Quadrate durchschreiten, steht er aber in der Mitte, sogar acht. Gerade so ist es mit dem linken. Denn wenn der schwarze dem König gegenüber steht, marschirt der weiße vor ihm vorbei, und einer stellt sich dann links vor der Königin, die andere rechts vor dem König auf. Ebenso sollen die Ritter, wenn sie auf das Schlachtfeld hinabsteigen und einen Kampfplatz suchen, wacker und tapfer streiten und ihren König wie eine Mauer umgeben und ihn beschützen. Denn wir alle sind Streiter und müssen gegen den Teufel auf dem Wahlplatze dieser Welt streiten und unsern König, d. h. unsere Seele, vertheidigen. Denn unser Widersacher ist tapfer, indem er uns versucht und böse und unerlaubte Dinge gegen uns aufwirft, allein schwach, wenn wir ihn wirklich überwinden wollen, denn, sagt Petrus, tapfer im Glauben müssen wir ihm widerstehen und uns

nicht an Furcht gewöhnen. Denn tapfere und erprobte Krieger pflegen zu Anfange, wenn sie die Waffen ergriffen haben, zu zittern, die Farbe zu wechseln und Blut aus der Nase zu schießen. Allein dieses Zeichen spricht eher für ihre Bravheit, als umgekehrt: denn es ist glaublich, daß derjenige, welcher zu Anfange der Schlacht von Furcht geschüttelt wird, wenn er wieder in den Kampf kommt, desto standhafter ficht und nicht den Rücken wendet, wenn es so weit gekommen ist, daß der Todesschrecken, den er vorher nur in der Ferne erblickt hatte, ihm jetzt gegenwärtig in seinem Angesichte zu drohen scheint. Denn beständig droht uns die Furcht vor dem bevorstehenden Tode und es wäre gut, wenn es nur der zeitliche wäre; darum müssen wir wacker und ohne alle Furcht die Waffen des Glaubens ergreifen und den Schild der guten Werke vorhaltend kämpfend, auf daß wir den zweiten Tod, d. h. den ewigen tapfer überwinden, von dem Boethius sagt: Ihr liegt ganz unbewußt hier, schon lauert der zweite Tod auf Euch. Jene Läufer aber, wenn sie nach der Schlacht an die Gränzen rücken, gehen als hätten sie wieder Herz und Tapferkeit bekommen, über acht Quadrate vorwärts und jagen ihre Gegner in die vier Winde. Ebenso ist es mit jeglichem Menschen, der in sich seine Niedrigkeit fühlt und über nichts hochmüthig ist; er wird die acht Quadrate der acht Seligkeiten überspringen, denn ein Jeglicher, der sich selbst erniedrigt, soll erhöhet werden. Die vierte Klasse ist aber die der Bauern, welche alle zusammen nur einen einzigen Schritt vorwärts thun dürfen. Denn sie können zwar auf dem einen Quadrate, auf

welchem sie aufgestellt sind, bis zu dem dritten ausschreiten, weil sie gewissermaßen sicher an den Gränzen des Königs stehen, wenn sie aber über das Gebiet desselben hinausgeschritten sind, dann begnügen sie sich mit einem einzigen Schritte, gehen immer gerade aus, kehren aber niemals gerade wieder um, damit sie durch ihren Marsch, vermittelst ihrer Tapferkeit, zu gewinnen suchen, was die Offiziere, vermöge ihrer Würde, in Besitz haben. Darum, wenn sie durch die Läufer und andere Offiziere unterstützt bis an die Linie der feindlichen Quadrate gelangt sind, erobern sie, was ihnen die Gnade der Könige zugesteht. Man muß aber wissen, daß, wenn die Bauern gerade vorwärts marschiren, wenn sie einen feindlichen Offizier oder Bauer treffen, so können sie ihn in einem Winkel rechts oder links fangen und schlagen, nie geht aber ein Bauer außerhalb der geraden Linie rechts oder links vorwärts, er müßte denn die Würde der Königin in Besitz genommen haben. Diese Bauern bedeuten aber Leute von verschiedenem Range und Geschlecht, zwischen welchen Könige, Machthaber, Edelleute und andere Vornehme aufgestellt sind, um sie zu regieren und sie zu commandiren. Wenn sie nun aber ihre Pflichten nicht nach Gesetz und Vernunft ausüben, büßen sie den Vorzug des Adels ein und treten in die Lage und Stellung der Bauern. Denn wir Alle sind von einem Vater Adam geboren und gezeuget, unter denen die durch Tugenden Ausgezeichneten mit Recht die Namen von Königen und Edelleuten erhalten. Während aber die Bauern, d. h. die gemeinen einfältigen Leute, nach den Rathschlägen ihrer klugen Beichtväter lebend

und den Befehlen der Kirche gehorsamend die Linie des richtigen und geraden Lebenswandels erreichen, erlangen sie mit Recht durch die Pflichtmäßigkeit ihres vervollkommneten Lebens im Himmelreiche den Titel von heiligen Königen und Edeln. Niemand verachte also die Bauern, weil wir lesen, daß sie zu Herrschaft und päpstlicher Würde, wenn sie voller Vorzüge und Gnaden waren, gelangt sind. Wie nehmlich ein Riese, Namens Arius, durch seine Schätze und sein von Tage zu Tage wohlhabender werdendes Reich aufgeblasen wurde, und überhaupt einen gar gottlosen König spielte, kam er einmal zur Wohnung Apollo's, um ihn zu fragen, ob irgend einer der Sterblichen glücklicher sey als er: siehe da erscholl aus einer verborgenen Höhle des Heiligthums eine Stimme, welche ihm einen gemeinen Landmann Agalaus vorzog, denn dieser besaß zwar fast nichts im Vermögen, allein er war reich in seinem Gemüthe, und trotz seinem hohen Alter noch nie über die Grenzen seines Gütchens hinaus gekommen. Also schätzte Apollo die rohe Hütte des Agalaus mit ihrer sorgenlosen Ruhe weit höher, als den traurigen und mit Kümmernissen reich gefüllten Hof des reichen Riesen. Denn er schlug seine wenigen, aber von Furcht freien Schollen Erde höher an, als die fette Küste von Lydien, die beständig voller Furcht vor Feinden war. Es war aber dieser arme Agalaus ein höchst tugendhafter Mann gewesen, denn je niedriger ein Mensch seinem Stande nach ist, desto höher steht er durch seine Tugend und Frömmigkeit, und desto berühmter und geehrter wird er dadurch. So war Virgilius, von Geburt ein Longobarde und seinem Geschlechte

nach aus Mantua zwar von niederer Herkunft, allein durch seine Weisheit doch der größte und ausgezeichnetste unter den Dichtern. Wie ihm nun Jemand zuredete, er solle doch homerische Verse in sein Werk aufnehmen, antwortete er, es bedürfe einer großen Stärke dem Herkules seine Keule aus der Hand zu schlagen. Die fünfte Person aber, welche auf dem Schachbrete mitspielt und einen Namen trägt, ist die Königin. Ihr Gang ist aber von weiß auf schwarz, man stellt sie neben den König, und wenn sie von ihm geht, wird er gefangen. Wenn sie sich aber von ihrem eigenen schwarzen Quadrat, wo sie zuerst ihren Stand hatte, wegbewegt, so kann sie nur von einem Quadrat zum andern vorrücken, und zwar in Winkeln, mag sie nun vor oder zurück gehen, fangen oder gefangen werden. Wenn man aber fragt, warum gerade die Königin dem Kampfe ausgesetzt wird, da doch das weibliche Geschlecht schwach und gebrechlich ist, so muß man sagen, wenn wir es durchaus wissen wollen, daß sie der Sitte derjenigen Frauen folgt, wo, wenn die Männer in den Krieg ziehen, die Frauen und Gattinnen derselben samt ihrer ganzen Familie mit ins Lager genommen werden, wie dieses die Thartaren thun. Und wenn sie auch von dem Bogen nicht vermieden werden, so können sie doch mehr Leute behindern, als durch Körperkraft zu Boden werfen. Indessen ist das zum Trost des Königs geschehen, und um ein Zeugniß ihrer Liebe zu geben, angestellt worden, daß die Königin dem König in den Kampf folgt. Wir verstehen aber unter der Königin unsere Seele, welche in dem Himmel auf der Straße der guten Werke zur Königin bestellt wird.

Diese Königin ist aber weiß und schwarz: weiß wird sie durch die Beichte und Absolution, wenn ihr Knecht, d. h. der Körper, Alles rein bekennt, und wenn er für seine Sünden Buße gethan hat, losgesprochen wird, dann bekommt sie eine so glänzende Weiße, daß sie zehn Mal mehr leuchtet, als die Sonne. Schwarz wird sie aber durch den Ruß und die Häßlichkeit der Sünden. Sie muß aber stets neben dem König stehen, denn wenn sie das nicht thut, wird er gefangen und verletzt. Denn darum ist unsere Seele in unseren Körper gegossen worden, daß durch seine Wiedereroberung und Rettung das Heer der Engel, welches einen großen Verlust durch den Lucifer erlitten hat, vollständig wieder ergänzt und sie als Königin neben den König des Ruhms gestellt werde. Wenn sie aber vom Könige, der durch ihre Sorge geleitet und regiert wird, sich entfernt hat, wird er gefangen und durch sterbliche Thaten zur Hölle hingeschlachtet und dort auf Nimmerwiederkehr hinabgestürzt, und diese Königin, d. h. unsere Seele, möge nie im Auslande Krieg führen lernen, sondern von innen unsern Körper antreiben gute Werke zu thun, denn unsere Seele, d. h. die Vernunft, soll unsern Leib, wie der Reiter das Pferd, zur Tugend hinlenken und ihn unterrichten, nicht über die Gränzen der Lehren der Kirche hinaus zu springen, sondern sie muß von dem Quadrat einer Tugend auf das der anderen fortschreiten, und darum muß auch die Königin auf dem Schachbrete langsam gehen und nicht springen, sondern in die ihr gesteckten Grenzen bleiben. Denn Dyna, die Tochter Jacobs, erhielt ihre Jungfräulichkeit, so lange sie sich im

Hause ihres Bruders ruhig aufhielt, sobald sie aber aus Neugierde ausgezogen war, sich in fremden Gegenden umzusehen, ward sie vom Sohne Sichem entehrt. Seneca sagt, daß Frauen, welche ein häßliches Gesicht haben, leichtsinnig und schamlos sind, denn es fehlt ihnen nicht an einem verführerischen Geiste. Solinus erzählt, daß das Weib ausgenommen, nur wenige Geschöpfe, wenn sie einmal empfangen haben, sich wieder vermischen. Die Frauen sollen aber vor den Augen aller Männer ein schwarzes Gesicht haben, damit sie nicht von Andern zur Wollust verführt in übeln Geruch kommen. Ovidius sagt: sie mögen nun ihre Einwilligung geben oder sie verweigern, immer werden sie sich freuen gesucht worden zu seyn: alle Schönen lieben dieses Spiel, und nur die ist keusch, die Keiner begehrt hat. Die sechste Klasse aber, welche dieses Spiel treibt, sind und heißen die Könige. Denn daß der König über Alle hervorragt, zeigt die Natur seiner Bewegung und seines Schrittes an. Wenn er nehmlich auf dem vierten weißen Quadrat steht, so hat er, wenn er selbst schwarz ist, auf dem nächsten weißen Flecke rechts einen Springer, Läufer und Rochen aber auf dem schwarzen. Auf der linken Seite nimmt er jedoch die entgegengesetzte Stelle ein, denn da der König über Alle, rücksichtlich seiner Würde, Macht und Herrschaft ausübt, geziemt es sich nicht, daß er sich durch einen weiten Raum von seinem Königsthrone entfernt; darum, wenn er sich von seinem weißen Quadrat aus in Bewegung zu setzen anfängt, folgt er sowohl rechts als links dem Naturell der Rochen. Indessen ist der Rochen so beschaffen, daß er sich linker

Hand nicht auf einen schwarzen Punkt neben dem auf einen weißen stehenden Rochen stellen kann, wohl aber auf einen weißen Fleck, jedoch in einem Winkel zu dem genannten Rochen, wo die Wächter seines Staates aufgestellt sind und er bei diesem Vorwärtsgehen die Natur eines Laufers annimmt. Diese zwei Schritte macht er für die Königin. Es ist aber dieser König unser Herr Jesus Christus, der der König der Könige ist im Himmel und auf Erden, was auch die Art und Weise seiner Bewegung und seines Vorrückens andeutet. Denn während ihn alle Chöre der heiligen Engel bei seinem Vorrücken wie ihren Herrn verehrungsvoll begleiten, hat er den Springer und Rochen und die andern Schachfiguren bei sich, und hat den Platz des Weltalls gerades Wegs in Beschlag genommen, bei welchem es heißt, wie Petrus spricht: wenn ich gen Himmel hinaufsteige, bist Du da, und wenn ich zur Hölle hinabführe, bist Du auch da. Endlich hat er auch die Königin mit sich genommen, das heißt die fromme Mutter des Erbarmens, unsere Frau Maria. Denn um ihrer Willen thut er einen Schritt des Erbarmens zu dem Quadrat der Bauern, d. h. der auf Erden lebenden Menschen, weshalb er mit Recht jenen ruhmvollen Namen durch des Propheten Mund erhalten hat, wo er ihn den Vater alles Erbarmens und den göttlichen Tröster nennt. Denn während keiner der heiligen oder auserwählten Männer uns aus unserer Betrübniß und Verrath wegen der Sündhaftigkeit des ersten Menschen erlösen konnte, würdigte uns der barmherzige König seiner Gnade, indem er, um die Heerde und Zahl seiner Bauern wieder zu ere-

dern, von seinem himmlischen Wohnsitze auf das Quadrat dieser jämmerlichen Welt herabstieg, und uns von des Bösen Gewalt erlösen wird. Dafür wollen wir ihm aber unsern Dank unendliche Zeiten hindurch bringen.

Hundertundsiebenundsechzigstes Capitel.

Wie man auf guten Rath hören soll.

Einst hatte ein Bogenschütze ein Vöglein, Philomela genannt, gefangen und wollte es tödten, siehe, da ward demselben das Vermögen zu reden verliehen, und es sprach: Mensch, was nützt es Dir, wenn Du mich tödtest, Du könntest nicht einmal Deinen Magen mit mir füllen, wogegen, wenn Du mich fortlassen wolltest, ich Dir drei Lehren geben würde, aus denen Du, wenn Du sie fleißig bewahrtest, großen Nutzen ziehen könntest. Der aber erstaunte, als er sie reden hörte, und versprach, er wolle sie fliegen lassen, wenn sie ihm diese drei nützlichen Sprüchlein lehren wolle. Hierauf versetzte sie: höre zu! Der erste ist: suche nie einen Gegenstand zu erhaschen, der unerreichbar ist. Höre den zweiten: gräme Dich nie über eine Sache, die Du einmal verloren hast und nicht wieder bekommen kannst. Endlich vernimm den dritten: glaube nie einer Rede, die Dir unglaublich scheint. Diese drei Stücke bewahre wohl bei Dir, und es wird Dir wohl gehen. Hierauf ließ sie Jener, seinem Versprechen gemäß, fliegen. Die Philomela flog nun durch die Luft, sang lieblich, und als ihr Lied zu Ende war, sprach sie zu ihm: wehe mir,

daß Du einem bösen Rathe gefolgt bist, denn Du hast heute einen großen Schatz eingebüßt: es befindet sich nehmlich in meinen Eingeweiden eine Perle, welche an Größe ein Straußenei übertrifft. Wie Jener das hörte, ward er sehr betrübt, daß er sie fortgelassen hatte, spannte sein Netz aus und versuchte sie wieder zu fangen, indem er also sprach: komm in mein Haus, ich will Dir jeden Liebesdienst erzeigen, Dich mit meinen eigenen Händen füttern und nach Deinem Belieben ausfliegen lassen. Da sprach die Nachtigall zu ihm: jetzt weiß ich, daß Du ein Narr bist, denn aus dem, was ich Dir gesagt habe, hast Du gar keinen Nutzen gezogen, weil Du Dich über etwas grämst, was Du einmal verloren hast und doch nicht wieder bekommen kannst, und trotz dem, daß Du mich nicht zu fangen vermagst, dein Netz ausgespannt hast. Ueberdieß hast Du geglaubt, daß sich in meinen Eingeweiden eine Perle befindet, während ich doch ganz, wie ich bin, noch nicht die Größe eines Staußeneies erreichen kann. Du bist ein Dummkopf, und wirst immer dumm bleiben: Mit diesen Worten flog sie davon, der Mann aber kehrte betrübt und traurig in sein Haus zurück und sah die Philomela nicht wieder.

Hundertundachtundsechzigstes Capitel.

Von der ewigen Verdammniß.

Barlaam erzählt, wie der Sünder ihm vorkommt wie ein Mensch, der, während er sich vor einem Eichhorn

fürchtet, in einen Abgrund stürzt. Wie er aber im Fallen ist, packt er mit den Händen einen Strauch, der aus der Tiefe emporragt, und indem er hinunter schaut, erblickt er am Fuße des Baumes einen scheußlichen Brunnen und einen schrecklichen Drachen, der sich um den Baum schlingt und mit offenem Rachen auf seinen Fall lauert. Da aber zwei Mäuse, von denen die eine weiß, die andere schwarz ist, den Baum ohne Aufhören an seiner Wurzel benagen, fühlt er ihn schwanken, und vier weiße Vipern, welche an dem Vorsprunge, wo er seinen Fuß fest eingestemmt hatte, hervorkamen, verpesteten die ganze Grube mit ihrem tödtlichen Athem. Da hob er die Augen auf und erblickte einen Honigstrom, der aus den Aesten des Baumes hervorquoll, vergaß die Gefahr, welche ihn auf allen Seiten umgab, und gab sich ganz dem süßen Getränk hin. Wie ihm aber einer seiner Freunde eine Leiter hinhielt, um sich herauszuhelfen, verschob er es von der Süßigkeit des Honigs verlockt, und stürzte, indem der Baum umfiel, in den Rachen des Drachen, der ihn, auf den Boden des Brunnen hinabsteigend, verzehrte, und also starb er eines jämmerlichen Todes.

Hundertundneunundsechzigstes Capitel.

Von den zwölf Geboten, und wie man leben soll.

Trogus Pompejus erzählt von einem edeln Ritter, Namens Ligurius, der eine gewisse Stadt samt dem Volke

zu einem Schwure veranlaßt hatte, daß sie gewisse und nützliche Gesetze, die freilich anfänglich drückend schienen, aufrecht erhalten wollten, bis er selbst von dem Gott Apollo, den er für den Verfasser der besagten Artikel ausgab, eine Antwort geholt hätte. Er begab sich hierauf nach Kreta und in eine ewige Verbannung. Wie er aber sterben sollte, befahl er, damit seine Gebeine nie wieder in jene Stadt zurück kommen könnten, sie ins Meer zu werfen, auf daß die Menschen nicht, indem sie dächten nun ihres Eides entbunden zu seyn, die Beobachtung jener Gesetze verletzen möchten. Es waren aber dieser Gesetze der Zahl nach zwölf. Durch das erste Gebot lehrte er das Volk Gehorsam gegen seine Fürsten, aber die Fürsten das Volk bewachen und die Gottlosen im Zaume halten. Durch das zweite Gesetz überredete er Alle sparsam und mäßig zu seyn, weil er meinte, daß man bei Mäßigkeit besser Krieg führen könne, als unter Schlemmerei. Durch das dritte Gebot befahl er jede Sache nicht nach dem Vermögen, sondern nach dem Verdienst zu schätzen. Durch das vierte zeigte er, wie Gold und Silber schlechter seyen, denn alle andern Stoffe. Durch das fünfte theilte er die Staatsverwaltung ordentlich ein, indem er dem König die Macht im Kriege verlieh, den Magistratspersonen die Gerichte und alle Vertheidigungen, dem Senat die Bewachung der Gesetze, und dem Volke die Gewalt Magistratspersonen zu wählen und einzusetzen. Durch das sechste theilte er den Grundbesitz an Alle auf gleiche Weise aus, so daß sich alle Erbgüter gleich waren, damit Keiner mächtiger werde als der Andere. Durch das siebente gebot er, daß Alle zusammen

speisen sollten, auf daß Keiner dem Andern Grund zum Wohlleben geben könnte. In dem achten setzte er ein, daß die Jünglinge das ganze Jahr hindurch nur ein einziges Kleid tragen sollten. In dem neunten befahl er, daß die armen Kinder aufs Land, nicht auf den Markt gebracht würden, auf daß sie die ersten Jahre ihres Lebens in Arbeit, nicht in Leichtsinn zubrächten. Durch das zehnte Gesetz setzte er fest, daß die Jungfrauen ohne Mitgift heirathen sollten. In dem eilften Gesetze gebot er, es sollten die Weiber nicht des Geldes wegen gewählt werden, und im zwölften bestimmte er, daß die größte Ehre nicht den Reichen, sondern vielmehr denen, die auf einer hohen Stufe des Alters stünden, zu Theil werden solle. Alles aber, was er in seinen Gesetzen anordnete, hat er selbst zum Muster für Andere zuerst gehalten.

Hundertundsiebzigstes Capitel.

Von der Berufung des Sünders auf den Weg der Buße.

Einst begegnete ein Spieler dem heiligen Bernhard, der zu Pferde saß, und sprach zu ihm: Vater, ich will mit Dir ein Spiel machen und meine Seele gegen Dein Pferd setzen. Wie das der heilige Bernhard hörte, stieg er gleich vom Pferde und sprach: wenn Du mehr Augen als ich wirfst, soll mein Pferd Dein seyn, wenn ich aber mehr werfe, so muß Deine Seele mir angehören. Das war der Spieler zufrieden, nahm gleich drei Würfel und warf acht

Augen. Hierauf faßte er den Zügel des Pferdes, als wenn es bereits ihm gehöre, allein der heilige Bernhard sprach: mein Sohn, auf diesen drei Würfeln steht noch mehr als das. Hierauf nahm er sie und warf achtzehn Augen, also mehr wie der Spieler. Kaum hatte der das gesehen, als er sich auch gehorsam seinem Vater Bernhard übergab und nach einem heiligen Lebenswandel durch ein seliges Ende zum Herrn einging.

Hundertundeinundsiebzigstes Capitel.

Von allzugroßer Liebe und Treue, und wie die Wahrheit beim Sterben frei macht.

Petrus Alphonsus berichtet, daß einst zwei Ritter lebten, der eine in Aegypten, der andere in Baldach. Zwischen diesen zwei Leuten gingen aber öfters Boten hin und her, denn was nur in Aegyptenland vorging, das berichtete der Ritter aus Aegypten durch Boten an den Ritter von Baldach, und so umgekehrt, und also war zwischen ihnen eine treue Liebe entstanden, und doch hatte noch Keiner den Andern gesehen. Wie aber einmal der Ritter von Baldach auf seinem Bette lag, dachte er bei sich: mein Geselle aus Aegyptenland erzeigt mir viel Freundschaft, und gleichwohl habe ich ihn noch nie mit meinen leiblichen Augen geschaut, ich will mich zu ihm aufmachen und ihn besuchen. Er miethete hierauf ein Schiff und kam nach Aegypten, und als sein Freund von ihm hörte, kam er ihm

entgegen und führte ihn voller Freude in sein Haus. Nun hatte aber jener Ritter ein sehr schönes Mägdlein in seinem Hause, und wie sie der Ritter von Baldach erblickt hatte, ward er von ihren Augen gefangen und krank vor allzugroßer Liebe zu ihr. Wie aber der Ritter aus Aegyptenland Solches gewahr wurde, sprach er zu ihm: mein Lieber, sage was fehlt Dir denn? Jener aber erwiderte: in Deinem Hause ist ein Mägdlein, nach welchem mein Herz von ganzer Seele begehrt, so daß, wenn ich es nicht bekomme, ich ein Kind des Todes seyn werde. Als das der Ritter hörte, zeigte er ihm alle Frauen seines Hauses, jenes Mägdlein ausgenommen. Wie aber Jener alle in Augenschein genommen hatte, sprach er: um alle diese kümmere ich mich wenig oder nichts, allein es giebt noch eine andere, die ich hier nicht sehe, welche meine Seele liebt. Endlich zeigte er ihm auch dieses Mädchen, und als der dasselbe betrachtet hatte, sprach er: auf sie allein beruht mein Leben oder Tod. Der Ritter aber entgegnete: auch ich sage Dir, daß ich diese von ihrer Kindheit an in meinem Hause erzogen habe, auf daß sie meine Gemahlin würde und ich mit ihr unendliche Schätze erhielte; indessen habe ich Dich so lieb, daß, ehe ich Dich sterben lasse, ich sie Dir lieber zur Frau abtrete samt allem ihren Reichthum, welchen ich hätte erhalten sollen. Wie das der andere Ritter hörte, freute er sich sehr, nahm sie zur Frau, erhielt mit ihr große Reichthümer und machte sich also mit dieser seiner Gemahlin nach seiner Vaterstadt Baldach auf. Nach diesem gerieth auf einmal der Ritter aus Aegypten in große Dürftigkeit, so daß er weder ein Haus, noch

sonst etwas Anderes mehr besaß. Er dachte also bei sich: zu wem kann ich mich besser begeben, als zu meinem Gesellen von Baldach, den ich zu Reichthum verholfen habe, auf daß er selbst nun in meiner Armuth auf mich Rücksicht nehme. Er bestieg also ein Schiff und kam nach Baldach nach Sonnenuntergang in eine Stadt, in welcher sein reicher Geselle wohnte. Er dachte aber bei sich: es ist jetzt Nacht, wenn ich in diesem Augenblicke in das Haus meines Genossen komme, wird er mich nicht erkennen, weil ich schlecht gekleidet bin und Niemand bei mir habe, da ich doch gewohnt war eine große Dienerschaft mit mir zu führen und an Allem Ueberfluß zu haben. Er sprach also bei sich: ich will diese Nacht ausruhen und morgenden Tages zu ihm gehen, sah sich um, erblickte den Kirchhof, sah die Kirchthüren offen und trat hinein, um daselbst die Nacht hinzubringen. Wie er aber eine Weile daselbst gewesen war und eben einschlafen wollte, fochten Einige auf der Straße mit einander, und einer tödtete den andern. Der Mörder aber floh auf den Kirchhof und lief auf der andern Seite wieder hinaus. Nach diesem erhob sich aber in der Stadt ein Geschrei: wo ist der Mörder, wo ist der Verräther, der einen Menschen umgebracht hat? Jener aber sprach: ich bin der Mörder, der jenen Mann erschlagen hat, nehmt mich und hängt mich an den Galgen. Jene legten nun Hand an ihn und sperrten ihn die ganze Nacht hindurch in ein Gefängniß. Frühe aber ward mit der Glocke der Stadt geläutet, der Richter fällte seinen Spruch gegen ihn, und man führte ihn zum Galgen. Unter den Zuschauern aber befand sich auch sein Geselle, der Ritter, zu dem

er gekommen war. Wie ihn der aber zum Galgen schleppen sah, sprach er bei sich: das ist mein Genosse aus Aegypten, der mir meine Frau samt vielen Schätzen gegeben hat, und der geht zum Galgen und ich soll leben? Er rief also mit lauter Stimme und sprach: Ihr lieben Leute, wollet nicht einen unschuldigen Menschen hinrichten: der, welchen Ihr zum Tode führet, hat keine Schuld, ich bin der Verräther, der den Mann erschlagen hat, nicht er. Wie das jene hörten, legten sie Hand an ihn und führten Beide zum Galgen. Wie nun aber Beide schon nahe am Galgen waren, da dachte der wahrhaft Schuldige bei sich: da ich Schuld an dieser That bin, soll ich zugeben, daß diese Unschuldigen sterben? Es kann nicht anders kommen, als daß Gott einmal Rache an mir dafür nimmt, es ist besser für mich, hier eine kurze Strafe auszustehen, als die ewige Pein in der Hölle zu leiden. Er rief also mit lauter Stimme: lieben Leute, wollet um Gottes Willen nicht Unschuldige hinrichten, denn keiner von diesen hat durch ein Zeichen, Wort oder That die Veranlassung gegeben, daß der, welcher getödtet worden ist, erschlagen wurde, sondern ich bin der, welcher ihn mit eigener Hand ermordet hat: also richtet mich hin und lasset die Unschuldigen frei ihre Straße ziehen. Wie jene das vernahmen, griffen sie auch diesen, verwunderten sich aber und führten sie vor den Richter. Wie sie aber der Richter erblickte, wunderte auch er sich und sprach: weshalb seid Ihr wieder umgekehrt? Jene aber erzählten den ganzen Hergang der Sache von Anfang bis ans Ende, und der Richter sprach zu dem ersten Ritter: mein Bester, aus welchem Grunde hast Du

gesagt, daß Du den Menschen erschlagen hast? Jener aber erwiderte: das will ich Euch ohne Falsch sagen. In meinem Vaterlande Aegypten war ich reich und hatte Ueberfluß an Allem, nachher bin ich in große Dürftigkeit gerathen und besaß weder ein Haus, noch einen Ort, noch irgend Etwas mehr, aus Sehnsucht habe ich mich also in dieses Land begeben, ob ich vielleicht eine Unterstützung erhalten könnte. Darum habe ich gesagt, daß ich den Mann getödtet hätte, denn ich will lieber sterben als leben, und in diesem Augenblicke noch bitte ich Dich um Gottes Willen, mich hinrichten zu lassen. Hierauf sprach der Richter zu dem zweiten Ritter von Baldach: und Du mein Lieber, weshalb hast Du gesagt, daß Du den Mann umgebracht hast? Der antwortete aber: Herr, dieser Ritter hat mir mein Weib mit ihren vielen Schätzen gegeben, die er für sich aufgehoben hatte, und durch ihn bin ich in Allem reich geworden. Wie ich nun diesen meinen lieben Gesellen, durch den ich zu so Großem und so Vielem gelangt bin, zum Galgen führen sah, habe ich mit lauter Stimme gerufen: ich bin Schuld an dem Tode jenes Mannes, nicht er, weil ich gern aus Liebe zu ihm für ihn zu sterben wünschte. Nun sprach der Richter zu dem Mörder: weshalb hast Du aber behauptet, den Mann ermordet zu haben? Der aber entgegnete: Herr, ich habe nur die Wahrheit gesagt, denn es wäre eine schwere Sünde gewesen, wenn ich Unschuldige hätte sterben lassen und am Leben geblieben wäre. Deshalb habe ich es vorgezogen die Wahrheit zu sagen und hier Strafe zu leiden, als daß Schuldlose verurtheilt würden, und ich in der Hölle oder an-

derswo dafür bestraft werden sollte. Da sprach der Richter: weil Du die Wahrheit bekannt und Unschuldige gerettet hast, schenke ich Dir das Leben, sofern Du nur künftig Deinen Lebenswandel zu bessern trachtest: gehe hin im Frieden. Alle aber, welche die Worte des Richters vernahmen, lobten ihn, daß er ein so gutes Urtheil gefällt hatte, weil der Schuldige die Wahrheit gestanden hatte.

Hundertundzweiundsiebzigstes Capitel.

Von der Standhaftigkeit eines treuen Gemüthes.

Es gab einen gewissen König in England, in dessen Reiche zwei Ritter lebten: der eine hieß Guido, der andere Tyrius. Dieser Guido nun hatte in vielen Schlachten gekämpft und in jedem Kriege den Sieg davon getragen, liebte aber ein Mägdlein von edler Geburt gar sehr, welches er jedoch nicht eher bekommen konnte, als bis er aus Liebe zu ihr einige schwere Kämpfe bestanden hatte. Endlich erlangte er sie durch einen Zweikampf und vermählte sich mit ihr mit großen Ehren. In der dritten Nacht darauf stand er nach dem Hahnschrei von seinem Lager auf und schaute das Firmament scharf an und erblickte unsern Herrn Jesus Christus mitten unter den Sternen, der also zu ihm redete: Guido, Guido, gleichwie Du oft einem einzigen Mägdlein zu Liebe Fehden unternommen hast, so ist es nun an der Zeit, daß Du Dich um meiner Willen bemühest männiglich gegen meine Feinde

zu streiten. Als Jesus Christus so gesprochen hatte, verschwand er. Wie aber Jener merkte, daß es der Wille Gottes sey, daß er nach dem gelobten Lande zöge und Jesum Christum an den Ungläubigen rächte, da sprach er zu seiner Gattin: ich denke, daß Du schon von mir ein Kindlein empfangen hast, das ziehe Du auf, bis ich wieder komme, weil ich gesonnen bin nach dem heiligen Grabe zu ziehen. Wie aber jene Solches hörte, sprang sie wie rasend aus dem Bette, nahm einen Dolch, der am Kopfende ihres Bettes lag, und sprach: o Herr, ich habe Dich stets geliebt, und nur aus Liebe zu Dir, damit Du erst viele Fehden bestehen konntest, um Deinen Ruhm in der ganzen Welt zu verbreiten, habe ich so lange gewartet, bis ich mit Dir durch das Band der Ehe verbunden ward. Nun aber bin ich von Dir schwanger worden, und Du willst Dich jetzt von mir entfernen. Eher will ich mich selbst mit diesem Dolche umbringen. Jener stand aber auf, entwand ihr den Dolch und sprach: meine Liebe, Deine Worte jagen mir Furcht ein, denn ich habe Gott ein Gelübde gethan, das heilige Grab zu besuchen, und jetzt ist es weit passendere Zeit ein Gelübde zu erfüllen, als im Alter: ich werde mit Gottes Hülfe bald wieder zu Dir zurückkommen. Jene aber, durch seine Worte ermuthigt, reichte ihm einen Ring und sprach: nimm diesen Ring und gedenke meiner in der Fremde, so oft Du ihn ansiehst, ich aber will geduldig Deine Rückkunft abwarten. Der Ritter nahm also Abschied von ihr und nahm den Ritter Tyrius mit sich, sie aber weinte viele Tage lang und konnte sich nicht zufrieden geben; als aber ihre Zeit gekommen war, gebar

sie einen sehr schönen Knaben und erzog ihn aufs Zärtlichste. Wie aber Guido und Tyrius durch vieler Herren Länder gezogen waren, war zuletzt auch das Reich Dacia durch die Ungläubigen verwüstet worden, und Guido sprach zu seinem Gesellen: mein Lieber, Du mußt Dich in jenes Land begeben und mit allen Kräften dem König gegen die Ungläubigen beistehen, weil er ein Christ ist, ich aber will in das gelobte Land ziehen und gegen die Feinde Christi kämpfen, hierauf aber wieder zu Dir zurückkehren, und also werden wir sodann mit Freuden wieder nach England gehen. Tyrius aber entgegnete: was Dir recht ist, gefällt mir auch: ich will in jenes Reich ziehen, und wenn Du am Leben bleibst, komm wieder zu mir, und wir können dann nach unserem Vaterlande zurückkehren. Jener aber antwortete: das verspreche ich Dir treulich. Hierauf küßten sie einander, weinten beim Scheiden bitterlich, und Guido zog nach dem heiligen Lande, Tyrius aber nach Dacien. Guido kämpfte aber in vielen Schlachten gegen die Saracenen und Heiden, und erhielt in jedem Kampfe den Sieg, so daß sein Ruhm durch den ganzen Erdkreis flog, aber auch Tyrius trieb auf gleiche Weise alle Ungläubigen aus dem Königreiche Dacia, schlug viele Schlachten und blieb immer Sieger. Darum gewann ihn der König vor Allen lieb und ehrte ihn, und vom Volke ward er so hoch geschätzt, daß ihm der König viele Schätze gab. Es gab aber zu dieser Zeit in jenem Reiche einen sehr tapfern Raubritter, Namens Plebeus, der neidisch auf den Tyrius war, weil er so schnell zu Reichthum und Ehre gelangt war: der klagte ihn bei dem Könige des Verraths an, wie er

im Schilde führe den König der Herrschaft zu berauben. Der König aber, der seinen Worten trauete, weil er ein mächtiger und tapferer Mann war, nahm dem Tyrius alle seine Ehrenstellen wieder, so daß derselbe in große Dürftigkeit versank und kaum seinen täglichen Unterhalt hatte. Tyrius aber war sehr traurig, weil er so allein und verlassen und in Dürftigkeit gerathen war, weinte bitterlich und sprach: weh mir, was soll ich anfangen? Wie er aber einstmals traurig einherwandelte, begegnete ihm Guido in einem Pilgerkleide. Als ihn Tyrius gewahr wurde, erkannte er ihn nicht, Guido aber kannte ihn gleich, wollte ihm aber nicht entdecken, wer er sey, und sprach zu ihm: mein Bester, wo bist Du her? Jener aber erwiderte: aus weiter Ferne, allein ich habe schon mehrere Jahre in diesem Lande gelebt, und hatte einen Gesellen, der nach dem gelobten Lande gezogen ist, weiß aber freilich nicht, ob er lebt oder gestorben ist, oder wie es ihm geht. Guido versetzte darauf: um Deines Gesellen Willen erlaube mir in Deinem Schooße ein wenig zu ruhen, ob ich vielleicht etwas schlafen kann, weil ich von meiner Reise ermüdet bin. Jener gab ihm aber die Erlaubniß dazu, und wie Guido jetzt in seinem Schooße eingeschlafen war, sah Tyrius, wie sich sein Mund öffnete und ein weißes Wiesel herauskam und nach einem Berge, der in jener Nähe war, hinlief; wie es aber daselbst einige Zeit zugebracht hatte, kam es wieder und lief wieder in dessen Mund hinein. Hierauf erwachte Guido aus dem Schlafe auf und sprach: mein Lieber, ich habe einen wunderlichen Traum gehabt: es kam mir vor, als wenn ein Wiesel aus meinem Munde käme,

in jenem Berg liefe und dann wieder in meinen Mund zurückkehrte. Tyrius aber entgegnete: mein Bester, gerade wie Du es in dem Gesichte geschaut hast, habe ich es mit meinen Augen gesehen, weiß jedoch durchaus nicht, was das Wiesel in jenem Berge gemacht hat. Hierauf sprach jener: wir wollen Beide in den Berg gehen, vielleich finden wir daselbst etwas Nutzbares. Sie begaben sich also in den Berg, und sie fanden einen todten Drachen, dessen Bauch ganz mit Gold gefüllt war, mit einem schön geschliffenen Schwerte, auf welchem folgende Inschrift stand: durch dieses Schwert wird der Ritter Guido den Feind des Tyrius überwinden. Wie aber Guido diesen Drachen gefunden hatte, freuete er sich sehr und sprach zu Tyrius: mein Lieber, ich schenke Dir den ganzen Schatz, allein das Schwert will ich für mich behalten. Tyrius aber erwiderte: o Herr, ich habe es um Dich nicht verdient, daß Du mir ein solches Geschenk machst. Und jener sprach: schlage Deine Augen auf und schaue mich an, ich bin ja Dein Geselle Guido. Wie aber jener das hörte, schaute er ihn genau an und erkannte ihn sogleich, fiel vor Freude zur Erde nieder, weinte bitterlich und sprach: nun habe ich genug gelebt, da ich Dich wieder gesehen habe. Jener aber versetzte: stehe schnell auf, Du solltest Dich lieber über meine Ankunft freuen als weinen, denn ich werde gegen Deinen Widersacher für Dich kämpfen, und wir Beide werden mit Ehren nach England ziehen; siehe nur vor allen Dingen zu, daß Du keinem Menschen sagst, wer ich bin. Hierauf stand Tyrius auf, fiel ihm um den Hals und küßte ihn, begab sich aber nachher mit dem Golde in sein Haus, in-

dessen Guido sich nach dem königlichen Palast verfügte und an die Pforte desselben klopfte. Der Thürhüter fragte sogleich nach dem Grunde seines Klopfens, jener aber sprach: ich bin ein Pilger, der neulich vom heiligen Grabe gekommen ist; gleich ließ man ihn ein und stellte ihn dem Könige vor. Es saß aber an der Seite des König jener Raubritter, der den Tyrius um Ehre und Gut gebracht hatte, und der König fragte: wie stehts jetzt mit dem gelobten Lande? Jener aber sprach: jetzt herrscht tiefer Friede daselbst, und Viele sind zum Christenthume bekehrt worden. Der aber fragte weiter: hast Du vielleicht jenen englischen Ritter Guido gesehen, der so viele Schlachten gewonnen hat? Jener aber antwortete: o ja Herr, den habe ich oft gesehen und sogar mit ihm gespeist. Darauf sagte jener: spricht man dort auch von den Königen der Christenheit? Der Pilger entgegnete: o ja Herr, auch über Deine Person, wie die Saracenen und andere Ungläubigen Dein Reich viele Jahre lang in Besitz gehabt haben, und wie Du durch einen Ritter Namens Plebeus jenen edeln Tyrius aller seiner Ehren und Schätze beraubt hast, und man spricht, das sey ungerecht von Dir gehandelt gewesen. Wie das Plebeus gehört hatte, sprach er: Du falscher Pilger, der Du solche Lügen erzählst, Du verdientest wohl ihn vertheidigen zu müssen, falls ich gegen Dich kämpfen wollte, denn Tyrius wollte den König, unsern Herrn vom Throne stoßen. Da sprach Guido zum König: mein Herr, weil jener spricht, ich sey ein falscher Pilger und der Ritter Tyrius ein Verräther, so will ich mit Eurer Erlaubniß mit ihm kämpfen und an seinem Leibe beweisen, daß er ein fal-

scher Verleumder ist. Der König aber entgegnete: mir ist's ganz recht, ich bitte Dich sogar Dein Vorhaben auszuführen. Hierauf sprach jener: Herr gieb mir Waffen. Der König versetzte: Alles, was Du bedarfst, sollst Du bereit finden. Hierauf bestimmte er den Tag des Zweikampfes zwischen ihnen, weil er aber fürchtete, der Pilger Guido möchte indessen durch Hinterlist umgebracht werden, so rief er seine Tochter, die noch Jungfrau war, zu sich und sprach zu ihr: mein Kind, wenn Du Dein Leben lieb hast, so bewache diesen Fremdling sorgfältig, und Du sollst Alles haben, was Du brauchst. Hierauf führte sie den Pilger in ihre Kammer, ließ ihn ein Bad nehmen und behielt ihn nach Gefallen bei sich. Wie aber der Tag des Kampfes gekommen war, da stellte sich früh Plebeus gewappnet ans Thor und schrie: wo ist jener falsche Pilger, warum zaudert er so lange? Wie aber jener das gehört hatte, legte er seine Waffen an, und Beide begaben sich auf den Kampfplatz. Sie stießen nun Beide so mit ihren Lanzen zusammen, daß Plebeus beinahe seinen Geist hätte aufgeben müssen, wenn er nicht einmal trinken konnte, er sprach also: o guter Pilger, erlaube mir nur einmal Wasser zu trinken. Der aber versetzte: wenn Du mir versprichst getreulich mir dieselbe Gefälligkeit erzeigen zu wollen, wenn es die Noth erfordert, so erlaube ich es. Der aber entgegnete: ich verspreche Dir das auf mein Wort. Hierauf begab er sich zu einer Quelle und trank sich satt, rannte aber sodann mit seiner ganzen Kraft wider den Guido an, und Beide kämpften nun mannhaft gegen einander, bis auch Guido Durst bekam und sprach: mein Bester, erzeige mir jetzt dieselbe Ge-

fälligkeit, die ich Dir erzeigt habe, denn ich habe unglaublichen Durst. Jener aber erwiderte: ich schwöre zu Gott, daß Du nur an meiner tapfern Faust Deinen Durst stillen sollst. Wie aber Guido Solches hörte, vertheidigte er sich so, daß er der Quelle zu nahe kam, und als er ganz nahe an dem Gewässer war, sprang er auf einmal hinein und trank so viel er Lust hatte. Hierauf verließ er das Wasser wieder, stürzte auf jenen wie ein brüllender Löwe los, und der Andere suchte sein Heil in der Flucht, der König aber, als er dieß gewahr ward, ließ sie von einander trennen und diese Nacht ausruhen, damit sie Beide am morgenden Tage zum Kampfe bereit wären. Der Pilger aber begab sich wieder in das Gemach der Königstochter, welche ihm jede Erquickung verabreichte, seine Wunden verband, und nachdem er eine Mahlzeit gehalten, auf einem sehr festen hölzernen Bette seine Ruhestätte aufschlagen ließ; jener aber, der vom Kampfe ermüdet war, begann einzuschlafen. Nun hatte aber Plebeus sieben tapfere Söhne, diese rief er zu sich und sprach zu ihnen: Ihr Lieben, Ihr seid meine Söhne, ich sage Euch, daß, wenn dieser Fremdling nicht noch in dieser Nacht getödtet wird, ich morgenden Tages werde unter die Todten gezählt werden, denn einen tapferern Mann, als er ist, habe ich noch nicht gesehen. Jene aber sprachen: Vater, in dieser Nacht soll er also abgethan werden. Um Mitternacht aber, als Jedermann schlief, drangen sie in das Gemach der Prinzessin, welches nahe am Meere gebaut war, so daß das Meerwasser unter dem Zimmer dahin strömte. Sie sprachen aber zu einander: wenn wir ihn in seinem Bette

ermorden, sind wir wieder des Todes, wir wollen ihn also zusammen samt seinem Bette ins Meer stürzen, denn dann wird es beim Volke heißen, daß er die Flucht genommen hat. Hierauf ergriffen sie den schlafenden Pilger und warfen ihn ins Meer. Der Fremde schlief aber fest und merkte nichts. Es befand sich aber zur selbigen Nachtzeit ein Fischer auf dem Meere, der, als er das Getöse, welches das Bett beim Herabstürzen machte, hörte und dasselbe beim Mondenlichte erblickte, sich wunderte und mit lauter Stimme rief: sage mir um Gottes Willen, wer Du bist, auf daß ich Dich retten kann, ehe Du untersinkst. Wie aber Guido das Schreien hörte, erwachte er aus seinem Schlafe, und weil er die Sterne am Firmamente erblickte, wunderte er sich, wo er sey, und da er bald erkannte, daß er sich im Wasser befinde, rief er dem Fischer zu: Lieber hilf mir und ich will Dich belohnen, denn ich bin der Pilger, der gestern auf dem öffentlichen Kampfplatze focht, wie ich aber hierher gekommen bin, davon weiß ich auch gar nichts. Als das der Fischer hörte, nahm er ihn in seinen Kahn auf, führte ihn mit sich in sein Haus und hieß ihn in einem Bette der Ruhe pflegen. Es kamen aber die Söhne des Plebeus zu ihrem Vater und meldeten ihm, wie jener im Meere begraben liege, und er sich fürder nicht mehr fürchten solle. Plebeus aber freuete sich nicht wenig, stand bei Zeiten auf, wappnete sich und begab sich an die Pforte des Palastes und rief: führet jenen Pilger heraus, auf daß ich mich an ihm rächen kann. Wie das der König gehört hatte, gebot er seiner Tochter ihn zu wecken, damit er sich zum Kampfe rüsten könne, jene aber begab sich zu seinem

Lager und fand ihn nicht. Das Mägdlein aber weinte bitterlich und sprach: weh mir, mein Schatz ist fort; und meldete es ihrem Vater, wie sie ihn nicht mehr angetroffen habe. Aber auch der König ward sehr traurig, sie wunderten sich aber, als sie auch das Bett nicht mehr fanden. Hierauf meinten Einige, er sey geflohen, Andere aber, man habe ihn ermordet, und Plebeus schrie beständig an der Pforte: führet diesen Fremdling heraus, denn ich will heute seinen Kopf dem Könige überreichen. Während man aber im Schlosse noch Nachforschungen anstellte, was aus dem Pilger geworden sey, kam der Fischer zum Könige und sprach: Herr, trauert nicht länger, denn als ich diese Nacht mit Fischen auf dem Meere beschäftigt war, fand ich den in's Wasser gestürzten Pilgrim, nahm ihn auf, führte ihn in mein Haus und habe ihn daselbst schlafend verlassen. Wie das der König hörte, freuete er sich sehr und schickte nach ihm, daß er sich zum Kampfe rüsten sollte. Als aber Plebeus vernahm, daß jener nicht todt sey, fürchtete er sich sehr und begehrte vom Könige einen Aufschub des Kampfes. Der König wollte ihm aber auch nicht eine einzige Stunde lang Waffenstillestand zugestehen, sie begaben sich also Beide auf den Kampfplatz und hieben auf einander los, allein schon beim dritten Hiebe schlug ihm Guido den Arm ab, nachher auch das Haupt und überreichte es dem König. Der König aber freuete sich sehr, daß der Fremde einen so rühmlichen Triumph erhalten hatte, und wie er vernahm, daß ihn die Söhne des Plebeus ins Meer gestürzt hatten, ließ er sie an den Galgen hängen, der Pilger aber beurlaubte sich beim Könige. Der

bot ihm aber viele Geschenke, wenn er bei ihm bleiben wolle, allein dieser willigte nicht ein. Hierauf gab ihm jener viel Gold und Silber, was er aber alles seinem Tyrius gab, und er, samt dem Könige, setzte diesen nun in seine frühere Würde und große Güter wieder ein, und er nahm dann Abschied vom Könige. Der König aber sprach zu ihm: mein Lieber, ich habe bei Gott eine Bitte an Dich, nehmlich daß Du mir, ehe Du fortziehest, Deinen Namen sagst. Jener aber entgegnete: Herr ich heiße und bin jener Guido, von dem Du schon gehört hast. Als das der König hörte, fiel er ihm um den Hals und verhieß ihm einen großen Theil seines Reiches, so er bei ihm bleiben wolle. Der aber wollte sich durchaus nicht dazu verstehen, sondern küßte den König und begab sich hinweg. Guido aber langte bald in England an und kam an seine Burg; er fand aber eine große Menge Bettler vor dem Thore derselben sitzend, und die Gräfin, seine Gemahlin, saß als Pilgerin gekleidet mitten unter ihnen, wartete ihnen in Person alle Tage auf und gab jedem Armen einen Heller mit den Worten: betet für meinen Herrn Guido, daß ich, ehe ich sterbe, mich noch an ihm letzen kann, und er glücklich wieder nach Hause kommt, denn er ist nach dem heiligen Grabe ausgezogen. Nun begab es sich aber am selbigen Tage, daß ihr Sohn, welcher jetzt sieben Jahre alt war, in prächtigen Kleidern seine Mutter unter die armen Leute begleitete: wie nun das Kind hörte, daß seine Mutter jedem Bettler den Namen ihres Herrn Guido nannte, sprach er: o Mutter, ist das mein Vater, den Du den armen Leuten so empfiehlst? Jene eber erwiderte: ja mein Sohn. In

der dritten Nacht, nachdem ich Dich empfangen hatte, ist er von mir gegangen, und seitdem habe ich ihn nicht wieder gesehen. Wie aber die Frau der Reihe nach durch die Bettler schritt, kam sie auch zu ihrem Manne Guido und gab ihm Almosen, wußte aber durchaus nicht, wer er war. Er aber neigte sein Haupt zur Erde, um nicht erkannt zu werden, und wie nun die Dame auch zu den andern Armen weiter ging, folgte ihr ihr Sohn, und wie Guido seine Augen wieder aufschlug und seinen Sohn erblickte, den er vorher noch nie gesehen hatte, konnte er sich nicht mehr halten, sondern nahm sein Kind auf den Arm, küßte es und sprach: mein süßes Kind, möge Dir unser Herrgott die Gnade verleihen, ihm stets wohlgefällig zu seyn. Als aber die Mägde sahen, daß er ihn geküßt hatte, rief man ihm zu, er solle nicht länger da stehen bleiben. Guido aber trat zu seiner Gemahlin und bat sie um einen Platz im Walde, wo er immer bleiben könnte, sie aber, welche ihn für einen Pilger hielt, ließ ihm um Gottes und ihres Mannes Willen eine Einsiedelei bauen, wo er lange Zeit blieb. Als nun aber die Stunde seines Todes nahe war, ließ er seinen Diener rufen und sprach: gehe schnell, mein Lieber, zur Gräfin hin, gieb ihr diesen Ring und sage ihr, daß wenn sie mich zu sehen wünscht, sie sogleich ohne Verzug zu mir kommen soll. Der Bote begab sich aber zu seiner Gebieterin und zeigte ihr den Ring. Kaum hatte sie aber denselben erblickt, so rief sie mit lauter Stimme: das ist der Ring meines Mannes, machte sich schnellen Laufes nach dem Forste auf, allein ehe sie noch anlangte, war Guido schon gestorben. Sie warf sich aber über sei-

nen Leichnam und schrie mit lauter Stimme: weh mir, meine Hoffnung ist dahin, und indem sie Seufzer und Wehklagen ausstieß, fügte sie hinzu: wo ist jetzt das Almosen, welches ich jeden Tag für meinen Herrn gespendet habe? Ich sah meinen Herrn Almosen empfangen und habe ihn nicht erkannt: Du hast Deinen Sohn vor Deinen Augen erblickt, ihn gestreichelt und geküßt, und Dich doch weder mir noch ihm zu erkennen gegeben. Was hast Du Guido gethan, Guido, nun werde ich Dich nie wieder sehen. Sie übergab also seinen Leib mit großen Ehren dem Grabe, und betrauerte seinen Tod viele Jahre lang.

Hundertunddreiundsiebzigstes Capitel.

Von der Last und Bürde dieser Welt und den Freuden des Himmelreichs.

Es begab sich einmal, daß ein König auf eine Messe zog und einen Meister mit seinem Schüler bei sich hatte. Sie erblickten aber acht Päckte, die auf dem Markte zum Verkaufe ausgestellt waren. Der Schüler fragte nun seinen Meister über das erste, für wie viel die Armuth verkauft werde und wie viel Trübsale man um Gottes Willen leiden müsse? Jener aber erwiderte: für das Himmelreich. Der Schüler aber sprach: das ist ein großer Preis. Laß aber das zweite öffnen, damit wir sehen können, was darin ist. Der Meister aber sprach: Sanftmuth, denn selig sind die Sanftmüthigen. Der Schüler aber sprach: diese herrliche und Gottes würdige Sache, die Sanftmuth, wie viel kostet sie?

Der Meister erwiderte: man zahlt zum Hohn der Welt kein Gold für sie, noch wird Silber gewogen sie einzutauschen, sondern Erde, denn nur Erde verlange ich für sie. Der Schüler aber sprach: von Indien bis Britannien liegt viel Land, das keine Bebauer hat, nimm Dir so viel Du willst. Der Meister entgegnete: keineswegs. Das ist das Land der Todten, welches seine Einwohner verschlingen, denn auf demselben sterben die Menschen, ich aber begehre Erde der Lebendigen. Der Schüler aber sprach: was kümmert mich, daß sie sterben, auch Du wirst, wenn Du es auch nicht willst, sterben: willst Du denn ewig leben? Siehe, selig sind die Sanftmüthigen, denn dort oben werden sie ein Land haben. Was enthält aber das dritte? Der Meister sprach: Hunger und Durst. Der Schüler fragte: wie theuer kann man sie haben? Der Meister sprach: der Preis heißt Gerechtigkeit. Selig sind die nach Gerechtigkeit hungern und dürsten, denn sie werden satt gemacht werden. Der Schüler versetzte: also wirst Du satt werden, wenn aber keine Gerechtigkeit in Dir ist, wird man Dich nicht achten. Was enthält aber das vierte? Der Meister sprach: Thränen, Weinen, Wehklagen pflegt man nicht zu kaufen, indessen kaufe ich es, weil dieser Preis von dem Heiligen gefordert wird, denn selig sind die Traurigen, weil sie werden getröstet werden. Was enthält aber der fünfte Sack? Der Lehrer erwiderte: eine kostbare Sache, das Erbarmen, von welchem ich glaube, daß es Dir gefallen wird. Daß ich Dich aber nicht aufhalte, ich begehre Erbarmen für Erbarmen, Ewiges für Zeitliches. Der Schüler aber sprach: Du bist kein guter Kenner Deiner Waa-

ren, denn nie wirst Du für Zeitliches Ewiges einhandeln, wenn nicht das Erbarmen für Dich handelt. Dieses wird Dir aber für Deinen Glauben werden, denn selig sind die Mitleidigen, denn auch sie werden Mitleiden finden. Allein bereits haben wir Ueberfluß an Armuth, Elend und Drangsalen, packe also das sechste aus, ob es vielleicht etwas Besseres enthält. Der Meister entgegnete: der Sack ist ganz voll, aber diese Waare liebt nicht, wie der Purpur, die Augen der Welt, sondern will im geheimen Kämmerlein gesehen seyn, und da soll über ihren Preis gefeilscht werden. Der Schüler sprach: wir haben es geprüft, was ist aber das hier? Der Lehrer entgegnete: hierin sind enthalten Reinheit des Herzens, Frömmigkeit, Güte, Mitleid, Liebe und Freude im heiligen Geiste, lauter kostbare, goldne und silberne Gefäße. Hier werden kostbare Gewänder ausgelegt, als da sind Lesen, Nachdenken, Predigten, Betrachtungen, Gerichte des Herrn an sich selbst gerecht worden, weit wünschenswerther als Gold und Edelgestein. Der Schüler sprach: wenn man diese bewahrt, wird die Vergeltung groß seyn, fordere also was Du willst. Der Meister entgegnete: Gott zu schauen. Der Schüler versetzte: selig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Packe jetzt auch das siebente aus. Der Meister sprach: Frieden ist darin, und der Schüler versetzte: willst Du mir Deinen Frieden verkaufen? Da sagte der Meister: es kommt meiner Armuth nicht zu, noch paßt es sich für Deine Gerechtigkeit, noch schickt es sich für Deinen Reichthum, daß Du von mir etwas umsonst annimmst, allein durch Deine Gaben habe ich bereits an Allem Ueberfluß, was ist also

noch übrig? Ich bin ein Landmann von niedriger Herkunft, aus Koth gemacht und aus einem Erdenklos geformt, ich bin meiner Niedrigkeit überdrüßig und will nicht, daß mir weiter noch gesagt werde: Du bist Erde und wirst wieder Erde seyn, sondern ich wünsche, daß man vielmehr zu mir spricht: Du bist Himmel und wirst in den Himmel eingehen. Ich begehre das Loos der Söhne Gottes zu theilen, ich wünsche ein Kind Gottes zu seyn. Der Schüler sprach: ich habe es gesagt, das gestehe ich und leugne es nicht, selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Kinder Gottes heißen. Wenn Du also die kindliche Liebe bewahrst, wirst Du das Erbe Deines Vaters erhalten. Nun ist aber noch ein Packt übrig, rolle daher auch dieses auf. Der Meister sprach: es ist nichts darin als Trübsal und Verfolgungen um der Gerechtigkeit Willen. Der Schüler: und was forderst Du dafür? Der Meister: das Himmelreich. Der Schüler: ich habe Dir ja schon als Bezahlung oder Preis der Armuth dasselbe zugestanden? Der Meister aber sprach: freilich, aber Monat für Monat, Sabbath für Sabbath vergeht, und Deine Wünsche gehen immer fort, ich will also warten, was Dir in dieser Woche oder Monat noch übrig ist. Der Schüler versetzte: ich bewunderte Deine Klugheit im Handel, höre aber jetzt: ei Du guter und getreuer Knecht, weil Du über Wenig treu gewesen bist, werde ich Dich über Viel setzen, gehe ein zu Deines Herrn Freude.

Hundertundvierundsiebzigstes Capitel.

Wie das, was die Natur lehrt, Niemand aufheben kann, und von der Vergeltung der Undankbarkeit.

Einst ritt ein Kaiser nach Mittag auf die Jagd, es begab sich aber, daß er durch einen Wald kam und eine von Hirten gefangene und an einen Baum gebundene Schlange antraf; die Schlange aber brüllte gräßlich, und der Kaiser, von Mitleid gerührt. machte sie los und steckte sie in seinen Busen, um sie wieder zu erwärmen. Sobald sie aber warm geworden war, begann sie ihn zu stechen und ihr Gift auf ihn zu schießen, und der Kaiser sprach: was thust Du, warum vergiltst Du Gutes mit Bösem? Die Schlange aber bekam, wie einst Bileams Eselin, das Vermögen zu reden und sprach: Niemand kann ändern, was die Natur uns gelehrt hat: Du hast gethan, was Du mußtest, ich aber habe meiner Natur gemäß gehandelt. Du hast so viel Menschlichkeit bewiesen, als Du vermochtest, ich aber dafür gethan, was mich mein Instinct gelehrt hat. Ich habe Dir Gift gegeben, weil ich nichts als Gift hatte, und immer ein Feind des Menschen seyn werde, weil ich um eines Menschen Willen bestraft und verflucht worden bin. Wie sie nun also mit einander stritten, ward ein gewisser Philosoph herbeigerufen, auf daß er zwischen ihnen Richter wäre, und ein gerechtes Urtheil fällte. Der Weise aber sprach: alles Dieses höre ich nur durch Eure

Worte und Erzählung. Wenn ich aber die Sache selbst sehen könnte, über die Ihr redet, wollte ich wohl ein Urtheil sprechen. Ich wünsche also, daß die Schlange wie vorher an den Baum gebunden werde, und der Herr Kaiser sich jetzt von ihr freimache, alsdann will ich beide Theile richten. Wie das geschehen war, sprach der Weise zur Schlange: jetzt bist Du wieder angebunden, mache Dich selbst los, wenn Du kannst, und entferne Dich. Die Schlange erwiderte: das kann ich nicht, weil ich so fest gebunden bin, daß ich mich kaum zu rühren vermag. Der Weise sprach: also wirst Du sterben müssen, denn Du bist immer und von je her undankbar gegen die Menschen gewesen, und wirst es stets seyn. Hierauf wendete er sich zum Kaiser und sprach: Herr, jetzt bist Du frei, drücke das Gift aus Deinem Busen und ziehe Deine Straße, laß Dich aber künftig nie wieder in eine solche Thorheit ein, weil die Schlange nichts Anders machen kann, als was sie die Natur gelehrt hat. Wie das der Kaiser hörte, dankte er dem Weisen, daß er ein so gerechtes Urtheil gefällt hatte und ging davon.

Hundertundfünfundsiebzigstes Capitel.

Von der Sonderbarkeit und den Wundern der Welt.

Plinius erzählt uns, daß einige Menschen Hundsköpfe haben, welche mit Gebell reden und in Thierfelle gekleidet sind. Darunter sind aber die Priester zu verstehen,

welche alle mit Thierfellen bekleidet seyn sollen, d. h. mit strenger Buße, um Anderen ein gutes Beispiel zu geben. So sind in Indien gewisse Leute, die nur ein Auge über der Nase mitten auf der Stirn haben und das Fleisch der Thiere essen. Darunter werden aber die Menschen gemeint, die nur das eine Auge der Vernunft besitzen, welches sie auf der Stirn tragen, aber nicht freien Willen haben. So sind in Lybien gewisse Frauenzimmer, die keinen Kopf, aber Maul und Augen auf der Brust haben. Diese Weiber aber bedeuten die Menschen, welche demüthig Gehorsam mit der Brust leisten wollen, aber kein leichtfertiges Herz haben und Alles, was sie äußerlich thun wollen, vorher wohl und klüglich in ihrem Herzen bedenken. Im Morgenlande, nahe am irdischen Paradiese, wohnen Leute, die gar nichts essen und einen so kleinen Mund haben, daß sie durch einen Strohhalm trinken; sie leben aber vom Geruche des Obstes und der Blumen, und sterben plötzlich an einem übeln Geruche. Diese Menschen nun bezeichnen die Klosterleute, die vorzüglich im Essen und Trinken mäßig seyn sollen, d. h. einen kleinen Mund haben, um mit einem Strohhalm, d. h. mit Besonnenheit Essen und Trinken zu sich zu nehmen. Solche Leute sollen aber vom Geruch der Früchte und Pflanzen, d. h. geistig von guten Lehren und Tugenden leben, und so andern Menschen ein Muster in Keuschheit, Sparsamkeit und den andern Tugenden zu leben geben. Sie sterben aber an einem üblen Geruche, d. h. an plötzlicher Sündhaftigkeit, denn sobald Jemand eine Sünde begangen hat, stirbt der Mensch unserem Heilande, Christo Jesu. Alda sind auch Menschen ohne Nase mit einem vollen

und runden Gesicht, die, was sie sehen, Alles für gut halten. Das sind aber die Thoren, denen die Spürnase des Unterscheidungsvermögens abgeht, so daß ihnen Alles, was sie sehen und thun, gut zu seyn dünkt. Es giebt aber auch Leute, welche eine so lange Nase und Unterlippe haben, daß sie, wenn sie schlafen, das ganze Gesicht damit zudecken. Diese bedeuten die gerechten Leute, die nach unten, d. h. nach der Welt zu die Lippe der Ueberlegung gar groß haben, indem sie die Eitelkeit der Welt, den Neid und die Lügenhaftigkeit derselben betrachten, jedoch mit der Lippe der Wachsamkeit ihr ganzes Gesicht beschirmen, d. h. ihren ganzen Lebenswandel durch lebendiges Nachdenken, auf daß er nicht in Sündhaftigkeit einschlafe. In Scythien giebt es Leute, welche so lange und so große Ohren haben, daß sie mit ihnen ihren ganzen Körper zudecken können. Darunter sind die zu verstehen, welche gern das Wort Gottes hören, durch welches sie ihren Leib und Seele vor Sünden behüten können. Es giebt auch Andere daselbst, welche wie die Thiere einherlaufen. Das sind diejenigen, welche weder Gott noch seine Heiligen in Ehren halten, sondern wie das unvernünftige Vieh von Sünden zu Sünden schreiten; gegen welche Petrus sagt: wollet nicht seyn wie das Pferd und das Maulthier, in welchem nicht ist ꝛc. Ebenso sind auch Leute allda mit Hörnern, kleinen Nasen und Bocksbeinen. Das sind die Hochmüthigen, welche überall die Hörner des Hochmuthes zeigen, zu ihrem persönlichen Heil die Spürnase der Besonnenheit sehr klein, im Rennen nach der Wollust die Beine eines Bockes haben. Denn die Ziege ist sehr schnell im Laufen und geschickt zum Klet-

tern: dieß wende auf die Hoffährtigen an. In Aethiopien giebt es Leute, welche zwar nur ein Bein haben, allein von so großer Schnelligkeit sind, daß sie die wilden Thiere im Laufen jagen. Das sind die Leute, welche nur das eine Bein der Vollkommenheit gegen Gott und ihren Nächsten haben, d. h. das Bein der Liebe. Diese laufen schnell dem Himmelreich zu. In Indien wohnen die Pygmäer, die nur zwei Ellen lang sind, auf Böcken reiten und mit den Kranichen fechten. Darunter hat man die zu verstehen, welche klein sind, ein langes Leben zwar gut begonnen, aber nicht darin ausgehalten haben, und nicht mannhaft gegen die Kraniche, d. h. der Laster Schmutz ankämpfen. Es befinden sich in Indien auch einige Leute, welche sechs Hände haben, nackt und behaart sind und sich an einem Strome aufhalten. Die Menschen mit den sechs Händen, bedeuten aber die Eifrigen, welche arbeiten, auf daß sie das ewige Leben erringen, wie Petrus sagt: meine Seele ist immer in meinen Händen. Unter den nackten Menschen muß man sich die der Tugend beraubten Sünder denken, welche am Strome dieser Welt wohnen. Dort wohnen auch Menschen, die an den Händen sechs Finger und an den Füßen sechs Zehen haben, sieben Tage lang sich vor jedem Flecke der Sünde hüten und den siebenten Tag feiern und heilig halten. Man findet daselbst auch Weiber mit Bärten, die bis auf die Brust gehen, deren Kopf aber ganz kahl ist. Das sind die gerechten Menschen, welche die gerade Straße der Lehre der Kirche beobachten, und sich weder durch Liebe noch Haß davon abbringen lassen. In Antiochien sind auch Leute mit vier Augen: das sind

die, welche Gott, die Welt, den Teufel und das Fleisch fürchten. Ein Auge richten sie auf Gott hin, um recht zu leben und wie sie ihm gefallen sollen, das zweite auf die Welt, wie sie dieselbe fliehen müssen, das dritte auf den Teufel, wie sie ihm Widerstand leisten können, das vierte auf das Fleisch, wie sie es kreuzigen sollen. In Europa leben irgendwo schöne Leute, die aber den Kopf, Hals und Schnabel von Kranichen haben. Das sind die Richter, welche wie der Kranich einen langen Hals haben sollen, damit sie eher in ihrem Herzen klüglich überlegen, als sie das Urtheil auf der Zunge haben, und wären alle Richter so, hätten wir nicht so viele schlechte Urtheilssprüche.

Hundertundsechsundsiebzigstes Capitel.

Von der Seelen Arznei.

Es gab einst einen Knaben, der vom Nabel aufwärts in zwei Hälften gespalten war, so daß er zwei Köpfe und eine doppelte Brust besaß, und ebenso ein jeder seine eigenen Sinnwerkzeuge, so daß, wenn der eine aß oder schlief, der andere dieses nicht that. Nachdem sie so zwei Jahre mit einander gelebt hatten, starb der eine, indem ihn der andere noch drei Tage überlebte. So erzählt Plinius, daß in Indien ein Baum war, dessen Blüthen einen süßen Geruch und dessen Früchte einen lieblichen Geschmack hatten. Neben diesem Baume lag aber eine Schlange, welche Jacorlus hieß und den Geruch dieses Baumes haßte.

Darum begab sie sich, um Blüthen und Früchte zu vernichten, an die Wurzel des Baumes und spritzte ihr Gift auf sie; wie das der Gärtner sah, nahm er Theriak aus diesem Lande und träufelte ihn durch die Spitze eines Rüthchens auf das Ende der Aeste. Dieser aber warf bald das Gift aus der verpesteten Wurzel und machte den unfruchtbaren Baum wieder Früchte tragend.

Hundertundsiebenundsiebzigstes Capitel.

Von der Verfolgung.

Einst richtete der König Aßverus allen Fürsten und Völkern seines Reiches ein großes Gastmahl aus, wie das erste Buch Esther sagt. Er befahl aber die Königin Vasti zu diesem Male zuzulassen, auf daß das Volk ihre Schönheit erblickte, und als sie sich weigerte herein zu kommen, nahm ihr der König die Krone ab, und Esther bekam an ihrer Statt das Scepter. Nach diesem erhob der König einen gewissen Aman zur Herrschaft und machte ihm alle Fürsten unterthan. Als sich aber alle angeschickt hatten ihre Knie zu beugen, wollte allein Mardocheus, der Onkel der Königin, sich vor ihm nicht niederwerfen. Darüber ward er zornig und beschloß ihn mit seinem ganzen Stamme hinrichten zu lassen. Er befahl mit seinem königlichen Insiegel alle Juden in seinem, des Aßverus Reiche, zu vertilgen, und ließ einen hohen Galgen errichten, an welchen er den Mardocheus henken lassen wollte. Unterdessen kamen zwei Männer auf den Gedanken, den König zu ermorden, die

klagte Mardocheus an, und der König befahl die Verrathenen zu verderben, den Mardocheus in Purpur zu kleiden, ihm eine Krone aufzusetzen und auf einem königlichen Rosse durch die Stadt zu führen. Aman aber mußte mit Soldaten vorausgehen und sein Lob singen. Nun sagte Mardocheus der Königin, daß Aman sie mit ihrem Volke und ihrer Verwandtschaft dem Tode geweiht hätte, denn er habe dem ganzen Volke ein Fasten angesagt und peinige sich selbst mit Fasten und Beten. Hierauf stellte sie ein Gastmal an und lud den König dazu ein, befahl auch dem Aman sich einzufinden, und über Tische bat sie den König um ihres Volkes Leben und berichtete, wie alle die Ihrigen vom Aman zum Tode verdammt seyen. Hierauf ließ ihn der König voller Wuth an denselben Galgen hängen, den er für Mardocheus hatte zurichten lassen, machte dann den Mardocheus selbst zu einem Fürsten, der die ganze Verwandtschaft des Aman vernichtete; indessen ist durch die Fügung Gottes das unschuldige Volk erlöst und der böse Saamen gänzlich vertilgt worden.

Hundertundachtundsiebzigstes Capitel.

Von der Vorsehung, die die Mutter alles Reichthums ist.

Ein gewisser König wünschte zu wissen, wie er sich und sein Reich regieren solle, er berief also einen Mann zu sich, der Andere an Weisheit übertraf und sprach: mein Lieber, gieb mir doch ein Bild an, nach welchem ich mich

und mein Land regieren kann. Jener aber entgegnete: Herr, sehr gern. Er ließ hierauf sogleich an der Wand einen König mit einer Krone auf dem Haupte in folgender Gestalt abmalen. Ein König, in Purpur gekleidet, saß auf einem Throne, hielt in seiner linken Hand einen Ball, in der Rechten trug er einen Scepter, und über seinem Kopfe hatte er eine brennende Leuchte. Links von ihm saß die Königin, eine sehr schöne Dame mit einer Krone und einem goldgestickten bunten Gewande bekleidet. Auf der andern Seite waren Räthe, die auf Sesseln saßen und vor sich ein offenes Buch hatten. Ganz vorn unter dem Könige war ein Ritter zu Pferde, mit Waffen geschmückt, einen Helm auf dem Haupte, einen Speer in der Rechten, an der Linken durch einen Schild geschützt, ein Schwert an seiner rechten Seite, seinen Leib geharnischt, Spangen auf der Brust, eiserne Beinschienen an seinen Lenden, Sporen an seinen Füßen, eiserne Handschuhe an seinen Fäusten und ein zum Kampfe abgerichtetes Roß mit seinem Geschirre. Unter dem König waren auch seine Stellvertreter abgebildet, der eine saß wie ein Ritter zu Rosse, mit einem Mantel und einer Kappe, mit verschiedenen Pelzen angethan, und in der rechten Hand eine Ruthe ausgestreckt haltend. Auf gleiche Weise standen auch unter den Stellvertretern gemeine Leute, deren Gestalt folgende war: ein Mann, ganz wie ein anderer Mensch anzusehen, hielt in seiner rechten Hand eine Hacke, mit der man die Erde aufgräbt, mit der linken einen Stab, mit welchem eine Heerde Rindvieh getrieben wird, in seinem Gürtel stack eine Sichel, mit welcher man Korn mäht und

die unnützen Ranken der Weinstöcke und Bäume beschneidet. Auf der rechten Seite des Königs vor dem Ritter war ein Handwerksmann dargestellt, dessen Abbildung so war, daß er in Menschengestalt in seiner Rechten einen Hammer führte, in seiner Linken eine Axt und in seinem Gürtel einen Topf mit Kitt hängen hatte. Ebenso stand vor den Landleuten ein Mann, der in seiner Rechten eine Zange hielt, in seiner Linken ein großes und hohes Schwert, an seinem Gürtel eine Schreibtafel und ein Tintefaß mit Encaustum, hinter seinem rechten Ohre stack aber eine Schreibfeder. Ebenso stand vor dem Bauer auch ein Mann, der abgebildet war, wie er eine Wage mit Gewichten in der Rechten hielt, in der Linken eine Elle, am Gürtel einen Beutel mit mancherlei Münzsorten hatte. Ebenso standen vor der Königin Aerzte und Specereihändler in folgender Gestalt: ein Mann stand auf einer Lehrkanzel, ein Buch in der Rechten und einen Topf samt einer Büchse in der Linken, am Gürtel hatte er eiserne Instrumente, um Geschwüre und Wunden zu sondiren. Ebenso stand neben ihm ein Mann, der so abgebildet war: er hielt seine rechte Hand erhoben, um die Vorübergehenden in seine Herberge einzuladen, seine Linke aber war ganz voll gestopft durch ein schönes Brod, und über sich hatte er ein Weinfaß, an seinem Gürtel aber hingen Schlüssel. Auf der linken Seite aber vor dem Ritter befand sich ebenfalls ein Mann, der folgender Maßen aussah: in der rechten Hand hielt er ein großes Schlüsselbund, in seiner linken eine Elle, und an seinem Gürtel hing ein Beutel mit Hellern. Endlich stand vor dem Könige noch ein Mann mit struppigen und ver-

worrenen Haaren, in der Rechten hielt derselbe etwas Geld, in der Linken drei Würfel, an seinem Gürtel hing eine Büchse mit Schriften angefüllt. Wie nun der König das Gemälde betrachtet hatte, gab er sich so viel Mühe, daß er endlich weise ward.

Hundertundneunundsiebzigstes Capitel.

Von Schlemmerei und Trunkenheit.

Cäsarius spricht über das verabscheuungswürdige Laster der Schlemmerei und Trunksucht. Es ist aber der Gaum allein im Körper die unmäßige und verlockende Begierde nach Speise und Trank. Seine Töchter sind Unreinlichkeit, läppisches Wesen, ungeschicktes Frohlocken, Schwätzerei, und Stumpfheit der Sinne des Verstandes. Es liegen aber im Gaume und der Kehle fünf Grade zum Sündigen: der erste ist, kostbare und delicate Speisen aufzufinden, der zweite, solche Speisen sorgfältig zuzubereiten, der dritte, sie vor der Zeit zu sich zu nehmen, der vierte, sie allzugierig, und der fünfte, sie in zu großer Quantität zu verzehren. Durch seinen Gaum überwunden unterlag Adam, der erste Mensch im Paradiese, derselbe entriß dem Esau die Erstgeburt, die Kehle verlockte die Sodomiter zur Sünde, sie streckte die Kinder Israel in der Wüste zu Boden, wie der Psalmist sagt: noch waren Leckerbissen in ihrem Munde, als der Zorn Gottes über sie kam. Die Gottlosigkeit Sodoms hatte ihren Grund darin, daß sie allzuviel Brod hatten und desselben satt waren. Der Mann

Gottes Abdo, welcher nach Bethel gesandt war, ward wegen seiner Gefräßigkeit von einem Löwen verschlungen. Denn der Reiche, wie es im Evangelio heißt, der täglich speiste, liegt jetzt in der Hölle begraben. Nabusardan, der Oberkoch, d. h. der Gaum, hat Jerusalem zerstört. Du siehst, wie viel Gefahren in ihm sind. Wir wollen auch das Zeugniß der Schrift zu Hülfe nehmen. Salomo sagt nehmlich: wehe dem Lande, dessen Fürsten früh Morgens essen. Derselbe spricht: alle Arbeit liegt im Munde des Menschen, und doch wird seine Seele nicht voll werden. Seine Tochter ist aber die Trunkenheit, weil das Laster des Gaumes die Ueppigkeit gebiert, das ist aber die scheußlichste Pest, denn was kann häßlicher seyn, als dieses Laster? Was ist verdammenswerther als dieses, durch welches die Tugend durch einen langsamen Sieg aufgerieben wird, die eingeschläferte Ruhmsucht verkehrt sich in Tollheit, und die Kräfte der Seele und des Leibes werden zerstört. Weil Basilius sagt: wenn wir dem Bauche und unserem Gaume dienen, sind wir Thiere und bemühen uns dem Vieh ähnlich zu werden, welchem die Natur verstattet hat, zu solchen Dingen Neigung zu empfinden, auf den Boden nieder zu blicken und dem Bauche zu gehorsamen. So sagt Boethius im vierten Buche über den Trost: wer die Tugend verlassen hat, hört auf ein Mensch zu seyn, denn da er in die göttliche Natur nicht übergehen kann, bleibt ihm nur noch übrig, sich in ein Vieh zu verwandeln. Und der Herr spricht im Evangelium: sehet zu, daß Euere Herzen nicht schwer werden vom Rausche und Trunkenheit. O wie viel und was für Menschen hätten große

Weisheit und einen festen Sinn erlangt, wenn sich ihnen nicht die Gluth der Gefräßigkeit und des Weines in den Weg gestellt hätte. Wie gefährlich ist es, daß ein Hausvater oder Staatsbeamter durch Wein warm wird, weil durch diesen der Jähzorn entbrennt, die Besonnenheit verdunkelt wird, die Wollust entsteht und so entflammt wird, daß die böse Lust, wenn die Vernunft des Menschen eingeschlummert ist, sich in gottloses Thun einläßt. Weshalb Ovidius sagt: „wenn viel Wein Du nimmst zu Dir, Muth zur Lieb' er bringt herfür.“ O Du schändlicher Wein der Trunkenheit, durch welche die Jungfräulichkeit zu Grunde geht, welche die Schwester der Engel ist, der Besitz aller Guten und die Ruhe der ewigen Freuden. Noah, von Wein erhitzt, entblößte sich und zeigte seinen Söhnen etwas, worüber er sich hätte schämen sollen. Der keusche Loth, von allzu starkem Wein eingeschläfert, floh auf einen Berg und erkannte seine Töchter in fleischlicher Vereinigung wie seine Frauen. Wir lesen, daß Personen durch Wein so zum Zorn entflammt wurden, daß sie, welche eine so enge Freundschaft verband, daß nüchtern einer sich des andern Gefahren würde ausgesetzt haben, sich gegenseitig mit dem Schwerte umbrachten. Herodes Antipas hätte dem heiligen Johannes nicht das Haupt abschlagen lassen, wenn das Mahl des Rausches und der Trunkenheit nicht gewesen wäre. Balthasar, der König von Babilonien wäre, nicht seines Lebens und Landes beraubt worden, wäre er in der Nacht, wo ihn die Könige Cyrus und Darius samt seinem Volke, einen Rausch ausschlafend, tödteten, nüchtern geblieben. Darum mahnt uns der Apostel ab von der Trunken-

heit, wenn er spricht: seyd nüchtern und wachet. Wir wollen also den Herrn bitten, daß wir auf Erden so die Nüchternheit bewahren, daß wir im Himmel zu seinem Mahle geladen werden.

Hundertundachtzigstes Capitel.

Von der Treue.

Paulus, der Longobarden Geschichtschreiber, erzählt, daß ein gewisser Krieger Onulphus aus Pavia seinem Könige Portaticus solche Beweise seiner Treue gegeben hatte, daß er sich für die Rettung seines Herrn sogar dem Tode preis gab. Da denn Grimmoaldus, der Beneventaner Herzog, durch den Genebaldus, den ersten Herzog von Ravenna und Verräther an der königlichen Krone, nachdem Godobertus, der Longobardenkönig, getödtet worden war, mit Gewalt und List bis zum Zelte des Königs vorgedrungen war, nachdem der leibliche Bruder dieses genannten Königs Godobertus bis zu den Ungarn auf seiner Flucht gejagt worden war, suchte der genannte Ritter Onulphus den Portaticus mit dem Grimmoaldus zu versöhnen, damit er von Ungarn, wohin er nicht einmal aus Furcht vor Grimmoaldus gelangen konnte, um Verzeihung vor den Füßen des Königs bitten, und so ein sicheres Leben, wenn auch ohne Königswürde, die ihm eigentlich zukam, mit Anstand führen durfte. Als aber die Versöhnung vollständig erfolgt war, beschloß Grimmoaldus, nach einigen Tagen, weil er bösen Zungen allzuviel traute, den Portaticus selbst,

mit dem er sich doch versöhnt hatte, am folgenden Tage zu ermorden, und befahl ihm Wein, der ihn betrunken machen sollte, damit er auf keine Weise an seine Rettung denken konnte, vorzusetzen. Dieß blieb jedoch dem Onulphus, dem Ritter des Portaticus, nicht verborgen, weshalb er mit seinem Waffenträger in das Haus des Portaticus ging, daselbst seinen Schildknappen in dessen Schlafgemach ließ, den Portaticus aber in einer verdeckten Sänfte wie seinen eigenen Waffenträger mit Drohungen, Schimpfen und Schlägen aus dem Hause führte und in sein eigenes Haus brachte, obgleich die Wächter oder Trabanten des Königs vor dem Hause des Portaticus aufgestellt waren und meinten, der genannte Schildknappe des Onulphus sey betrunken herausgetragen worden. In derselbigen Nacht, zur Zeit des Hahnschreis, ließ aber Onulphus seinen geliebten Herrn, den Portaticus, von der Stadtmauer, an welche sein Haus stieß, an einem Seile hinab, der sich dann einige weidende Pferde einfing, und nach der Stadt Asti floh, von wo aus er zum fränkischen König eilte. Wie nun am Morgen der genannte Onulphus und sein Schildknappe vom Könige festgehalten, und über die Art und Weise befragt wurden, wie sie ihren Herrn Portaticus befreit hätten, jene aber mit der einfachen Wahrheit antworteten, sprach der König zu seinen Räthen: welche Strafe verdienen die, welche also gegen unsern königlichen Willen gethan haben? Und da nun einer antwortete, man müsse sie hinrichten, der andere sie lebendig zu schinden, und ein dritter sie heimlich zu kreuzigen rieth, antwortete der König: bei dem, der mich hat geboren werden lassen, sage

ich: diese Männer verdienen den Tod nicht, sondern jegliche Ehre, weil sie ihrem Herrn so treu gewesen sind. Also belohnte sie der König Grimmoaldus mit vielen Ehren und Geschenken, Genebaldus aber, der verrätherische Herzog der Canimenter, ward durch die Hand des Waffenträgers seines ehemaligen Königs Godobert, dem er durch seine Verrätherei Krone und Leben geraubt hatte, am Feste Johannis des Täufers, elendiglich aber mit Recht bei Turin umgebracht.

Hundertundeinundachtzigstes Capitel.

Vom Ehebruch.

Man liest, daß sich einst ein König einen Löwen, eine Löwin und einen Leoparden hielt, die er sehr lieb hatte. Wenn aber der Löwe nicht da war, beging die Löwin mit dem Leoparden Ehebruch, und pflegte, damit der Löwe ihre Treulosigkeit nicht spüren möchte, sich in einer Quelle in der Nähe des königlichen Schlosses zu baden. Wie aber der König das öfters bemerkt hatte, ließ er einstmals, als die Löwin wiederum treulos gegen ihren Mann gewesen war, den Brunnen verschließen. Als nun der Löwe zurückkam und den geschehenen Ehebruch spürte, hat er sie in Gegenwart Aller, wie ein Richter, nach gesprochenem Urtheile zerrissen.

Erster Anhang.

Die in der lateinischen Redaction der Gesta Romanorum nicht enthaltenen, aber entweder in der altdeutschen gedruckten Bearbeitung oder in der Grimmschen Handschrift befindlichen Geschichten *).

Erste Erzählung.

✱ (18).

Von Alexander und Diogenes.

Saturnus, der Philosoph, schreibt uns, daß Diogenes freiwillig so arm war, daß er nichts besaß als eine Tonne: diese stand in einem Walde, er aber wohnte darin und hatte sie so gestellt, daß die Sonne den ganzen Tag hineinschien: darinnen saß er aber den ganzen Tag lang. Nun begab es sich eines Tags, daß der große Alexander mit seinem Gefolge zu ihm ging und sich mit ihm unterreden wollte, sich aber dabei so vor ihn hinstellte, daß ihn die Sonne nicht mehr bescheinen konnte, und also zu ihm sagte,

---

*) Der Kürze wegen wird ein † andeuten, daß eine Erzählung nach dem altdeutschen Drucke, ein ✱, daß sie nach der Grimmschen Handschrift bearbeitet worden ist. Steht noch eine Ziffer in ( ) dabei, so bezeichnet diese, ob die Erzählung auch im deutschen Drucke (nach der Kellerschen Ausgabe) enthalten, und das wievielste Capitel sie darin ist.

er möge von ihm bitten, was er nur wolle, es solle ihm gewährt seyn. Da antwortete ihm Diogenes und sprach: so bitte ich Dich denn um weiter nichts, als daß Du mir nicht nimmst, was Du mir doch nicht geben kannst. Da fragte ihn Alexander, was das sey, was er ihm nicht zu geben vermöge, und Diogenes sprach zu ihm: meine Bitte besteht darin, daß Du nicht zwischen mich und die Sonne trifst, so daß Du mir ihren Schein entziehst, den Du mir doch nicht zu geben im Stande bist. Und also schied Alexander von ihm.

Zweite Erzählung.

* (26).

Von vier Einsiedlern.

Es wohnten einst in einem Hause vier Einsiedler gar reinen und seligen Lebenswandels, und sprachen eines Tages unter einander von gar gottseligen Dingen: unter andern kamen sie aber darin überein, daß ein Jeder seine Tugend sagen sollte. Da sprach der erste: er sey, wie ihm dünke, gar demüthig, der andere sagte, er sey geduldig, der dritte versicherte, er höre gern von Gott reden, und der vierte, er bete gern. Da wurden alle vier darüber einig, sie wollten Gott bitten, daß er ihnen zu wissen thäte, welcher unter ihnen der Vollkommenste sey. Und sie hörten eine Stimme, die sprach: der erste, der fängt mich, der zweite, der hält mich, der dritte, der bindet mich, der vierte, der trägt mich hin, wohin er nur will: also hat jeder von Euch Gewalt über mich.

Dritte Erzählung.

* (30).

Von zwei leiblichen Brüdern.

Es waren einst zwei leibliche Brüder, der eine war ein Pfaffe, der andere ein Laie, und waren doch alle Beide

in einem und demselben Kloster bei einander: der gelehrte vertrieb aber seine Zeit mit singen, lesen und schreiben. Nun sprach er eines Tages zu seinem Bruder, dem Laien, wie er sich die Zeit vertreibe, da er doch nicht gelehrt sey. Der antwortete aber und sprach: ich habe meine Tage nur drei Buchstaben gelernt, die ich aller Wegen in meinem Herzen und Gedächtniß habe, und ist einer von ihnen schwarz, der andere roth, der dritte weiß. Der erste ist das Gedächtniß meiner Sünden und ist schwarz und kreuzigt mein Herz, wenn ich bedenke, welcher Lohn denselben folgt, und die Seelenpein in der Hölle. Der andere ist roth, und ist das Gedächtniß des rosenfarbenen Blutes meines Schöpfers, welches er in seiner Gütigkeit an dem heiligen Kreuze für mich armen Sünder vergossen hat. Der dritte ist weiß, das ist die Begierde die himmlischen Freuden zu schauen, und den, der dem Lamme nachgeht mit weißem Kleide angethan. Da das der Bruder hörte, so nahm er ein Abbild der drei Buchstaben seines Bruders, und dachte fürder seiner Kunst nicht mehr, davon er sich vorher so gut getröstet hatte.

Vierte Erzählung.

* (38).

Von dem großen Alexander.

Man liest, daß der große König Alexander an des Königs Pori von India Hof kam, und zwar in der Gestalt eines schlichten Ritters, und wollte dessen Macht kennen lernen. Nun wähnte Porus, es sey Antiochus, einer der Ritter Alexanders, und nahm ihn würdiglich auf. Es saß aber einst Alexander mit an seinem Tische, und so oft man eine silberne Schüssel oder Kanne vor ihm gesetzt und er sie geleert hatte, so steckte er sie in seinen Aermel.

Das ward dem Könige Poro angezeigt, und der fragte ihn mitten unter den Andern, wie er das meine. Der aber sprach: Herr König, ich habe Dich doch aller Wegen weit über Alexander ob Deiner Ritterlichkeit und Prachtliebe rühmen hören: nun ist aber die Sitte am Hofe Alexandri so, daß alle Ritter, die an seinem Tische sitzen, was man ihnen vorsetzt, Töpfe oder Schüsseln, sie seyen gülden oder silbern, diese behalten als ihr Eigenthum. Nun habe ich Dich weit mildthätiger mit Deiner Habe geschätzt denn Alexandern und gemeint, dasselbe Recht auch an Deinem Hofe zu erhalten. Da das die Ritter Pori hörten, zogen sie alle mit Alexander von dannen, und er gab ihnen viele Geschenke und Sold, und sie fochten mit ihm wider König Porum, erschlugen ihn und gewannen das ganze Land India.

Fünfte Erzählung.

* (37).

Von Josia dem Kaiser zu Rom.

Einst herrschte der gewaltige Josias zu Rom, der hatte drei Söhne, die ihm gar lieb waren. Nun hatte aber derselbige König beständig Krieg wider den König von Aegypten, und dabei alle seine Habe aufgezehrt bis auf einen Baum, der solche Kraft hatte, daß seine Frucht alle Gebreste heilte, ausgenommen den Aussatz. Da nun derselbige König schwer darnieder lag bis auf den Tod, und nicht davon kommen konnte, da rief er seinen Erstgebornen zu sich und sprach: ich habe Dich und Deine Brüder so lieb gehabt, daß ich Alles, was ich gehabt habe, im Kriege verzehrt habe, denn allein diesen Baum, und da Du nun mein Erstgeborner bist, so schenke ich Dir an dem Baume Alles, was in der Erden ist und darob: gehe nun

und rufe mir meinen anderen Sohn. Und also geschah es. Zu diesem sprach er aber also: mein lieber Sohn, ich habe Dir nichts Anderes zu schenken, denn von dem Baume, daran schaffe ich Dir die Länge, die Breite und die Tiefe. Hierauf sprach er zu ihm: gehe hin und rufe Deinen dritten Bruder. Zu diesem sagte er: lieber Sohn, Du weißt wohl, daß ich über nichts mehr zu gebieten und Alles verkriegt habe, was ich jemals besessen habe, bis auf diesen Baum. An dem schenke ich Dir alles Grüne und Dürre, was an ihm ist. Und da er nun alle seine Geschäfte vollbracht hatte, da kehrte er sich nach der Wand zu und gab seinen Geist auf. Darnach ward er würdiglich bestattet und begraben. Nun unterwand sich der erste Sohn des Baumes, und that, als ob er sein wäre. Das vernahm der andere und sprach: weshalb unterwindest Du Dich dieses Baumes? Der sprach: darum, weil mir mein Vater an ihm geschenkt hat Alles, was in der Erde ist und darob; darum weiß ich nicht anders, denn daß er mein ist. Der andere sprach: nun hat mir doch mein Vater geschafft an dem Baume die Höhe, die Breite und die Tiefe, und darum ist er auch allein mein. Das hörte der jüngste Bruder und sprach: lieben Brüder, warum unterwindet Ihr Euch dieses Baumes? Mir hat nun doch mein Vater das Alles geschafft, Grünes und Dürres, was an dem Baume ist, daher ist er billiger Weise mein und nicht Euer. Allein höret doch meinen Rath, auf daß sich nicht ein Irrsal oder Zorn unter uns begebe, da wir doch einmal Brüder sind. So laßt uns also zu dem König hingehen, der hier in unserer Nähe wohnt, und wie nun der König nach unser aller Vorgeben richten wird, des sollen wir alle willig seyn und ihm darin folgen. Der Rath gefiel ihnen allen wohl, und sie kamen zu dem König und ein jeder legte dem König seine Sache vor, wie oben geschrieben ist. Da sie nun der König vernahm, sandte er nach einem Bader, und ließ dem ältesten der

Brüder am Arme zur Ader. Darnach fragte sie der König, wenn ihr Vater begraben worden sey. Das ward ihm gesagt. Da sandte der König einen Boten, der brachte ihm ein Bein aus dem Sarge des Vaters, das legte der König in das Blut, das von dem ältesten Bruder gekommen war, und da es eine gute Weile darin gelegen hatte, da legte er es an die Sonne und ließ es trocknen, und da es wohl getrocknet war, da ließ er es mit Wasser waschen. Und da man es wusch, ging das Blut von dem Beine, gerade als wenn es nie da gewesen wäre. Da hieß der König dem andern Bruder auch am Arme Ader zu lassen, und that das Bein des Vaters in dasselbe Blut, und that damit gerade als wie mit dem ersten. Und da man es mit Wasser wusch, da ging das Blut ganz davon weg, und das Bein blieb bei seiner ersten Gestalt. Da befahl der König, daß man dem jüngsten Bruder auch an dem Arme Blut lassen solle, und that mit dem Blute und dem Beine des Vaters gerade wie zuvor. Und da es an der Sonne und an der Luft nun wohl getrocknet war, da ließ er es wie zuvor mit Wasser abwaschen. Da konnte er aber das Blut mit Wischen und Schaben und mit keinerlei Sache von dem Beine herunter bringen, und das Bein blieb durchweg blutig. Wie das der König sah, da merkte er dabei, daß der des Königs Sohn war und die andern nicht, und machte ihn zum Herrn des Baumes, und der König ward um seiner Weisheit Willen sehr gelobt.

Sechste Erzählung.



Von einem edlen Manne zu Rom.

Man liest von einem edeln Manne, der in einer Stadt einen Sitz hatte und ein schönes Weib besaß, das er sehr

lieb hatte. Der dienete aber ein anderer Ritter so eifrig und mit solchem Fleiße, daß ihm die Frau gar günstig und hold ward. Nun begab es sich aber, daß der Ritter seinen Knecht zu ihr sandte und sie fragen ließ, ob sie es ihm gestatten wolle, daß er den Abend zu ihr käme. Und da nun der Knecht die Botschaft an die Frau gebracht hatte, da ward sie sehr erzürnt, daß er einem Knechte solche Botschaft anvertraut hätte, und wollte dem Knechte keine andere Antwort geben. Und da der Knecht den Zorn der Frau vernahm, da fing er an um sie für sich selbst zu werben, und überredete die Frau in Kurzem, daß sie ihm Alles gewährte und ihm zu Willen war. Da nun der Knecht also lange ausblieb, da ward der Ritter sehr verdrüßlich und kam selber nach der Frauen Hause und klopfte an. Und da der Knecht des Herrn Kommen vernahm, da kam über ihn dermaßen Furcht, und er wußte nicht, wie er sich gebärden sollte, und fragte die Frau um Rath. Die hieß ihn unter das Bett schlüpfen, und ließ darnach den Ritter ein, und der fragte die Frau, ob sein Knecht nicht bei ihr gewesen wäre. Da sprach sie: er ist hier gewesen und habe ich ihn im Zorn von mir abgefertigt, daß er eine solche Botschaft an mich fürbaß getragen hat. Auch hätte ich Euch nicht zugetraut, daß Ihr eine solche Sache einem Knechte anvertrauen würdet. Da der Ritter der Frauen Ernst vernahm, da kam ihm der Gedanke ein, daß er sie beruhigen möchte, und in der Zeit, daß der Ritter bei der Frau war, kam auch ihr Mann an das Thor, und jener wußte nicht, wie er sich dabei benehmen sollte. Da sprach die Frau: ziehet Euer Schwert und laufet gegen meinen Mann an, als ob Ihr sehr zornig seyet, und gebt ihm keine Antwort. Das that der Ritter also. Des nahm den Ritter Wunder und er fragte, was der Ritter gesucht habe. Da sprach sie: sein Knecht ist auf meine Erlaubniß hereingelaufen, den habe ich unter meinem Bette ver-

borgen und den hat er gesucht. Und da das ihr Ehemann vernahm, da dankte er seiner Frau, daß sie dem Knechte also das Leben gefristet hatte.

Siebente Erzählung.



Von einem Manne, der nur einen Sohn hatte.

Es war zu Rom ein Mann, der hatte nur einen Sohn, und da er starb, da ließ er dem Sohne nichts weiter als ein Haus, das gar wohl gelegen war. Nun hatte der Knabe einen Nachbar, der hätte das Haus gern gehabt, aber der Knabe wollte es nicht verkaufen und lebte desto kümmerlicher. Da das der Nachbar sah, dachte er nach, wie er einen Grund fände, daß er den Knaben von dem Hause brächte, und kam eines Tages und bat den Knaben, daß er ihm gönnte, daß er zehn Tonnen Oels in seinem Hause auf eine kleine Zeit in einem Winkel stehen lassen könnte. Der Knabe versah sich aber dabei keiner Gefahr und erlaubte ihm das. Des ward der Ungetreue froh und schickte bald, daß man das Oel brächte. Nun hatte der falsche Ungetreue die Tonnen nicht ganz gefüllt und waren sie halb leer, und er setzte sie in eine Kammer und behielt dazu den Schlüssel. Und das stand nun allda nachher wohl über ein halbes Jahr. Da brachte er denn alte Leute mit, die das Oel kaufen sollten, und da er zu dem Oele kam, da schrie er mit lauter Stimme: Waffen herbei gegen den Bösewicht, dem ich meine Habe anvertraut habe. Und er eilte alsbald zu dem Richter und klagte ihm, wie ihm der Knabe sein Oel gestohlen habe, das er auf Treue und Glauben in sein Haus gelegt. Der Richter

ging nun den Knaben an, der bat ihn aber um einen Tag Frist, die ihm auch gewähret ward. Darauf ging der Knabe mit großem Leid zu einem weisen Manne, der in der Stadt seinen Wohnsitz hatte, und klagte ihm seine Noth. Der verhieß ihm Hilfe und sprach, er solle sich freiwillig stellen. Von ihm ging aber der Knabe zum Richter, der ihn gefangen legte. Am folgenden Morgen früh führte man ihn vor Gericht, zu welchem auch der weise Mann kam, der ihn so wohl getröstet hatte, und als nun auch die Frage an diesen kam, da sprach er: mir scheint es gut zu seyn, daß Ihr hinschickt und das Oel beschauen laßt. Ist dieses nun so, daß man in den halbvollen Fässern mehr trübes Oel findet, als in den vollen und die Spuren desselben bis an den Rand hinauf gehen, so ist das Oel gestohlen worden, sind aber dagegen in denselbigen Fässern nur so weit Spuren des Oels zu sehen, als dessen Oberfläche bis jetzt noch reicht, so besteht der Knabe und der Andere ist als falsch erfunden. Darin folgte man ihm sogleich, und da fand man, daß die halben Fässer nur so weit Ränder zeigten, als ihr Maaß noch ging; und wie das der Richter vernahm, da urtheilte er, daß man den Kläger hinge, und den Knaben machte er zum Herrn aller seiner Habe.

Achte Erzählung.



Vom Kaiser Octavianus.

Einst herrschte der gewaltige Octavianus zu Rom, der hatte sein Weib um dreierlei Sachen Willen, die sie an sich hatte, lieb. Zum ersten, weil sie ihm getreu war, zum andern, weil sie schön war, und zum dritten, weil sie beständig und gehorsam war. Nun geschah es in einer

Nacht, als sie zu Bette lag, daß er gedachte nach dem heiligen Grabe zu ziehen, und des Morgens früh rief er die Kaiserin und seinen Bruder vor sich und sprach: Frau, ich habe mir vorgenommen eine kleine Zeit von hinnen zu ziehen: nun traue ich Dir so wohl, daß ich Dir Alles, was ich habe, befehle, und will Dir dazu keinen Obmann setzen, als meinen Bruder, der soll thun nach Deinem Gebot Alles, was Du nicht selbst magst, und er soll Dir gehorsam und unterthänig seyn. Und er schickte sich nachher in der Kürze darzu an, und zog mit einem schönen Gefolge seine Straße, und seine Frau hielt das Reich indessen alle Zeit gar ordentlich zusammen. Nun ward des Kaisers Bruder aber von der Liebe zu dieser Frau so sehr gefangen, daß er sich versah, es müsse sein Tod werden, so er nicht an ihr seine Lust büßen könnte. Nun kam es eines Tages, daß er die Frau allein fand, so daß Niemand bei ihr war: da hub er an und sagte ihr sein Leiden. Und da nun die Frau seine ungetreue Bitte vernahm, da ward sie davon erzürnet und sprach, wie er so ungetreu und falsch sey, daß er seinem Bruder die Treue brechen wolle, der ihm doch so wohl getrauet, und an sie ein solches Begehren gerichtet habe, das an ihm nicht ungerochen bleiben könne. Wie er das hörte, da schied er traurig und niedergeschlagen von ihr, ließ jedoch nicht von ihr ab, und wie er doch seinem Wunsche eine Statt bereit machte, so kam er wieder zu ihr und sagte ihr, was Leidens er habe. Und da nun die Frau fand, daß er von seiner Thorheit nicht lassen wolle, da legte sie ihn gefangen und behielt ihn da bis an des Kaisers Ankunft. Und da er nun vernahm, daß der Kaiser sein Bruder kommen solle, da gedachte er bei sich selbst: so mich mein Bruder hier gefangen findet und meine Schuld an seiner Frau erfährt, so bin ich ein Kind des Todes. Und er überzeugte sich davon und sandte nach der Frau, daß sie zu ihm käme,

er habe ein klein wenig mit ihr zu reden. Das gewährte ihm die Frau und kam, und da er sie sah, da sprach er: O Frau, um Gott bitte ich Euch, mir Erbarmen widerfahren zu lassen, laßt mich aus dieser Noth, denn wenn mich mein Herr findet und meine Schuld an Euch erfährt, so bin ich ein Kind des Todes. Da die Frau nun sein heißes Flehen erhört hatte, so befahl sie, man solle ihn loslassen, schickte ihn in's Bad und sandte ihm darnach sogar neue Kleider zu. Hierauf sprach sie zu ihm: wohlan, der Kaiser ist in der Nähe, wir wollen ihm entgegenreiten. Da machte er sich auf, und als sie so mit einander ritten, da kam ihnen ein Hirsch zu Gesichte und lief an ihnen vorüber, und sobald sie ihn erblickt hatten, eilte ihm das ganze Gefolge nach, so daß bei der Dame Niemand zurückblieb, als des Kaisers Bruder. Wie der aber sah, daß er nun allein bei seiner Schwägerin sey, da erwachte seine alte Bosheit in ihm und er sprach also zu der Frau: Frau, Du siehst wohl, daß jetzund Niemand bei uns ist, darum bitte ich Dich, daß Du mir meine Bitte jetzt noch gewähren mögest. Als das die Frau hörte, da überkam sie gar großer Zorn und sie sprach: ich hoffe zu Gott, daß mein Leib keinem andern Manne zu Diensten sey, denn meinem Herrn allein. Kaum hatte aber des Kaisers Bruder dieses vernommen, so ward er sehr erzürnt, zog ihr alle Kleider bis auf das Hemde vom Leibe und hing sie bei den Haaren an einem Baume auf, worauf er das Pferd, welches die Frau geritten hatte, laufen ließ und seinem Bruder entgegen ritt. Nun fügte es sich, daß an selbigem Tage ein Herzog in der heißen Mittagszeit durch denselben Wald ritt und seine Hunde, wie sie die Frau erblickten, vor ihr standen und sie anbellten, bis der Herzog dazu kam. Und da er die Frau also hängen sah, da fragte er sie, wer sie wäre und wie sie in diese Lage gekommen sey. Da antwortete die Frau: wer ich bin und wie ich hier-

herkam, das weiß Gott wohl, aber Eins bitte ich Dich,
daß Du mich von diesem Baume losmachen mögest. Dar-
auf sprach der Herzog: das will ich gern thun, und be-
fahl, daß man die Frau löse, und als sie los gemacht
worden war, schickte er sie heim in sein Haus und em-
pfahl ihr seine Tochter, daß sie diese unterrichten und er-
ziehen solle. Nun hatte der Herzog an seinem Hofe einen
Ritter, der war sein Hofmeister und diente der Frau Tag
und Nacht in der Absicht, daß sie ihm zu Willen seyn
sollte. Und da er solches nun einstmal von ihr begehrt
hatte, versagte sie es ihm zorniglich mit folgenden Worten,
wie sie es Gott zugeschworen habe, keinen Mann zu er-
kennen, als den sie mit Recht erkannt hätte, und er möge
sie also solcher Bitten überheben. Wie das der Hofmei-
ster hörte, schämte er sich, daß sie es ihm so trocken ab-
geschlagen hatte, und er dachte nun Tag und Nacht
darüber nach, wie er sie einmal in Schaden bringen
könnte. Nun schlief die Frau des Nachts bei des Herzogs
Tochter in derselben Kammer, worin der Herzog bei sei-
ner Frau lag. Nun kam der Ritter einmal des Nachts
in die Kammer geschlichen und sah, daß sie alle schliefen,
da nahm er ein scharfes Messer und schnitt dem Kinde
die Kehle ab, und gab das blutige Messer der Frau in
die Hand, damit man davon abnehmen könnte, daß sie dieses
Kind getödtet hätte, und ging damit seine Straße. Nun
brannte aber eine Ampel alle Nächte in der Kammer, und
da die Herzogin erwachte, sah sie das blutige Messer in
der Hand der Frau, die neben dem Kinde lag, da sie den
Arm auf die Decke gelegt hatte, und wie das die Herzo-
gin sah, erschrack sie sehr und weckte ihren Herrn. Der
sprang schnell auf und schaute nach seiner Tochter und sah,
daß sie todt und ihre Kehle abgeschnitten war und das
ganze Bett voller Blut. Da schrieen Vater und Mutter
sehr, und da die Frau von dem Geschrei erwachte, da

sprach der Herzog zu ihr: o Du gottloses Weib, was für einen Lohn läßt Du mich für meine Treue genießen, daß ich Dich von dem Tode gerettet habe. Wozu hast Du mein armes Kind aufgezogen, daß Du dasselbe also unschuldig getödtet hast? Darüber entsetzte sich die Frau sehr und sprach: mir ist die ganze Sache durchaus unbekannt, und ich bin mir nichts bewußt. Auch ist das Messer, so lange ich lebe, nie mein gewesen, welches ich in meiner Hand gefunden habe, und ich weiß auch nicht, wie es dahin gekommen ist; darum möget Ihr mit mir thun, wie Ihr wollt. Die Herzogin bat nun ihren Herrn recht sehr, er möge sie tödten lassen, der aber sprach: ich will mich an ihr nicht schuldig machen, und hieß sie schnell von dannen gehen, auf daß sie aus seinen Augen käme. Das that nun auch die Frau mit großen Wehklagen, setzte sich auf ein Pferd und kam vor eine Stadt. Da führte man ihr einen Mann entgegen, der war ein Straßenräuber gewesen, den schleppte man nach dem Galgen, auf daß man ihn henken sollte. Da das die Frau ersah, so eilte sie hin zu ihm und fragte den Richter, ob er den Gefangenen um Geld losgeben wolle, der aber sprach, ja er sey bereit dazu. Darauf machte ihn die Frau mit Geld, was sie in Bereitschaft hatte, los, nahm ihn mit sich hinweg und sprach: Du weißt wohl, daß ich Dich vom Tode erlöset habe, darum sey mir nunmehr getreu, und das verhieß er ihr. Und da sie nun wiederum in die Nähe einer Stadt kamen, da sandte ihn die Frau voraus, daß er ihr eine Herberge bestellte, und das that der Knecht. Und als sie nun dahin kamen, da blieb sie da und hieß ihm, daß er ihr Schiffer kommen ließe, da sie über das Meer fahren wolle. Da kam nun einer, der dieselbe Straße fahren wollte, wohin sie mußte, und da sie das vernahm, da ging sie zu ihm in das Schiff und wollte mit ihm dingen. Und da der Mann ihre Schönheit sah, da bestach er den Knecht

heimlich mit Geld, daß er aus dem Schiffe ging, und da das geschehen war, da stieß er vom Lande und fuhr auf die weite See. Wie das die Frau ersah, da kam große Bestürzung über sie, und sie fragte ihn, was er im Sinne habe, der aber sprach zu ihr: entweder ich schlafe bei Dir, oder ich werfe Dich in's Meer, wo Du eines bittern Todes sterben mußt. Darüber erschrak die Frau gar sehr, und fiel an ihrem Bett auf ihre Knie und bat Gott, daß er sie behüte vor diesem sündlichen Falle. Und alsbald kam ein starker Regenschauer und ein großes Ungewitter, und riß das Schiff auseinander, doch wollte Gott Keins verderben, so daß ein Jedes auf einem Theile des Schiffes entkam, aber Eins wußte von dem Andern nichts. Da kam nun die Frau zu einer Abtei, in welcher Klosterfrauen waren, und bat daselbst um Herberge, und die Frauen nahmen sie auf und freueten sich über sie. Da blieb denn die Frau eine Zeit lang allein und studierte alle Zeit in einem Buche, das von den Kräften der Kräuter handelte, und ward darin so klug, daß ihre Kunst durch alle Länder erscholl, also daß alle Sieche nach ihr fragten, und wessen sie sich annahm, der war genesen. Nun wollte aber Gott dem Leiden, das sie lange gehabt hatte, ein Ziel setzen und sie wiederum zu Freuden bringen. Darum focht des Kaisers Bruder ein großes Gebreste an, und da das der Kaiser vernahm, da machte er sich samt seinem Hofe auf und ritt zu dem Kloster, darin er die Frau wußte. Nun begab es sich auch, daß der Ritter, der des Herzogs Kind getödtet hatte, gichtbrüchig ward an Händen und Füßen und auch zu dem Kloster kam. Dahin kam auch der Meerfahrer, der war wassersüchtig worden, und der Knecht, den sie mit ihrem Gelde vom Tode erlöst hatte, der war blind und hörte nicht mehr und kam auch in das Kloster. Und da sie nun alle dort zusammen kamen und die Hilfe der Frau begehrten, da kam die Frau, und es erkannte

sie Keiner, und sie sprach, nur sobald Jeder von ihnen vor allem Volke alle seine Missethat beichte, anders könne sie keinen gesund machen. Da das der Kaiser hörte, da sprach er: damit soll mein Bruder anheben, und befahl ihm solches. Der aber sprach: wenn dem so ist, daß ich anders nicht gesund werden mag, es sey denn daß ich alle meine Sünden verrathen habe, so versehe ich mich langer Krankheit, denn wenn ich meines Bruders Sicherheit verrathen habe, wollte ich lieber dieses Gebrestes wirkliche Leiden ertragen. Da das der Kaiser hörte, ward er sehr zornig und sprach: o Du Bösewicht, was hast Du gethan, daß Du Dich so sehr fürchtest, daß Du lieber dieses Gebrestes Leiden ertragen wolltest? Der sprach aber: nur in dem Falle, daß Ihr mich sicher stellet, anders sage ich nichts. Da sprach der Kaiser: wohl, ich verspreche Dir Sicherheit für Alles, was Du wider mich und die Meinen gethan hast. Da das der Bruder hörte, da sagte er, wie er der Ehre der Frau des Kaisers nachgestellt habe und wie sie ihn, da er das lange Zeit von ihr begehrt, gefangen gehalten hätte, und er sagte alles, wie oben geschrieben steht, und wie er sie zuletzt aufgehangen habe, wo sie aber darnach hingekommen sey, das wisse er nicht. Wie das der Kaiser hörte, da gerieth er gar sehr in Zorn und es gereuete ihn, daß er ihm Sicherheit gewährt hatte. Und wie der Ritter, der des Herzogs Hofmeister gewesen war, das hörte, was des Kaisers Bruder gesagt hatte, da sprach er: wie ich von diesem gehört habe, daß er Euere Frau in dem Forste aufgehangen hat, gerade so hat mein Herr, der Herzog, Euere Frau gefunden und sie seiner Tochter zur Erzieherin gesetzt, und da sie mir nicht gewähren wollte, was ich von ihr begehrte, da schnitt ich meines Herrn Tochter die Kehle ab, daß es so heraus kam, als ob sie es gethan hätte, und brachte es also dahin, daß sie vom Hofe getrieben wurde. Und da solches der Räuber vernahm, da sagte

er, wie ihm eine schöne Frau begegnet sey, da man ihn zu dem Galgen führte, und die habe ihn für ihr eignes Geld ausgelöset, und sagte auch, wie er ihr seine Treue gebrochen hätte. Wie das Alles der Meerfahrer hörte, da sagte er auch, wie er an der Frau auf dem Schiffe gehandelt hätte, und wie solches die Frau gehört hatte, sprach sie: sie haben Alle recht gebeichtet, und legte ihnen Arzneimittel auf, und sie wurden zur Stelle gesund. Und als solches geschehen war, da sprach sie zum Kaiser: Herr, was meinst Du, ob Du nicht wieder froh werden würdest, so Du die Frau sähest, die so viel um ihrer Keuschheit Willen erlitten hat? Der aber sprach: Ja, sicher über alle Freuden der Welt hinaus würde ich mich freuen! Da nahm sie sogleich das Tüchlein ab, mit welchem sie das Haupt umbunden hatte, und da erkannte er sie und umhalste sie mit großer Freude und führte sie darnach mit sich heim, und verbrachten sie von nun an ihre Tage seliglich mit einander.

Neunte Erzählung.



Vom König Herodes, der eine schöne Tochter hatte.

Herodes war ein gewaltiger Kaiser zu Rom, der hatte eine schöne Tochter, die ihm gar lieb war, der dienete ein Ritter lange Zeit. Das verstand die Jungfrau gar wohl, und er ging eines Tages zu ihr und sprach zu ihr: edle Jungfrau, wollet mir meine Rede nicht übel vermerken, ich sagte Euch gern eine Kleinigkeit von meiner Noth, die ich wohl nicht mehr allein für mich tragen mag. Die aber sprach: sagt mir ohne alle Furcht, was Ihr wollt. Da sprach der Ritter: lange Zeit habe ich mein Leid ge-

duldig ertragen, das ich Euch nun zu wissen thue, da mein einziger Wunsch, daß die Treue, die ich Euch lange bewährt habe, mit Treue vergolten werde. Ich trage aber in meinem Sinn, in das Land Hispania zu reiten, und will meinen Leib und mein Gut dort in die Schanze schlagen, damit ich durch meine Tapferkeit so viel verdiene, daß ich Eurer würdig werde, da ich mich dermalen noch unfähig fühle, Euere Hand erhalten zu können. Nun möchte ich aber von Euch versichert seyn, daß Ihr in meinem Dienst sieben Jahre auf mich wartet, und so es der Fall wäre, daß ich in dieser Zeit nicht wieder in dieses Land zurück käme, so würde das ein Zeichen meines Todes seyn, und thuet sodann mit mir nach Euerem Gefallen. Die Rede gefiel aber der Jungfrau gar wohl, und sie war bereit in seinen Wunsch zu willigen und versprach ihm das bei ihrem Worte. Darnach schickte sich der Ritter zu seinem Zuge an und zog seine Straße. Nicht lange darauf kam aber der König von Apulien mit großem Gefolge und bat um die Hand der Jungfrau; ihr Vater aber verhieß sie ihm, sandte nach seiner Tochter, und fragte sie um ihren Willen. Die aber sprach: mein Vater, Du sollst wissen, daß ich Gott gelobt habe, in sieben Jahren keinen Mann zu nehmen, und nach der Zeit geschehe, was Gott über mich beschließen will. Da das ihr Vater hörte, so wollte er ihr nichts dawider einwenden, und sagte es dem Könige von Apulien: der war aber bereit die sieben Jahre auf sie zu warten, und schied unter dieser Bedingung von dannen. Und da die Zeit kam, daß die sieben Jahre nun schier ein Ende nehmen sollten, da schickte er sich wiederum mit allem seinen Gefolge feierlich zu seiner Fahrt an und zog seine Straße auf dem Wege gen Rom. Nun kam aber der Ritter unserer Geschichte auf dieser Fahrt zu dem König, und sie ritten mit einander dahin: es begab sich aber eines Tages, daß es gar sehr regnete und der Ritter hatte einen

guten Mantel und einen Hut. Allein der König ward durch und durch naß, da er weder Mantel noch Hut hatte, und da das der Ritter gewahr wurde, da sprach er: Ihr seyd nicht sehr klug gewesen, daß Ihr Euer Haus nicht mit Euch genommen habt, da wäret Ihr nicht naß geworden. Wie das der König hörte, da däuchte ihm die Rede wunderlich, und er sprach: ich höre wohl, daß Du sonderbar redest, da mein Haus wohl etwas zu groß seyn dürfte, also daß ich es nicht mit mir hinwegführen mag. Und sie ritten also ihres Weges dahin und kamen an eine große Lache: da ritt der König voran hindurch, und wie er hinein kam, war die Lache so tief, daß das Pferd mit ihm bis auf den Grund ging, und er sich gar sehr besudelte. Wie das der Ritter sah, ritt er ganz trocken um die Lache herum und sprach zu dem König: Ihr habt unweise gehandelt, daß Ihr Euere Brücke nicht mit Euch hierher geführt habt, dann hättet Ihr Euch jetzt nicht beschmutzt. Die Rede schien Jenem ganz unnütz zu seyn, und er sprach zu ihm: Du bist ein Thor und willst mich als solcher tadeln: wie möchte ich meine Brücke mit mir führen? Die ist ja eine halbe Meile lang und von Steinen gemauert. Jedoch verantwortete er sich weiter nicht gegen ihn und sie ritten weiter. Da konnten sie aber kein Haus finden, wo sie etwas hätten zu essen bekommen können, und der Ritter bat den König bei sich zu Tische, und sie setzten sich auf die Erde nieder, und der Ritter gab dem König Käse und Brot, welches er in einem Ranzen bei sich geführt hatte, und gab ihm auch aus einer Flasche zu trinken. Wie nun der König zur Genüge gegessen hatte, da sprach der Ritter: Ihr thut gar nicht wohl, daß Ihr nicht aller Wegen Vater und Mutter mit Euch führt. Da sprach der König: meine Mutter ist so alt, daß ich sie ihrer hohen Jahre wegen nirgends mitnehmen kann, und mein Vater ist schon seit langer Zeit todt, so daß ich ihn auch nicht bei mir

haben kann. Während dieser Zeit langten sie in der Stadt Rom an, und der Ritter beurlaubte sich daselbst vom König, worauf ihn derselbe fragte, wohin er jetzo zu ziehen gedenke. Da versetzte er: es sind nun bereits sieben Jahre, daß ich in einem Netze gefangen gelegen habe, so ich es nun also wieder finde, wie ich es verlassen habe, so führe ich es mit mir in meine Heimath, und wird es mir in allen Stücken lieb und werth seyn, so es aber zerrissen ist, so laß ich es, wo es ist, und achte sein fürder nicht mehr. Nach dieser Rede ritt der König in die Stadt hinein, und wie ihn der Ritter nicht mehr sehen konnte, da ritt er ihm auch nach und kam heimlich in den Palast zu der Jungfrau und führte sie von dannen. Nun begab es sich aber, daß der König beim Kaiser zu Tische saß und der König anhub und sagte, er habe einen wunderlichen Ritter zum Gefährten gehabt, der seltsamer Rede gepflogen habe, und er erzählte, wie er gesprochen habe, da es so sehr regnete, es sey von ihm nicht weise gewesen, daß er sein Haus nicht mit sich geführt habe, weil er sodann nicht naß geworden seyn würde, wie er ihm dann geantwortet, sein Haus sey wohl viel zu groß, als daß er es mit über Land nehmen könne. Da fragte ihn der Kaiser, was er angehabt habe, und der König sagte, er habe einen Mantel getragen und einen Hut auf seinem Haupte gehabt. Da sagte der Kaiser: sicherlich ist er weise gewesen, da er meinte, warum Ihr nicht auch einen Mantel und einen Hut bei Euch führtet. Da erzählte der ihm weiter, wie er geredet hatte, da er sich in der Lache beschmutzt hatte; da antwortete ihm aber der Kaiser und sprach: der Ritter hat damit gemeint, warum er seinen Diener nicht vorausgeschickt habe, denn dann würde er sich nicht beschmutzt haben. Da sagte ihm Jener endlich noch, wie sie mit einander, nachdem sie gegessen, gesprochen hätten, und er gesagt habe, er thue nicht weise, daß er nicht allwegen Va-

ter und Mutter mit sich nehme, wenn er über Land reite. Das deutete ihm der Kaiser auch und sprach: er hat damit gemeint, er solle nicht ausziehen, wenn er nicht Wein und Brot bei sich führe. Als er also gesprochen hatte, lobte er den Ritter um seiner Weisheit Willen und fragte jenen, wo er ihn gelassen habe. Da sagte der König, er habe sich nahe bei der Stadt mit folgenden Worten bei ihm beurlaubt, es seyen nun sieben Jahre, daß er in einem Netze gefangen liege, er wolle also zu demselben hinreiten, und wenn er es noch in eben dem Zustande finden werde, als er es hingelegt habe, so wolle er es mit sich hinweg führen, so es aber zerrissen und zerbrochen sey, so wolle er es liegen lassen und sein nicht mehr achten. Da das der Kaiser hörte, schrie er mit lauter Stimme: weh mir über mein Herzeleid. Dieses Netz ist meine Tochter, ich fürchte, ich habe sie verloren. Er eilte also hinweg und sandte nach ihr, allein sie ward nicht gefunden, denn sie war schon lange mit dem Ritter von dannen gezogen. Wie aber die Boten kamen und das dem Kaiser sagten, da sprach derselbe: merkt auf, dieser Ritter hat mich und Euch betrogen, darum sehet Euch nach einem andern Weibe um. Da schied der König traurig von dannen und der Ritter behielt die Jungfrau in allen Frieden.

Zehnte Erzählung.



Von dem Kaiser Lucio.

Einst herrschte der gewaltige König Lucius zu Rom, der eine schöne Tochter hatte, die ihm gar lieb war. Nun war ein Ritter an seinem Hofe, der alle seine Dienste der Jungfrau weihete; nun kam es aber eines Tages, daß er sie allein in einem Fenster sitzen fand, und er sprach also

zu ihr: edle Jungfrau, lange Zeit habe ich meine Liebe für Euch dem Wind und Wetter ausgesetzt, und Ihr habt das Alles nicht bedenken wollen. Nun will ich aber auch mein Gut um desselbigen Willen auf's Spiel setzen, damit ich Euere Gunst verdienen möge, und bitte Euch, daß Ihr mir saget, was ich darum thun soll, auf daß Ihr mir gestattet, daß ich eine Nacht bei Euch schlafen darf. Da vertröstete sich die Jungfrau auf ihre Kunst und forderte tausend Mark. Des war der Ritter froh und brachte ihr das Geld. Da führte ihn die Jungfrau verstohlen in ihre Kammer und hieß ihn sich niederlegen, und so wie er in das Bett kam, da schlief er ein und schlief die ganze Nacht hindurch. Am Morgen aber stand die Jungfrau auf und weckte den Ritter; der aber erschrak sehr, daß er also Alles verschlafen hatte, und bat die Jungfrau, daß sie sich wieder zu ihm legen solle, die aber wollte ihm solches nicht gewähren. Da dung er mit ihr um die andere Nacht und gab ihr abermals tausend Mark, und da er des Nachts in ihr Bett kam, entschlief er abermals und Alles ging wie zuvor. Da sie ihn aber des Morgens früh aufweckte, erschrack er gar sehr und that sehr kläglich und bat die Jungfrau, daß sie sich wieder zu ihm legte. Das versagte sie ihm aber gar zorniglich, und da er merkte, daß ihm all sein Bitten nichts half, dung er wiederum um die dritte Nacht für tausend Gulden, und schied also traurig von ihr und ging zu einem Kaufmann und bat ihn, er solle ihm tausend Mark auf seine Habe leihen. Das wollte der Kaufmann jedoch nicht, aber Eins, wenn ihm das gefiele, wolle er für ihn machen, daß er ihm das Versprechen gäbe, wenn er innerhalb drei Tagen ihm die tausend Mark nicht entrichten könne, ihm alsdann ein schwer Stück Fleisch von seinem Leibe schneiden zu lassen, wo er es nur haben wolle, und er solle ihm einen Brief daüber geben, der mit seinem Blute geschrieben sey. Dieses Pfand

und Gelübde nahm der Ritter an und gab ihm darüber einen Brief, so wie er begehrt hatte. Hierauf gab ihm der Kaufmann das Geld, und er ging mit demselben gen Hofe und begab sich zu der Jungfrau. Unterwegs aber begegnete ihm ein weiser Philosophus, der sprach also zu zu ihm: es nimmt mich Wunder, daß Ihr also einfältig seyd, dem zu trauen, der Euch schon zweimal betrogen hat. Da fragte ihn der Ritter, wie er das meine. Da sprach jener: die Jungfrau, bei welcher Ihr zwei Nächte geschlafen habt, hat einen Brief in ihrem Bette, durch welchen Ihr alle Nächte eingeschlafen seyd, und doch geht Ihr abermals zu ihr. Nun rathe ich Euch aber ungebeten, wenn Ihr nicht verderben wollt, daß Ihr diese Nacht, wenn Ihr Euch schlafen legen sollt, unter das Kopfkissen in dem Bette greifen möget, da findet Ihr einen Brief, den ziehet heraus und werft ihn von Euch, so weit Ihr könnt; darauf leget Euch nieder und thut, als ob Ihr auf der Stelle eingeschlafen wäret, da wird sich die Jungfrau sogleich zu Euch legen. Wie das der Ritter vernahm, dankte er dem Meister gar sehr und ging zu der Jungfrau und gab ihr das Geld. Da wieß sie ihn in ihre Kammer und hieß ihn sich niederlegen. Das that er, vergaß aber das nicht, was ihn der Meister gelehrt hatte, und wie die Jungfrau das gewahr worden war, daß er eingeschlafen sey, da legte sie sich zu ihm, er aber griff sie an und drückte sie an sich und sprach: Frau, es ziemt sich, daß ich mein Geld nicht also unnütz verlieren soll. Des erschrack die Jungfrau gar sehr und bat ihn mit heißen Zähren, er solle sein Geld alles wieder nehmen, sie aber in Frieden lassen. Des wollte er sie aber nicht erhören und sprach: nicht allein mein Geld, ja alle Habe Eueres Vaters nähme ich darum nicht an. Und alsbald überwältigte er sie und vollbrachte seinen Willen an ihr. Aber in demselben Augenblicke ward auch das Herz der Jung-

frau so verwandelt, daß er ihr gar hold wurde, und sie behielt ihn eine ganze Woche bei sich in ihrer Kammer, ohne daß Jemand darum wußte. Aber mitten unter diesen Freuden vergaß er das Gelübde, welches er dem Kaufmanne gethan hatte, und als er daran gedachte, da erschrack er sehr und begann kläglich zu weinen. Da fragte ihn die Jungfrau, warum er also thue und was ihm geschehen sey. Da sagte er ihr, wie er sich gegen den Kaufmann verpflichtet und wie er nun den Tag versäumt habe, und das sey die Ursache seiner Klagen. Da tröstete ihn die Frau und sprach: gehe zu ihm und biete ihm sein Geld an, und ist es, daß er es nicht nehmen will, so frage ihn, was er denn von Dir haben will und komme dann zu mir, daß ich es Dir geben kann. Das that der Ritter und ging zu dem Kaufmann und bat ihn, er solle sein Geld nehmen, der aber wollte ihn schlechterdings nicht erhören und sprach, er wolle sich an seinen Brief halten und nicht anders thun, und führte ihn sogleich vor den Richter. Nun war aber das Recht des Gesetzes, daß wozu sich einer willig verbunden hatte, das mußte er also ausrichten. Es hatte aber die Frau Boten ausgesandt, die nachsehen und sich erkundigen sollten, wie es ihm erginge. Die kamen aber zu ihr zurück und sagten ihr, er stehe gefangen vor Gericht. Das erschreckte sie sehr und sie legte eilig Mannskleider an, setzte sich auf ein Pferd und ritt zu dem Gerichte und ward von Jedermann für einen Ritter gehalten. Da ging sie zu dem Kaufmann und fragte ihn, ob er Geld nehmen und sich seines Zornes gegen den Ritter abthun wolle. Das wollte der Kaufmann aber nicht erhören, und da die Frau vernahm, daß ihr kein Gut bei ihm helfen möge, da sprach sie: wohlan, da sich dieser Ritter des verbunden hat, so soll er seinem Versprechen also nachkommen. Nun wisset Ihr wohl, daß des Gesetzes Recht ist, wer eines Menschen Blut vergießt, dessen Blut

soll wieder vergossen werden. Nun hat sich dieser Ritter verbunden, daß, so er den gesetzten Tag versähe, man ihm dann ein schwer Stück Fleisch von seinem Leibe schneiden könnte, wo Ihr es haben wolltet. Nun ist der Ritter bereit seinem Gelübde nachzukommen, aber Du mußt das so machen, daß Du sein Blut nicht vergießest. So Du aber doch sein Blut vergießen wirst, so wird billig erkannt, was Du ihm dafür schuldig bist. Da das der Kaufmann vernahm, hätte er sein Geld gern genommen. Da sprach aber die Frau: nein, das geschieht nun nicht, da Du es vorher nicht hast annehmen wollen, und rufte den Richter darum an, daß er sage, was Rechtens wäre. Die entschieden aber allerseits, daß der Kaufmann schneiden dürfe, vom Blutvergießen aber nicht die Rede seyn könne, und der Ritter also billig zu entlassen sey. Wie jene das vernahm, dankte sie dem Richter und zog also von dannen, ritt wieder an ihren Hof, legte das Gewand von sich und kleidete sich wieder in ihre Kleider, als ob sie gar nicht fort gewesen wäre. Während der Zeit kam auch der Ritter zu ihrem Hofe und begab sich zu der Frau; die fragte ihn, wie es ihm gehe, ob er sich mit dem Kaufmann vertragen hätte, und er hub an und sagte ihr Alles, wie es ihm vor dem Richter ergangen war und wie ein Ritter gekommen sey, der allen Leuten unbekannt gewesen wäre, der habe ihn mit seiner Weisheit vom Tode errettet. Da fragte ihn die Frau, warum er ihn nicht mit an den Hof gebracht hätte, er aber sagte, er sey allsogleich von dannen gezogen, und sie wüßten nicht, wohin er gekommen sey, Eines aber wisse er, daß er alle seine Tage nie einen klügeren Ritter gesehen habe. Da sprach sie: so Du den Ritter sähest, ist es Dir so, als ob Du ihn dann erkennen würdest? Er aber sagte: ja wohl. Da eilte sie in ihre Kammer und legte die Kleider wieder an, die sie vorher angehabt hatte, und trat also vor ihm hin. Da erkannte er, daß sie es ge-

wesen sey, und empfing sie und sprach: gesegnet ist der Tag, wo Du geboren wardst. Darnach brachte es die Jungfrau mit ihrer Klugheit zu Wege, daß sie ihr Vater dem Ritter zum Weibe gab, und sie brachten ihre Tage in Seligkeit zu.

Eilfte Erzählung.



Von Gallicus, dem Kaiser zu Rom.

Einst herrschte der gewaltige Kaiser Gallicus zu Rom, der setzte zu einem Rechte fest,, daß wer von fremden Landen an seinen Hof käme, dem werde sogleich ein gebratener Fisch vorgesetzt, und Jedermann solle darauf merken, ob er den Fisch auf der einen Seite bis auf die Gräten verzehre und ihn dann auf die andere Seite umkehre, wer das thue, der solle alsbald gefangen gesetzt werden und den dritten Tag solle man ihn ohne Gnade aufhenken. Allein die drei Tage lang, während welchen er im Gefängnisse lag, konnte er alle Tage, was für eine Bitte er wollte, an den König thun, ausgenommen für sein Leben, die wurde ihm gewährt. Also kamen ihrer Viele um ihren Hals, und eines Tages kam ein Graf an den Hof, der seinen Sohn mit sich brachte. Der ward von Allen männiglich empfangen, und sogleich wurde ihm nach dem Gesetze des Kaisers ein gebratener Fisch aufgetragen, und davon aßen sie beide, der Vater und der Sohn. Und da sie die eine Seite des Fisches gegessen hatten, da kehrte ihn der Graf auf die andere Seite um, und da das die Diener sahen, hinterbrachten sie es alsbald dem Kaiser. Der aber befahl, man solle ihn fahen. Wie das der Sohn sah, ging ihm des Vaters Leid sehr zu Herzen, und er verlangte, man solle ihn für seinen Vater sterben lassen. Das

gewährte ihm der Kaiser und ließ ihn ins Gefängniß legen, den Vater aber ledig. Wie das geschehen war, sprach jener: Ihr wisset wohl des Kaisers Gebot, daß ich dreierlei vor meinem Tode bitten kann. Darum begehre ich, daß Ihr zu dem Kaiser gehet und ihn bittet, daß er mir seine Tochter mit einem Pfaffen sende und sie mir zum Weibe gebe. Da gingen die Boten hin und sagten es dem Kaiser; der konnte nicht gegen sein Gesetz thun und mußte es gestatten und gab ihm seine Tochter, und diese schlief die Nacht bei ihm. Darnach am andern Tage begehrte er, daß ihm der Kaiser alle seine Habe geben solle, und da ihm solches gewährt worden war, theilte er Alles unter das Hofgesinde, davon wurden sie ihm aber gar hold und günstig. Darnach am dritten Tage, da er nun sterben sollte, sandte der Kaiser zu ihm, daß er seine dritte Bitte thun solle, er müsse sogleich sterben. Da sprach er: weil ich denn sterben soll, so bitte ich, daß der Kaiser einem Jeden, der da spricht, er habe es von meinem Vater gesehen, daß er den Fisch umkehrte, beide Augen ausstechen lasse. Wie das dem Kaiser gesagt worden war, fragte er überall herum auf dem Hofe, wer es gesehen habe. Da leugneten sie es Alle und sagten, Keiner habe das gesehen. Wie das des Kaisers Tochter vernahm, da sprach sie: weil es denn ihrer Keiner gesehen hat, daß sein Vater den Fisch umgewendet, so ist der Sohn billig zu entlassen. Und da der Kaiser die Weisheit des Knaben vernahm und wie ihm seine Tochter günstig war und auch alles Hofgesinde, da nahm er ihn gütig auf, machte ihn zum Erben über all sein Gut, und so ward er nach dem Tode seines Schwiegervaters zum Kaiser gemacht und herrschte gewaltig und weislich über das Reich bis an sein Ende.

Zwölfte Erzählung.



Von einem klugen Meister der schwarzen Kunst.

Es lebte zu einer Zeit in Rom ein gar kluger Meister der schwarzen Kunst, der hatte einen jungen Schüler, der Tag und Nacht mit allem Fleiße darnach aufstellte, wie er jenem das Buch stehlen möge, worin alle seine Kunst geschrieben war. Nun begab es sich aber eines Tages, daß der Meister vom Hause weggeritten war, da nahm der Jüngling das Buch und zog damit seine Straße. Wie nun der Meister zu Hause kam und vernahm, daß der Schüler mit samt seinem Buche fort war, da brachte er es mit seiner Kunst zu Wege, daß er an die Straße kam, welche der Jüngling gezogen war, und eilte ihm behendiglich nach, und als er ihn schier eingeholt hatte, da ersah ihn der Jüngling. Der aber erschrack sehr und eilte mit dem Buche unter eine Brücke. Da ging der Meister oben darüber hin und ward sein Buch also los, mit welchem ihm sein Knecht entlief.

Dreizehnte Erzählung.



Eine schöne Rede von Diocletiano, Domiciani Sohn*).

Einst war der gewaltige Kaiser Domicianus in Rom, der hatte gar ein schönes Weib, die ward von ihm mit

*) Ist eine besondere Redaction des Volksbuches von den

einem Sohne schwanger, der ward Diocletianus genannt. Da nun der Knabe sieben Jahre alt war, da ward des Kaisers Frau gar krank, so daß sie wohl verstand, daß sie nicht wieder genesen konnte. Da sandte sie nach dem Kaiser, und als derselbe zu ihr kam, da sprach sie: Herr, ich spüre wohl, daß ich von diesem Gebreste nicht davon kommen kann, ich muß sterben. Nun habe ich eine Bitte an Dich vor meinem Tode, und solche gewähre mir. Da sprach der Kaiser: Frau bitte, was Du willst, es sey Dir gewährt. Da sprach sie: ich weiß, daß Du nach meinem Tode eine andere Frau nehmen wirst, nun bitte ich Dich, daß Du nicht gestattest, daß sie Gewalt über meinen Sohn habe. Das verhieß ihr der Kaiser sogleich, und nach dieser Rede starb sie. Da klagte der Kaiser sehr und wollte lange Zeit kein anderes Weib wieder nehmen. Nun dachte er aber eines Nachts darüber nach, wie er mit seinem Sohne leben sollte, und am andern Morgen rufte er alle seine Edelleute zusammen und fragte sie um Rath, wie er seinen Sohn unterrichten lassen solle. Da riethen sie ihm sieben Philosophen an, die Meister wären in aller Kunst, die in dieser Welt sey, die seyen zu Rom, und denselben solle man den Knaben anbefehlen. Darin ward ihnen gefolgt, der Kaiser sandte nach ihnen, und als sie kamen, befahl er ihnen seinen Sohn auf ihr Wort, daß sie den Knaben also unterrichteten, daß er nach seinem Tode das Reich weislich regieren möge, das verhießen sie ihm und waren des gar froh, daß sie den Knaben in ihrer Pflege haben sollten. Da es nun also geschehen war, da nahmen sie den Knaben und führten ihn mit sich hinweg. Nun wendeten die Meister aber solchen Fleiß auf den Unterricht des Knaben, daß, als sieben Jahre um waren, sie ihn versuchen wollten, wie er ihnen auf ihre Fragen antworten

---

sieben Meistern: das Zeichen ⊙ deutet an, daß diese oder jene Geschichte auch in demselben zu finden ist.

könnte. Da rieth einer von ihnen, der hieß Tantillus, daß man in jedem Winkel seines Bettes ein Lorbeerblatt legen solle. Also geschah es, und da er erwachte, da blickte er gleich über sich in die Höhe. Da fragten ihn die Meister, was er gesehen habe. Da sprach er, entweder die Höhe oder der Boden ist niedrig geworden, oder die Erde unter meinem Bette ist höher gewachsen, denn sie zuvor gewesen ist. Wie das die Meister hörten, da sprachen sie: sollte der Knabe leben bleiben, wird er groß an Weisheit werden und uns weit übertreffen. Während der Zeit hatten die Herren seines Landes mit dem Kaiser also geredet: Herr, Du weißt wohl, daß Du nur einen Sohn hast, es könnte möglich seyn, er stürbe eher denn Du. Darum gefällt es uns wohl, daß Du wieder ein Weib nimmst, damit Dein Reich nicht ohne Erben bleibe. Des ließ er sich überreden, und es ward ihm von einer schönen lieblichen Jungfrau gesagt, die nahm er zum Weibe, und vergaß nun alsbald seiner ersten Frau, und sie lebten also lange Zeit mit einander in großen Freuden. Nun konnte aber die Frau während der Zeit gar nicht schwanger werden, und das wurde ihr gar leid. Nun hörte sie auch, wie der Kaiser einen Sohn in der Fremde hätte, und dachte darauf, wie sie es zu Wege brächte, daß sie ihn sehen könne. Und sie bat den Kaiser eines Nachts gar eifrig um eine Gunst, die er ihr gewähren solle, und sie überredete ihn, daß er ihr solches zusagte. Da sprach sie: ich habe vernommen, Du hast einen Sohn in der Fremde, auf den habe ich nun meinen Sinn gestellt, da ich selber keine Kinder haben soll. Ich bitte Dich also, daß Du nach ihm sendest, auf daß ich seiner ansichtig werde. Das ward ihr gewährt. Der Kaiser sandte also einen Brief an die Meister, sie sollten nicht ablassen, den Knaben mit zu Hofe zu bringen. Wie nun die Meister des Kaisers die Botschaft vernommen hatten, begaben sie sich alle an

einen geheimen Ort und lugten nach den Gestirnen, ob die Zeit darzu gut wäre, daß sie mit dem Knaben an den Hof zögen. Da sahen sie an dem Firmamente, daß, so sie den Knaben in dieser Zeit hinbrächten, würden sie alle geköpft und der Knabe auch getödtet werden. Des wurden sie gar sehr betrübt, und da der Knabe zu ihnen kam und sie fragte, warum sie so traurig wären, da sagten sie ihm, wie sein Vater nach ihm gesendet habe, und wie sie darüber nach den Gestirnen geschaut hätten: da sähen sie aber nichts Anders, als daß, wenn sie mit ihm zu Hofe zögen, sie alle sterben müßten. Da lugete er selber auch nach den Sternen, und sah, daß sie Recht hatten, allein er sah auch an einem kleinen Sterne, daß, so er sich sieben Tage lang, nachdem er zu seinem Vater gekommen wäre, des Redens enthielte, so würden sie zwar alle zum Galgen geführt werden, aber doch mit großer Mühe freigemacht, daß er nicht getödtet würde. Und da er das sah, da zeigte er den Meistern den kleinen Stern auch und sagte ihnen, wie ein jeder von ihnen ihn einen Tag vom Tode freimachen werde. Wie das die Meister hörten, da freueten sie sich des gar sehr, daß ihr Jünger zu solcher Weisheit gelangt wäre. Darnach bereiteten sie sich nicht erst lange, sondern ritten gen Rom zum Kaiser. Wie das der Kaiser vernahm, da ritt er seinem Sohne mit großer Heeresmacht entgegen, und als er zu ihm kam, küßte er ihn und fragte ihn, wie er sich befunden habe. Darzu schwieg er und gab ihm keine Antwort. Des wunderte sich der Kaiser gar sehr, und sie ritten doch nach der Veste, und als sie in dieselbe gekommen waren, da ging ihm die Kaiserin entgegen, empfing ihn und führte ihn bei der Hand in ihre Kammer und setzte den Knaben neben sich und sprach: o mein lieber Diocletiane, Du sollst wissen, daß mich große Liebe darzu gebracht hat, daß ich mich nach Dir gesehnet habe, wiewohl ich Dich niemals gesehen habe. Um derselben Liebe Willen rede mit mir, und so wollen wir fröh-

lich mit einander leben, wenn Niemand bei uns ist, der es sieht. Das achtete der Knabe aber Alles nicht und kehrte sein Angesicht von ihr. Da also ihre Rede bei ihm nichts helfen wollte, zeigte sie ihm ihre Brust und entblößte ihren Leib und sprach: siehe an, was für einen schönen Körper ich habe, mit welchem ich Dir zu Diensten seyn will, den Du billiglich mit Liebe aufnehmen solltest. Das achtete er aber Alles nicht und wollte von ihr hinweggehen. Da sprach sie: weil Du denn mit mir nicht reden willst, so nimm hier diese Schreibtafel und thue mir damit Deinen Willen kund. Das that er und nahm die Tafel und schrieb darauf, das soll nicht geschehen, daß ich jemals eine solche That thue, womit ich meinen Vater seiner Ehre beraube und die Liebe zwischen Euch Beiden störe, darum begehret solches nicht und überhebet mich einer solchen Bitte. Wie sie das gelesen hatte, was auf der Tafel geschrieben stand, da riß sie ihre Kopfbinde vom Haupte und zerkratzte sich das Gesicht unter den Augen und schrie laut nach Hilfe. Und wie der Kaiser das Klaggeschrei seiner Frau hörte, lief er schnell in ihre Kammer und viele Ritter folgten ihm nach, daß sie sähen, was der Frau zugestoßen wäre. Und wie er zu seiner Frau kam, da fragte er sie, was ihr wäre. Da sagte sie ihm, jener habe ihr ihre Ehre rauben wollen, und da sie ihm das nicht habe gestatten mögen, habe er sie mit Gewalt überfallen, und so zeigte sie ihm ihr Gewand und ihr Angesicht, das ganz zerrissen war. Das erzürnte den Kaiser sehr und er befahl seinen Schergen, daß sie ihn hinführten und ihn aufhingen. Da ward ihm aber gerathen, man solle ihn lieber ins Gefängniß legen, weil man keinen Menschen ungerecht tödten dürfe. Darin folgte er auch, und der Knabe ward in einen Kerker geführt und des Morgens vor Gericht gebracht: da ward geurtheilt, man solle ihn tödten. Man führte ihn also hin znm Galgen

und es weinte Jung und Alt, und sie sprachen: wehe, das ist des Kaisers einziger Sohn, soll der also getödtet werden, das ist sehr schlimm. Und da man ihn also dahin führte, da begegnete ihm sein erster Meister, und da er zu ihm kam, da legte ihm der Knabe sein Haupt an seine Brust und sprach: gedenke meiner, so Du zu meinem Vater kommst. Da sprach der Meister zu den Schergen, sie sollten innehalten und nicht eilen den Knaben zu tödten, er hoffe zu Gott, er wolle ihn frei machen. Des waren Alle froh und warteten darauf, ob der Kaiser den Tod seines Sohnes widerrufen werde. Da eilte der Meister zu dem Kaiser, und da er zu ihm kam, da kniete er nieder und grüßte ihn. Da sprach der Kaiser mit großem Zorn: saget an, habe ich Euch nicht meinen Sohn zur Wohlredenheit überantwortet, der ist nun stumm, und darzu habt Ihr ihn so erzogen, daß ich befohlen habe ihn zu tödten, und also soll es mit Euch auch geschehen. Da sprach der Meister: das weiß Gott, daß er in unserer Pflege wohl geredet hat, und es ist für uns unglaublich so etwas zu hören, da er solche Dinge vorher nie gepflegt hat. Aber Eins sage ich Euch, so Ihr Eueren Sohn nach der Aussage Eueres Weibes tödtet, so wird es Euch übler ergehen, wie dem Ritter, der seinen Vogelhund tödtete nach dem Worte seines Weibes, der ihm sehr lieb war, was ihm nachher sehr gereuet hat. Da bat ihn der Kaiser, daß er ihm sage, wie das geschehen sey. Da sagte der Meister: ich sage es Euch nicht, es sey denn, daß Ihr den Tod Eueres Sohnes widerrufet, so daß er heute nicht getödtet wird: denn wenn ich es Euch so sage, so wird der Knabe nun getödtet. Darum schicke hin und befiehl, daß man ihn nicht tödte, und lege ihn in einen Kerker, und was Ihr nachher zu thun gedenkt, das machet. Des folgte ihm der Kaiser und befahl, daß man ihn gefangen setze und nicht tödte. Da hub der Meister an und sagte:

Von einem Ritter.



Es lebte einstmals ein edler Ritter, der hatte nur einen einzigen Sohn, den hatte er so lieb, daß er ihm drei Ammen anschaffte, die sein pflegeten. Er hatte aber auch einen Falken und einen Vogelhund, den er gar lieb hatte. Es hatte aber der Hund die Tugend, daß, wenn der Ritter zu einem Strauß ausreiten wollte und es ihm wohl gelingen sollte, er vor ihm herlief, wenn er zu Rosse saß, und sprang und war gar fröhlich, sollte es ihm aber übel ergehen, so fiel der Hund dem Pferde in den Zügel und hielt ihn fest und schrie. Daran erkannte der Ritter wohl, ob er reiten oder daheim bleiben solle, und darum war ihm der Hund desto lieber. Nun geschah es aber einstmals, daß der Ritter zu einem Turniere ritt, und eines Tages gingen die Ammen alle aus dem Hause, so daß Niemand darinnen blieb, nur der Hund lag bei dem Kinde, das in einer Wiege lag. Da kroch eine gräßliche Natter herbei und wollte das Kind tödten, das ersah aber der Falke, und er flatterte so sehr hin und her, daß er den Hund aufweckte, und als der Hund die Natter erblickte, machte er sich auf und lief gegen sie an, und sie stritten so lange mit einander, bis der Huud die Natter tödtete. Es hatte aber die Natter den Hund gebissen, daß er blutete, und die Erde bei der Wiege gar blutig war; von dem Streite aber, den sie mit einander gehabt, hatten sie die Wiege umgestürzt, allein dem Kinde war doch kein Leid geschehen. Wie nun der Hund die Natter getödtet hatte, da legte er sich zu der Wand nieder und leckte seine Wunden. Darnach kamen alsbald die Ammen wieder nach Hause, und da sie sahen, daß die Wiege umgestürzt da lag und der Hund am Maule blutig war, da meinten sie, er habe das Kind getödtet und liefen alle davon. Da

begegnete ihnen aber die Frau vom Hause und fragte sie, was ihnen wäre. Da sagten sie, während sie ausgewesen wären, da wäre der Hund gekommen, der dem Herrn so lieb sey, und habe das Kind getödtet. Wie das die Frau hörte, eilte sie klagend nach Hause, aber die Ammen machten sich weiter fort auf die Flucht. Während der Zeit kam der Ritter und fand seine Frau weinend, die noch nicht hinein gekommen war, und er fragte sie, was ihr wäre. Da sagte sie ihm, sein Hund, der ihm so lieb wäre, habe ihr Kind gebissen und getödtet. Darüber erschrack der Ritter gar sehr und eilte zornig in sein Haus, und wie der Hund ihn kommen hörte, da lief er ihm entgegen und spielte um seine Füße herum. Da ward der Ritter voller Zorn, zuckte das Schwert und stach den Hund zu Tode, und dann ging er hin und wollte das Kind beschauen. Da fand er es aber gesund und wohlgemuth in der umgestürzten Wiege und sah die Natter todt und zerrissen bei derselben liegen. Da merkte er wohl, daß der Hund dieselbe um des Kindes Willen getödtet und dem Kinde das Leben erhalten hatte, und darum gereuete es ihn sehr, daß er dem Worte des Weibes geglaubt und dem Hunde seine Treue vergolten hätte. Wie das der Kaiser hörte, ward er dem Sohne wieder ein wenig gnädiger gesinnt, allein darnach am andern Tage kam seine Frau und fragte, warum er die Hinrichtung seines Sohnes widerrufen hätte, und sprach: wollt Ihr der süßen und schmeichlerischen Rede der Meister folgen, so wird es Euch ergehen, wie einem schönen Schweine, welches nur durch Jucken, das ihm so lieblich deuchte, getödtet ward. Da fragte sie der Kaiser, wie das gekommen wäre, und sie sprach: nur so Ihr schafft, daß der getödtet werde, welcher meine Ehre also gefährdet hat, anders sage ich es Euch nicht. Wie das der Kaiser hörte, verlangte es ihn sehr darnach das zu wissen, und er verhieß ihr, daß er ihn tödten lassen wollte, da sagte sie also:

⊙ † (72) ✱

Vor Zeiten war hier in der Nähe in einem Walde ein gar schönes Wildschwein, das war so stark, daß ihm Niemand widerstehen konnte. Nun hütete einmal ein Hirt in demselben Walde, und auf einmal sah er das Schwein von fern, wie es auf ihn los kam. Darüber erschrack er gar sehr und kletterte schnell auf einen Baum. Da kam das Schwein unter den Baum und fraß die Aepfel, die von dem Baume herabgefallen waren. Wie das der Hirt sah, da schüttelte er den Baum, daß der Aepfel viele herabfielen, und wie sich das Schwein mit den Aepfeln gesättigt hatte, legte es sich unter den Baum und schlief. Wie das der Hirte merkte, stieg er leise vom Baume herab und juckte es am Bauche. Das gefiel dem Schweine gar wohl, und so schlief es dabei ganz fest ein. Als aber der Hirt das ersah, da nahm er ein breites Messer und stach ihm damit die Kehle ab, so daß es zur Stelle todt war. Also kam das Schwein durch Jucken um seinen Hals. Darum hütet Euch, daß es Euch nicht auch so ergehet, und schonet seiner nicht. Wie das der Kaiser vernahm, da befahl er, daß man seinen Sohn zum Tode führe, und also geschah es. Indessen verzog man damit so lange, daß der andere Meister vor den Kaiser kam und also sprach: Herr, wenn dem so ist, daß Ihr der Rede Eueres Weibes glaubet, so wird Euch geschehen, wie einem Ritter, den sein Weib um den Hals brachte. Darum widerruft den Tod Eueres Sohnes auf einige Zeit, und ich sage Euch, wie das geschah. Das that der Kaiser und widerrufte den Tod seines Sohnes; des war männiglich froh, und sie kehrten wieder um und führten ihn in den Kerker. Da hob der Meister an und sprach:

Von Julio dem Kaiser.

⊙ ✱ † (73).

Einst herrschte der gewaltige Kaiser Julius zu Rom, der ließ eine Glocke in seinem Palaste aufhängen, und setzte als Gesetz fest, daß, wer des Abends auf der Gasse betroffen würde, nachdem man dieselbige Glocke geläutet hätte, der darnach des Morgens ohne Gnade gehangen werden sollte. Es war aber ein Ritter in derselbigen Stadt, der hatte gar ein schönes Weib, die heimliche Buhlschaft mit einem Andern trieb. Nun begab es sich eines Abends, daß selbiger ihr Buhle an ihr Haus kam und ihr das durch einen Schrei zu wissen that, den sie wohl verstand. Und wie sie seine Ankunft vernommen hatte, stand sie leise auf und ging herab zu ihrem Buhlen, und wie ihr Mann erwachte und sie nicht in ihrem Bette fand, stand er leise auf, machte die Hausthüre zu und sperrte sie aus und legte sich dann zu Bett. Wie nun die Frau an die Thüre kam und merkte, daß das Haus zugeschlossen war, da erschrack sie gar sehr und bat ihren Mann mit heißen Zähren, daß er ihr aufmachen sollte. Der wollte es ihr aber nicht gewähren. Während dieser Zeit läutete man aber mit der Glocke. Wie das die Frau hörte, so that ihr das gar wohl, als sie merkte, daß sie der Mann nicht einlassen wollte, und sie sprach: ich merke wohl, daß Du nichts Anderes willst, als daß ich sterben soll, und von den Hütern der Stadt ergriffen und geschmäht werde, das soll aber nicht geschehen, denn ich will mir den Tod selbst in diesen Brunnen suchen. Es stand aber ganz nahe am Hause eine sehr schöne Cisterne: und wie die Frau das gesagt hatte, nahm sie einen großen Stein und warf denselben in den Brunnen, als wenn sie es selbst gewesen sey, und eilte dann wieder zur Thüre. Wie das der Ritter hörte, erschrak er gar sehr und eilte aus dem Hause und beugte sich schnell über den Brunnen, indessen war aber die Frau

in das Haus gewischt und schlug die Thüre hinter sich zu. Wie das der Ritter hörte, eilte er nach der Thür und fing sie an fleißig zu bitten, daß sie ihn einließe. Das wollte sie aber nicht erhören und erhob ein großes Geschrei: o Du Bösewicht, wie hältst Du Deinen Treuschwur an mir, denn wenn ich wähne, Du seyest zu Hause, da gehst Du andern Weibern nach, das soll Dir aber nicht ungestraft hingehen. Während der Zeit aber kamen die Hüter der Stadt und fanden den Ritter vor dem Hause, fingen ihn und führten ihn zu dem Richter. Des andern Tages aber ward er vor Gericht geführt, und was er auch reden mochte, es half ihm Alles nichts. Er ward dem Tode überantwortet und darnach aufgehängt. Also brachte ihn sein Weib um den Hals, darum sehet Euch vor und glaubt Euerem Weibe nicht zu viel, auf daß Ihr von ihr nicht betrogen werdet. Wie das der Kaiser vernommen hatte, ward er wieder ein wenig besänftigt; als er aber wieder zu seiner Frau kam, da fand er sie gar zornig, daß er seinen Sohn nicht getödtet hatte, und sie sprach: Ihr sollt wissen, daß Ihr diesen Sohn zu Euerem Schaden aufsparet, denn es wird Euch geschehen, wie einem Ritter, welchem sein eigener Sohn das Haupt abschlug. Wenn dem nun so ist, daß Ihr wollt, daß ich Euch sage, wie dieß geschah, so verheißt mir, daß Ihr ihn noch tödten wollt. Das sagte er ihr zu, da hob sie an und sprach also:

Von Tito dem Kaiser.

⊙ ✱ † (74).

Man liest von Tito dem Kaiser, daß er zwei Hofmeister hatte, denen er gar wohl trauete, und ihnen alle seine Schätze anempfahl. Nun war der eine gar geitzig und hatte an einer heimlichen Stelle ein Loch in den Thurm gebrochen, das Niemand bemerkte, und kam dann

mit seinem Sohne und stieg hinein und stahl viele Güter, indessen sein Sohn Wache halten mußte. Das hatte er aber lange Zeit getrieben und war gar reich davon geworden. Darnach nahm aber der andere Hofmeister wahr, daß des Schatzes von Tage zu Tage immer weniger wurde, und kam deshalb in große Sorge und dachte bei sich: ich muß doch von der Sache etwas mehr in Erfahrung bringen, ehe ich Jemandem etwas davon sage, und ging und schaute sich allenthalben um, ob er irgendwo etwas verändert oder eine Stelle fände, wo man hineinkommen könnte, und kam zuletzt zu dem Loche, welches der Hofmeister durch die Mauer gemacht hatte. Wie er das gefunden hatte, da bedachte er sich nicht lange, sondern ließ ganz im Geheimen eine Grube in die Erde machen, die eine Mannshöhe tief war. Wie das fertig war, füllte er sie mit Pech an und ging von dannen. Darnach kam am andern Abend der andere Hofmeister nach seiner alten Gewohnheit an den Thurm, führte seinen Sohn mit sich und stieg in das Loch, fiel aber dadurch bis an den Hals in die Grube. Da überkam den Hofmeister große Furcht und er warnte den Sohn, daß er ihm nicht nachkäme. Wie das der Sohn vernommen hatte, stieg er vorsichtig neben der Mauer hinab und schauete, wie dem Vater wäre. Da sah er aber, daß er mit dem Leben nie aus der Grube davon kommen möge. Darum dachte er also bei sich: wenn man meinen Vater hier also findet, das ist uns Allen eine Schmach, und besann sich kurz, zog sein Schwert und schlug seinem Vater das Haupt ab, nahm es mit sich von dannen, und ließ den Leichnam des Vaters liegen. Als man denselben nun des Morgens in der Grube fand, da konnte ihn Niemand erkennen. Da befahl der König, daß man ihn an einem Roßschweife durch die Stadt schleifte, da weinten aber Alle, die in dem Hause waren; das merkten aber die, welche mit ritten, und also ward er erkannt.

Das möchte Euch von Euerem Sohne auch wohl geschehen, darum richtet darnach, ob Ihr das wollt. Und wie das der Kaiser vernahm, da befahl er, daß man ihn am andern Morgen früh zum Tode führe. Darüber erschracken aber Alle männiglich, und es war ihnen sehr leid, darum hielten sie doch so lange mit der Hinrichtung ein, bis daß der dritte Meister zu dem Könige kam. Der sprach: Herr, wenn dem also ist, daß Ihr nach der Rede Eueres Weibes Euren Sohn tödten lasset, so wisset, daß Ihr gewiß also von ihr werdet betrogen werden, wie der Ritter mit der Elster von seiner Frau betrogen ward: und so Ihr hören wollt, wie das geschah, so widerruft den Tod Eueres Sohnes bis auf morgen. Also geschah es, und des waren sie männiglich froh und führten ihn wieder in den Kerker. Da sprach der Meister also:

⊙ † (75) ✿

Man liest von einem Ritter, der einst in einer Stadt seinen Sitz hatte, daß er ein schönes und feines Weib hatte, die aber heimlicher Buhlschaft pflog. Nun begab es sich aber einmal, daß der Ritter über das Meer nach dem heiligen Grabe fuhr, und während er da draußen war, da sandte die Frau nach ihrem Buhlen, der kam zu ihr, und sie lebten gar fröhlich mit einander. Nun hatte der Ritter eine Elster, die redete so deutlich wie ein Mensch, und da sie sah, daß jene also mit einander lebten, das verdroß sie sehr und sie sprach zu der Frau mit solchen Worten: Du thust gar Unrecht, daß Du Deinem Herrn die Treue brichst: wisse, daß ich ihm nichts verschweigen werde, so er zurück kommt. Wie das die Frau hörte, da befahl sie ihren Jungfern, daß sie Fenster und Thüre zusperrten, so daß es finster wurde, als wenn es Nacht wäre: dann nahm sie Wasser in ein Becken, stellte sich über das Vogelhaus und sprengte das Wasser auf den Vogel, als wenn

es regnete; das merkte sich die Elster gar wohl. Kurze Zeit nachher kam der Ritter, und sobald ihn der Vogel erblickte, da sagte er ihm alle Mähr, die er gesehen hatte. Darüber erschrak der Ritter gar sehr und frug fleißig nach, wie es um die Sache stehe. Da leugnete aber die Frau Alles und sprach: willst Du die Wahrheit inne werden, so frage sie nur, wenn es geschehen ist, dann magst Du ihr glauben. Und wie er sie fragte, da sprach sie: es wäre in der dritten Nacht geschehen und habe gerade sehr geregnet. Alsbald sprach die Frau: nun kannst Du wohl einsehen, daß sie nicht die Wahrheit spricht, denn daß es dieselbige Nacht ganz heiter gewesen ist, wirst Du wohl wissen. Wie das der Ritter hörte, da dachte er nicht anders, denn die Elster habe gelogen, und schlug es sich ganz aus den Sinn. Darnach aber über etliche Tage fand er ein Becken auf einem Balken über dem Vogelhause stehen, in welchem noch Wasser war. Da erinnerte er sich wieder an das, was ihm die Elster gesagt hatte, und dachte, wenn das geschehen ist, so müssen es die Jungfern wissen, und ging zu ihnen und zwang sie mit Schlägen und mit Drohungen, bis daß sie ihm Alles verriethen, wie sie mit dem Vogel gethan hatten, und also kam die Wahrheit an den Tag. Wie das der Kaiser hörte, da ward er dem Sohne wieder etwas gnädiger gesinnt, und wie er des Abends zu seiner Frau kam, da strafte sie ihn gar sehr mit Worten, warum er den Tod seines Sohnes widerruft hätte, und sprach: es wird Euch also geschehen, wie einem Gärtner, der einen Hasen lange zu seinem Schaden aufgezogen hatte, daß er ihn zuletzt sogar um seinen Hals brachte, und das geschah also:

Von Aureliano dem Kaiser.



Einst war ein gewaltiger Kaiser, Namens Aurelianus, zu Rom, der hegte große Liebe zu Baumgärten, und er hatte einen Baum gepflanzt, der ihm gar lieb war, und setzte darzu einen Wächter, der den Baumgarten hüten und pflegen sollte. Nun hatte aber der Gärtner einen Hasen von Jugend auferzogen, den er gar lieb hatte und sein wohl pflegte. Nun kam es aber eines Tages, daß er das Gemach, darin er täglich lag, durchgrub und in den Garten kam und da großen Schaden anrichtete und manchen Baum verdarb, davon der Gärtner in große Noth kam. Wie nun der Herr kam, da ward er sehr erzürnt, als die besten Bäume angefressen und verderbt waren. Da fragte er ihn, wie das also hätte geschehen können, und jener konnte sich nicht anders ausreden, als daß er sagte, er habe einen Hasen jung aufgezogen, der sey eines Nachts herausgekommen und habe diesen Schaden gethan. Wie das der Kaiser vernahm, da ward er sehr zornig und befahl, daß man ihn hinge, und dem geschah also. Darum sehet Euch wohl vor, daß Ihr Euern Sohn nicht auch zu Euerem Schaden erzieht. Als das der Kaiser hörte, befahl er, daß man seinen Sohn am Morgen des andern Tages zum Tode führen solle. Wie das geschah, da kam der vierte Meister zum Kaiser und sprach: wollt Ihr immer noch der Aussage Eurer Frau glauben? Wenn das geschieht, dann glaubt mir, wird Euch geschehen, was dem Meister Yppocras geschah. Wenn Ihr das hören wollt, so widerruft den Tod Eures Sohnes auf morgen und ich sage Euch, was da geschah. Das that aber der Kaiser, und des waren Alle männiglich froh, und jener sprach also:



Man liest, daß Yppocras gar ein bewährter Arzt war, so daß man zu seinen Zeiten in der ganzen Welt von ihm sprach. Nun geschah es, daß der Königssohn von Frankreich gar siech auf den Tod lag und Boten an ihn mit reichen Geschenken schickte, daß er sich es gefallen ließe zu ihm zu kommen. Nun war aber Yppocras alt, so daß er vor Alter nicht gut über Land reisen mochte, jedoch hatte er einen Neffen, der auch gar klug in der Arzneikunst war, den sandte er ihm und den nahmen die Boten mit sich. Und wie er hinkam, da freuete sich der König über alle Maßen, und er wendete allen seinen Fleiß und alle seine Arzneien an, also daß jener in kurzer Zeit gesund und wohl ward, darum er von Allen männiglich gelobt ward. Und da das geschah, daß des Königs Sohn nun wieder wohl geworden war, da schickte er ihn mit reicher Vergeltung wieder heim. Als aber Yppocras vernahm, wie sein Neffe Alles so gut gemacht hatte und darum so gut gelobt wurde, so mochte er das nicht leiden und fürchtete, er möchte ihn in seiner Kunst übertreffen, und trachtete täglich, wie er ihn vom Leben brächte. Er sprach also eines Tages zu ihm: wohlan, wir wollen ein wenig auf's Feld lustwandeln gehen. Das war der Neffe zufrieden und ging mit ihm. Wie sie nun aber an einen heimlichen und einsamen Ort kamen, der ihm gut darzu deuchte, da zeigte er seinem Neffen ein Kraut und hieß ihn es ausgraben. Der that es, während er sich aber nach dem Kraute bückte, da zuckte jener heimlich sein Schwert und schlug ihm das Haupt ab, ließ ihn liegen und ging seine Straße wieder heim. Kurz darauf ward Yppocras gar siech bis auf den Tod, so daß er sich nicht helfen konnte, und ließ sich zu einem Fasse tragen, das ganz voll Wein war. Daran wollte er aber seine Meisterschaft bewähren, mit der er sich doch selbst nicht helfen konnte, und legte ein Kraut hinein und

ließ hernach das Faß überall anbohren, und wie viel man auch Löcher bohrte, doch kam kein Tröpflein heraus. Das wunderte aber Alle männiglich sehr, allein er sprach: Ihr seht wohl, wie viel ich vermag, doch kann ich mir selbst nicht helfen, und mit diesen Worten verschied er. Also bedenkt Euch wohl, daß Ihr Euer Kind nicht nach der Rede Eures Weibes tödtet, denn Ihr wißt nicht, wenn Ihr dasselbe bedürft, daß es vielleicht auch Euer Leben vor dem Tode fristen mag. Wie das der Kaiser hörte, widerrief er den Tod seines Sohnes und ward ihm gnädig. Als er aber am Abend zu seiner Frau kam, da fand er sie gar zornig, daß er den Tod seines Sohnes widerrufst hatte, und sie sprach: so das Laster an Euerem Sohne ungerochen bleibt, so wisset, daß Euch geschehen wird, wie einem Ritter, der seinem Sohne allen Muthwillen gestattete, und das will ich Euch sagen.



Es war in einer Stadt ein Mann, der hatte einen Sohn, welchen er sehr zärtlich erzog. Der hatte sich nun in seiner Jugend das Stehlen angewöhnt, so daß Alles verloren war, was in seine Hände kam, und so man ihn bei seinem Vater verklagte, vergütete der Alles, was der Sohn gestohlen hatte, strafte ihn aber nicht. Das trieb aber der Sohn so lange fort, bis der Vater davon verarmt war, zuletzt vergriff er sich gar an einem Großen, so daß weder er noch der Vater genug hatten es wieder zu bezahlen. Darum ward er vor Gericht gebracht und überführt, und da man ihn zum Galgen führte, da rief er seinen Vater und bat ihn, er solle ihn noch zu guter Letzt küssen. Das that der Vater und ging zu ihm, und wie er zu ihm kam, da biß er ihm Mund und Nase ab. Also lohnte er ihm seine Treue. Darnach wisset Ihr Euch nunmehr zu richten. Am andern Morgen aber früh befahl der Kaiser, daß man seinen Sohn zum Galgen führe,

und als das geschah, da kam der fünfte Meister und sprach: mich wundert es, daß Ihr den Worten Eueres Weibes so lange glaubt, die nichts Anders als böse Wollust darzu treibt. Wollt Ihr aber die rechte Mähr inne werden, so müßt Ihr thun, wie es ein Ritter machte, den auch Wollust zu solcher Bosheit trieb. Darum widerruft den Tod Eueres Sohnes bis auf morgen, und ich sage Euch, wie das geschehen ist. Das that der Kaiser und es freuete sich Alles männiglich, er aber hub an und sprach also:

Von einem Ritter.

✱ † (76).

Man erzählt von einem Ritter, der ein gar schönes junges Weib hatte, das ihm sehr lieb war. Nun diente derselbigen Frau ein anderer Ritter lange Zeit, und trieb das so lange, bis ihm die Frau auch günstig ward. Kurze Zeit nachher begehrte die Frau eines Tages von ihrer Mutter, daß sie nach dem Ritter senden solle, denn sie könne sein nicht entrathen, oder sie müsse sterben. Wie nun die Mutter der Tochter Ernst vernahm, da sprach sie: liebe Tochter, es paßt sich nicht für Dich, daß Du das thust. Aber willst Du Dir ihn nicht aus dem Sinne schlagen, so thue eins, d. h. erzürne Deinen Mann zuvor, um dessen Zorn zu kennen es Dir aber besonders zu thun seyn muß, da Du also bisher wohl mit ihm ausgekommen bist. Der Rath gefiel aber der Tochter gar wohl, und sie fragte also ihre Mutter, wie sie das angreifen solle. Da sprach die Mutter: Du weißt wohl, Dein Mann hat einen Vogelhund, der ihm sehr lieb ist, den mußt Du tödten, und sieh dann zu, wie es ihm gefällt. Den Rath vollbrachte die Tochter und tödtete den Hund, und da das der Mann gewahr ward, so sagte er weiter nichts als: ich und Du wir können fürder nicht zusammen seyn. Darnach kam die Tochter und sagte der Mutter, was ihr der Mann zur

Antwort gegeben hatte, und begehrte dabei, daß sie nun nach dem Ritter senden solle. Da sprach die Mutter: folge Du meinem Rathe und versuche ihn baß. Du weißt wohl, er hat einen Baum in seinem Garten, der ihm gar lieb ist, den mußt Du abhauen, und siehe dann zu, wie es ihm gefällt. Der Mann aber sprach nichts weiter, als er es sah, als: daß Dir solches fürder nicht mehr widerfahre, denn ich würde zornig werden. Die Tochter ging nun hin und sagte es ihrer Mutter, und begehrte, daß sie nach dem Ritter sende. Da sprach die Mutter: versuche ihn noch zum dritten Male, und darnach vollbringe ich Deinen Wunsch. Du weißt wohl, daß er morgen viel Gäste haben will, so thue also, als ob Du von Tische nach etwas laufen wolltest, und binde dabei das Tischtuch an einen Schlüssel und ziehe es mit dem Essen und mit Allem, so darauf ist, vom Tische nach Dir, und sieh zu, wie es ihm gefalle. Darnach am andern Morgen vollbrachte die Tochter der Mutter Rath. Des schämte sich der Mann vor den Gästen und ward davon sehr erzürnt, und gleich nachdem die Gäste fort waren, da befahl er, daß man schnell ein warmes Bad bereite, darin mußte sich die Frau baden. Dann sandte er nach einem Bader und hieß ihr aus allen Adern Blut lassen, so lange, bis die Frau gar ohnmächtig ward und als todt hinfiel. Darnach ließ er sie auf ein Bett legen in einer Kammer, da kam ihre Mutter und tröstete sie und sprach, sie solle munter und lustig seyn, und ob sie den Ritter haben wolle, sie wolle jetzt nach ihm senden. Da sprach die Tochter: nein, ich bedarf sein nicht, wenn ich auch ganz gesund wäre, übrigens siehst Du wohl, daß ich nur wenig mehr zu wünschen habe, dieweil ich beinahe todt bin. Da sprach die Mutter zu der Tochter: gehab Dich wohl, also ist Alles wohl gerathen. Darum sehet zu und glaubt Euerem Weibe nicht zu viel, da sie nur das Uebermaaß der Wollust zu solcher Thorheit getrieben

hat. Wie das der Kaiser hörte, da befahl er, daß man den Sohn wieder in den Kerker legte, und ward ihm wiederum etwas gnädiger; des Abends aber, da er heim kam, da fand er die Frau gar zornig, daß er den Tod seines Sohnes widerruft hatte, und sie sprach: ich sage Euch, es geschieht Euch von Eueren sieben Meistern gleichwie einem König geschah in Frankreich, und das will ich Euch sagen:

✱ † (78).

Valentinus war einst ein gewaltiger König in Frankreich, in dessen Reiche waren sieben weise Meister, die wurden des eins, daß sie ihre Kunst an dem Könige versuchen wollten, und so machte ein Jeder, daß der König einen Tag krank war, und alle Tage an einem neuen Gebrechen, als heute blind, morgen krumm, übermorgen auszehrig. Des ward der König sehr betrübt und sandte aus nach allen den Weisen, die in seinem Lande waren, und fragte sie um Rath über seine Gebreste. Deren konnte ihm aber keiner rathen, da hub die Kaiserin selber an und sprach: Ihr habt in der Stadt sieben Meister, nach denen schicket, und so die kommen, so laßt Euch rathen. Des ward der König froh und schickte nach ihnen, und sie kamen. Da sprach sie: Herr, Ihr sollt wissen, daß die sieben Meister Ursache an Eurer Krankheit sind, und ich will Euch das also beweisen. Macht es so und schlaget Einem das Haupt ab, und sehet dann zu, was Euch darnach künftig geschieht. Darin folgte der König und ließ den einen zur Stunde enthaupten, und sobald das geschah, da ward ihm ein Tag weniger, so daß er alle Wochen einen Tag gesund ward. Wie das der König gewahr ward, da ließ er sie alle tödten, und sobald das geschehen war, da ward der König erlöst von aller Krankheit. Also achteten auch die sieben Meister nicht darauf, ob sie Euch um den Hals brächten, wenn sie nur den Sohn erhielten. Wie der

Kaiser das hörte, da befahl er, daß man den Sohn am Morgen zum Tode führen solle. Des erschraken Alle männiglich sehr, hielten aber doch so lange mit der Vollziehung seiner Befehle ein, bis der siebente Meister zu dem Kaiser kam. Der sprach: Herr, wenn dem so ist, daß Ihr der Rede Eueres Weibes folgt und ihr glaubt, so wisset, daß Ihr von ihr betrogen werdet, also wie es einem Ritter geschah, der seinem Weibe auch gar wohl trauete, und will ich Euch sagen, wie das geschah.



Honorius herrschte einst gar gewaltig in Rom, in dessen Reiche war ein Ritter, der ritt eines Tages von einer Stadt zur andern, und kam von ohngefähr zu einem Dorfe, das ganz in Feuer stand. Nun sah er in einem Hause eine Natter, die that gar wehmüthig und kläglich, weil sie ringsum vom Feuer umgeben war. Darüber erbarmte sich der Ritter und befahl seinem Knechte, daß er der Natter heraushelfen solle. Der aber redete ihm ab und wollte es nicht thun. Da nahm der Ritter den Spieß seines Buben, hob sie damit aus dem Feuer heraus und zog sodann seine Straße. Nun war der Ritter aber müde, darum hielt er auf einem Anger an bei einem kühlen Brünnlein, und ruhete da. Und als sie eine kleine Weile da niedergesessen hatten, da sahen sie die Natter, welcher der Ritter aus dem Feuer geholfen hatte, die schnell auf ihn los fuhr. Wie sie aber die Diener daran hindern wollten, verbot es ihnen der Ritter, und als sie zu ihm kam, lief sie ihm an den Mund hinan und legte ihm eine Wurzel hinein. Sobald aber das geschehen war, da däuchte es ihm, wie wenn Jemand zu ihm spräche: schlinge das hinunter, aber sage es Niemandem. Als er aber solches verstanden hatte, da schlang er sie hinunter, und somit ging die Natter wieder ihres Weges. Darnach besann sich aber

der Ritter nicht lange, sondern ritt heim zu seinem Hause. Nun begab es sich aber einstmals, daß er zu seinem Vergnügen des Abends in einem Baumgarten speisete, und seine Frau mit ihm, da hörte er auf einmal ein großes Geschrei von Sperlingen, die einen Streit in einem Baume ausmachten und sich einen Richter gesetzt hatten. Einer aber von ihnen klagte, wie sie mit andern Sperlingen in eine Scheune gekommen wären, darin hätten sie ausgedroschenen Hirsen gefunden, den hätten sie alle gegessen, das hätten ihm andere nicht gegönnt, wiewohl sie den Hirsen nicht gesäet hätten, und ihm darum ein Auge ausgebissen. Und da die andern vernommen hatten, daß dem Sperlinge Unrecht geschehen war, da machten sich alle über ihn her und bissen ihn, daß er todt vom Baume fiel. Das verstand aber der Ritter durch die Kraft der Wurzel Alles ganz wohl, und wie er dem Streite also fleißiglich zuhörte, das nahm die Frau Wunder und sie begehrte, daß er ihr sage, was die Sperlinge meinten, seit er ihnen so fleißig zuhöre. Darauf antwortete der Ritter und sprach: ich habe nur dem Sperlinge zugesehen, der jetzt von den andern zerbissen worden ist, aber was sie damit meinen, das ist mir unbekannt. Indessen ließ die Frau nicht ab mit Bitten und bat noch emsiger, als zuvor, und als sie sah, daß ihr der Ritter die Wahrheit nicht bekennen wollte, da verschwur sie Essen und Trinken bis auf den Tag, da er ihr die Wahrheit sagen würde, machte sich kurz darauf krank und ließ sich beichten und absolviren. Darüber ward der Ritter gar betrübt. Nun kam es aber eines Tages, daß er also traurig in seinem Hofe herumging, da hörte er einen Hahn, der sprach zu dem andern: ich meinte, wir hätten einen Herrn, nun sehe ich aber wohl, daß wir keinen haben, denn mein Herr läßt sich von seiner Frau nach Herzenslust über den Löffel barbiren. Die soll nun gar krank seyn, aber ihre Krankheit werde ich täglich wohl inne, wenn ich jeden Tag zwei

meiner Weiber weniger habe, und ist es der Fall, daß sie die Krankheit nunmehr noch acht Tage hat, so bleibt mir kein Weib mehr im Hofe. Wäre aber mein Herr ein richtiger Mann, so nähme er zwei starke Knüttel, und schlüge sie an ihr entzwei, ich wollte wetten, sie würde gesund. Das verstand der Ritter Alles gar wohl und dachte bei sich: sicherlich will ich Euch folgen, und damit ritt er hinaus ins Feld. Und wie er in den Wald kam, da schnitt er sich zwei starke Knüttel ab, und kam damit des Abends heim und ging zu seiner Frau und bat sie, daß sie aufstünde und mit ihm äße. Das schlug sie ihm aber ab und sagte zorniglich, sie wolle nicht essen. Darüber ward der Ritter erzürnt und schlug sie ohne Erbarmen so lange, bis er die Knüttel an ihr zerbrochen hatte, sie aber wollte doch noch nicht mit ihm essen. Und wie der Hahn das Geschrei hörte, da kam er geflogen und schaute zu, und als er sah, daß sein Herr beide Knüttel zerschlagen hatte, da schrie er: stich sie mit den Stümpfen. Wie das der Ritter vernahm, folgte er ihm und stach sie, daß das Blut herausrann, und wie die Frau des Ritters Ernst ersah, da stand sie auf und aß mit ihm. Also ward der Ritter von dem Hahne gewarnet: darum sehet Euch vor, daß Ihr von Eurer Frau nicht auch betrogen werdet. Wie das der Kaiser vernahm, da ward er seinem Sohne wiederum etwas gnädiger, und als er des Abends zu seiner Frau kam, da fand er sie zornig, weil er den Tod seines Sohnes widerrufst hatte, und sie sprach: es wird Euch also geschehen, wie es einem Ritter ging, der von seinem Sohne getödtet ward, und das geschah also:

Von einem frommen Ritter.



Vor Zeiten war gar ein frommer Ritter, der hatte einen Sohn, der ihm gar lieb war. Aber der Sohn suchte

auf allen Wegen seines Vaters Tod herbeizuführen. Nun begab es sich aber, daß dem Ritter eines Nachts träumte, wie er in einem Brunnen großes Gut finden sollte. Des war der Ritter froh und machte sich des Morgens früh auf und nahm seinen Sohn mit sich und sagte ihm seinen Traum, und sie gingen also zu dem Brunnen. Wie nun der Ritter dahin kam, da stieg er in den Brunnen und fand darinnen einen unermeßlich großen Schatz. Nun dachte aber der Sohn bei sich darüber nach, wie er es machen müsse, daß ihm das ganze Gut allein verbleibe, faßte einen Entschluß, nahm einen großen Stein und warf ihn auf seinen Vater. Damit tödtete er denselben in dem Brunnen, und bemächtigte sich des ganzen Gutes. Also möchte es Euch von Euerem Sohne auch geschehen, so Ihr ihm nicht zuvorkommt. Als das der Kaiser hörte, befahl er, daß man den Sohn am Morgen früh zum Tode führe. Darüber erschraken Alle männiglich, jedoch ward damit so lange gezögert, bis daß der siebente Meister zum Kaiser kam. Der sprach aber zu ihm: wollt Ihr noch immer der Rede Eures Weibes glauben, die mehr Eueren Schaden sucht, als Euer Frommen und Nutzen, von der Ihr wohl möget betrogen werden, wie ein Ritter, der sein Weib mit gen Preußen führte. Wenn Ihr aber hören wollt, wie das geschah, so widerruft den Tod Eueres Sohnes bis auf morgen. Das that auch der Kaiser, und darob freuete man sich männiglich und führte den Sohn wieder in den Kerker. Da sagte der Meister also:

Von Gordianus dem Kaiser.



Einst herrschte zu Rom der gewaltige Gordianus, in dessen Reiche war aber ein edler Ritter, der nahm ein schönes Weib, die ihm gar lieb war, und lebten sie also

etliche Zeit fröhlich mit einander. Nun kam es aber dem Ritter in den Sinn, daß er nach Preußen reiten wollte, und er sagte das seinem Weibe. Die ward davon sehr betrübt, und da sie seinen Ernst vernahm, da begehrte sie mit fleißigen Bitten, daß er sie mit sich reiten ließe, und trieb das so lange, bis der Ritter überredet ward, daß er ihr das gestattete. Da schickte sich die Frau in allen Sachen dazu an und ward fertig mit ihrem Manne. Als sie aber dahin kamen, da wurden sie von Allen männiglich für zwei Ritter gehalten, und als sie nun zur Schlacht auszogen, da kämpfte die Frau gar ritterlich neben dem Manne manchen Tag. Jedoch begab es sich zuletzt eines Tages, daß die Heiden die Oberhand gewannen und unter andern den Ritter samt seinem Weibe gefangen nahmen: die legten sie gar schwer in einem Thurme gefangen, darin sie lange Zeit mit großem Leide lagen. Wenn aber der Ritter klagte, zeigte sich die Frau weit fester. Nun kam es, daß des heidnischen Königs Geburtstag kam, den er alle Jahre mit großer Freude beging, und als der gekommen war, da befahl er, daß man alle Gefangenen los ließ und ins Bad führte. Wie das der Ritter inne ward, da erschrak er darüber dermaßen, um seiner Frauen Willen, und hätte sich das Bad gern erspart, auf daß man seinen Gesellen auch desselben überhoben hätte. Das wollte ihm aber der König nicht gewähren, und ließ sie ins Bad führen. Alsbald erkannte man, daß der eine Ritter ein Weib war und nicht ein Mann, und die Mähr kam auf der Stelle zum König. Der sandte gleich nach der Frau, die war aber ausnehmend schön, und fragte sie nach Allem, wie das gekommen war. Da sagte sie ihm Alles, und als der König das hörte, da dachte er täglich darüber nach, wie er den Ritter tödten möchte. Endlich kam er darauf hinaus, daß er den Ritter fangen und an eine Säule in seiner Kammer mit Riemen binden ließ, und legte sich

dann vor dessen Augen zu dem Weibe, also daß es der Ritter mit ansehen mußte. Nun hatte aber der König einen Topf mit Wein bei sich vor dem Bette stehen, und so es ihm gelüstete, trank er daraus und umarmte darnach die Frau. Das sah der Ritter Alles wohl. Nun ermahnte der Ritter die Frau, wie er merkte, daß der Heide schlief, bei ihrer Treue, sie solle ihn losmachen. Das schlug sie ihm aber zorniglich mit Worten ab, der Ritter aber nahm Alles gütlich hin. Nun begab es sich aber, daß Beide einschliefen, der Heide und die Frau, da sah der Ritter, wie sich eine giftige Spinne in den Topf hinabsenkte. Des freuete sich der Ritter sehr und merkte auf das, was da kommen sollte. Und gleich darauf, wie es Gott wollte, erwachte der Heide, griff nach dem Topfe und trank, und sobald er getrunken hatte, da platzte er und starb eines jämmerlichen Todes. Wie das die Frau ersah, da erzürnte sie sich gar sehr gegen den Ritter, als wenn er daran Schuld sey, stand vom Bette auf und nahm des Heiden Schwert, und machte sich damit über den Ritter und verwundete ihn gar sehr. Nun kam es aber von ohngefähr, daß sie einen Hieb auf die Riemen that, mit welchen der Ritter gebunden war, so daß der Ritter frei ward. Darüber freuete er sich gar sehr, aber die Frau erschrack, daß sie nicht wußte, was sie beginnen sollte. Da beruhigte sie der Ritter also, daß sie mit ihm von dannen ziehen durfte. Das that die Frau, und damit kehrte der Ritter tugendsam nach Hause zurück und kam ohne alles Leid aus dem Lande und fuhr heim. Wie aber seine Freunde seine Ankunft vernahmen, wurden sie dessen über die Maßen froh und kamen ihm alle entgegen und empfingen ihn und fragten ihn, wie es ihm ergangen wäre. Und als sie alle an dem Tische saßen und aßen und sich seiner und seines Weibes freuten, da sagte er ihnen seine Gefahren auf seinem Abenteuer, gerade wie wenn es einem Andern geschehen wäre, und fragte sie

darüber, was eine solche wohl werth wäre, die also übel thue an ihrem Manne. Da redete ihrer Jeder auf seine Weise, welcher Strafe eine solche verfallen sey. Da sprach er: sehet, dieses Abenteuer ist mir widerfahren, deshalb richtet über sie, wie Ihr versteht, meinetwegen ist sie sicher. Da vereinigten sich aber seine Freunde dahin, daß sie sie in ein Gewölbe sperrten und ihr nichts zu essen gaben, bis daß sie Hungers darin starb. Darum bedenket Euch gar wohl, was Ihr thun wollt, damit Ihr Euch davor hütet, daß Ihr nicht auch von ihr betrogen werdet, da ich mich versehe, daß sie nichts Anderes im Sinne gehabt hat. Darum, daß Ihr mit der Sache zu einem Ende kommen möget, so schicket nach Euerem Sohne und höret seine Rede selbst, denn daß er bisher als stumm erfunden worden ist, das ist durch seine Weisheit geschehen, da er diese Sachen alle wohl durch seine Kunst gewußt hat, ehe er hierher kam. Wie das der Kaiser hörte, ward er sehr froh über diese Rede und sandte nach seinem Sohne und fragte ihn nach dieser Mähr, wie das gekommen sey, daß ihn seine Mutter solcher Sachen geziehen habe. Da hub er an und erzählte von Anfang bis zu Ende, wie seine Mutter an ihm gehandelt und was sie von ihm begehrt hatte, gerade wie oben geschrieben steht. Wie das der Kaiser hörte, da ward er davon sehr erzürnt und befahl also in seinem Zorne, daß man sie zum Tode führe, und des waren Alle männiglich froh, aber die Frau ward um ihrer Untreue Willen getödtet und die sieben Meister um ihrer Weisheit Willen gar sehr gelobt.

Vierzehnte Erzählung.

† (19).

Von einem Opfer und von Alexander dem König.

Valerius erzählt uns im dritten Buche, daß, als der große König Alexander an einem Altare opferte, ein edles

Kind dabei war, und da man das Rauchfaß mit glühenden Kohlen herum trug, da fiel eine glühende Kohle dem Knaben auf den Arm, und wie auch Feuer und Kohle brannte, das Kind zuckte von der Hitze nicht mit seinem Arme, sondern hielt ihn still, auf daß das Opfer nicht gestört würde. Aber Alexander wollte das Kind mit noch mehr Hitze versuchen, und hieß es mehr brennen, allein das Kind blieb standhaft und fest.

Funfzehnte Erzählung.

† (21).

Von einem Bilde und einem Apfel und der Welt Reich.

Es sagt uns ein Meister von der Natur, Alexander geheißen, daß Virgilius in der Stadt Rom einen edlen und schönen Palast gebaut hatte, in der Mitte desselben aber stand ein Bild, das hieß der Römer Göttin, und hatte einen goldenen Apfel in der Hand. In dem Umgange aber inwendig im Palaste stand das Bild eines Abgottes eines jeglichen Landes, das dem römischen Reiche unterthänig war, und ein jegliches Bild hatte eine Glocke in der Hand, die war von Holz, oder eine Tafel. Wenn nun aber eines der Reiche, deren Abgott zu Rom war, sich wider die Römer setzen wollte, alsbald läutete desselbigen Landes Abgott an der Tafel und kehrte dem Abgotte der Römer den Rücken zu. Darnach kam dann noch ein Ritter auf einem ehernen Rosse oben auf der Höhe des Palastes, der der Tempel der Römer war, und schüttelte einen Speer und lugte nach dem Reiche oder Lande des Abgottes, der sich beweget hatte. Dabei erkannten die Römer, daß dasselbe Land wider sie sey und die Leute in Untreue wider sie dächten, und machten sich dann auf mit

einem starken Heere und verwüsteten das ganze Land und brachten es unter sich.

Sechzehnte Erzählung.

† (26).

Von einem Förster und von seinem Sohn, den ein Kaiser tödten wollte.

Es war einmal ein König, der hieß Hannibal, der ein gewaltiges Reich, aber nur eine Tochter hatte, die ihm gar lieb war. Da geschah es, daß er mit seinen Rittern und seinem Gesinde auf eine Jagd ritt, und es entstand ein großer Nebel in einem finstern Walde, der schied den König von seinem Gesinde, weil er einem Hirsche nachsetzte, und wie der König zu dem Hirsche kam, da fand er weder diesen noch sein Gesinde, denn sie suchten ihren Herrn in einem Theile des Waldes, und er sie im andern. Wie er nun also allein in der Irre war, da nahm die Nacht zu, und dieweil er also herumritt und nicht wußte, wohin er sich wenden sollte, da sahe er ein Licht in der Ferne, spornte sein Roß darauf zu, und kam an ein Häuslein in dem Walde, klopfte an und bat um Gottes Willen um eine Herberge. Es war aber die Nacht gar finster, und der Hausherr, ein Förster, kannte den Herrn nicht und fragte, wer er wäre und wo er hin wolle, und warum er so spät im Walde herumreite. Da antwortete ihm sein Gebieter: ich bin ein einzelner Mann und bin durch Zufall in diesem Walde irre gegangen, darum bitte ich Dich, daß Du mich heute beherbergest. Da antwortete der Förster und sprach zu ihm: gehet in Gottes Namen herein, was ich habe, theile ich gern mit Euch. Da ging der Herr hinein und der Wirth empfing von ihm sein Roß und stellte es in einen Stall und deckte den Tisch und

setzte ihm auf, daß er genug hatte. Unter andern Reden fragte jener aber den Förster, wer der Herr des Waldes wäre. Da antwortete er ihm: mein Herr, der König, ich aber bin sein Diener und hüte seinen Wald, und das ist meine Hausfrau, die kommt schier nieder. Da nun nach dem Essen Schlafenszeit war, da bettete er den König in eine Kammer, und im ersten Schlafe hörte der König eine Stimme, die sprach dreimal: nimm hin. Von der Stimme schrak aber der König aus dem Schlafe auf und sprach: was ist das, daß ich höre: nimm hin, und habe doch nichts empfangen. Da entschlief der König zum andern Male, und es kam eine Stimme und sprach dreimal: gieb wieder. Er erschrak aber und sprach: was ist das? zum Ersten hörte ich: nimm hin, und bekam doch nichts, und nun höre ich: gieb wieder, ob ich gleich nichts empfangen habe. Und er entschlief zum dritten Male, und derweile bekam die Försterin gar ein schönes Kind, ein Knäblein. Zum dritten Male drang aber eine Stimme zu ihm und sprach dreimal: fliehe, in dieser Nacht ist ein König geboren worden, der nach Dir regieren wird. Wie das der König hörte, da schüttelte ein Grausen alle seine Glieder, und er sprach zu sich: was ist das, daß ich höre: fliehe? Wo soll ich hinfliehen oder warum? Und da er also bei sich dachte, da hörte er die Stimme des neugebornen Kindes und merkte, daß es ein männliches Kind war, und dachte bei sich nach und sprach: ich glaube nicht, daß das Kind nach mir regieren wird, und so lange ich lebe, will ich schon Einhalt thun, daß dem nicht so geschieht. Wie nun der Morgen kam, da setzte er sich auf sein Roß und rufte den Förster zu sich und sprach: Lieber, ich muß Dir sagen, daß ich der Kaiser Dein Herr bin. Wie das der Förster vernahm, da erschrak er sehr, so daß er zur Erde nieder fiel, und bat ihn um Gnade, daß er ihm vergäbe, so er ihn in der Nacht beleidigt hätte. Da sprach der Kaiser:

fürchte Dich nicht, ich danke Dir, daß Du mir in der Noth durch eine Herberge zu Hilfe gekommen bist, sondern sage mir vielmehr, ob Deine Hausfrau heute Nacht ein Kind bekommen hat. Da antwortete der ihm und sprach: Herr, wohl hat sie ein männliches Kindlein zur Welt gebracht. Und der König sagte zu ihm: zeige mir das Kindlein, und als jener ihm das Kind gezeigt hatte, da sah der König das Kind gar fleißig an und erblickte an seiner Stirn ein Zeichen, das er sich wohl merkte, und sprach zu dem Förster: das Kind will ich mir aufziehen und zum Sohne annehmen, nach fünf Wochen werde ich nach ihm senden. Da sprach der Förster: Herr, ich bin des nicht würdig, daß Ihr mein Kind erziehet, allein Gott vergelte es Euch, daß Ihr Euch also demüthiget. Also kam des Königs Gesinde und begleitete ihn in seinen Palast. Nach einem Monate aber rufte der König drei seiner geheimsten Diener herbei und sprach: bei dem Eide, den Ihr mir geschworen habt, reitet hin zu dem Förster im Walde, wo ich einst auf der Jagd übernachtet, und bringt mir das Kindlein, dessen seine Frau in der Nacht, da ich da war. genaß, und wenn Ihr das Kind dann fest habt, so tödtet es still und heimlich, daß solches Niemand gewahr werde, und bringt mir sein Herz her und unterlasset das nicht bei Euerem Leben. Da sprachen die Diener: Herr, Euer Wille soll erfüllt werden. Und alsbald ritten sie zu dem Förster in den Wald und baten ihn um das Kindlein, sie wollten es dem Kaiser bringen, auf daß es allda erzogen werde. Der Förster aber that wie ein einfältiger und unschuldiger Mann, und überantwortete ihnen sein Kindlein. Sie ritten aber darnach durch den Wald und redeten also zusammen: hier ist eine passende Stelle, das Kind nach des Kaisers Gebot zu tödten. Alsbald setzten sie das Kind auf die Erde und sahen es ernstiglich an, und es sprach einer zum andern: o weh, was für eine Sünde wäre es, das Kind zu tödten, welches

also schön und unschuldig ist. Und sie sprachen alsdann alle zusammen, daß es große Sünde sey: also wollen wir uns wohl bedenken, wie wir das Kind am Leben erhalten und es bei dem Kaiser verantworten mögen, daß wir recht gethan haben. Da antwortete ihrer einer und sprach: liebe Gesellen, hier im Walde sind viel junge Schweinlein, von denen tödten wir eins und bringen sein Herz dem Kaiser, und wir sprechen, das sey des Kindes Herz. und also werden wir verschont und auch das Kind stirbt unserwegen nicht. Da sprachen die andern Gesellen: der Rath gefällt uns gar wohl; laßt uns aber einander schwören, daß Keiner solches verrathe. Das geschah also, und hierauf legten sie das Kind in einen hohlen Baum und das Ferkelherz brachten sie dem Kaiser. Der nahm aber das Herz und warf es ins Feuer und sprach: gebt Acht, ob der nach mir regieren wird, sehet zu, was ihn nun vorwärts bringen und wozu ihm sein Traum frommen mag. Am andern Tage aber, da das Kind in den Baum gelegt worden war, da ritt ein Graf, Namens Leupold, auf der Jagd in diesen Wald, in welchem das Kind war, und ein Hirsch sprang auf und lief gerade nach dem Baume zu, in welchem das Kind lag, und es folgten ihm viele Hunde nach. Wie die aber das Winseln des Kindes in dem Baume hörten, da standen sie und bellten den Baum an, und kümmerten sich weiter nicht mehr um den Hirsch. Wie das der Graf Leupold sah, so wunderte ihn das und er ritt mit den Seinigen zu dem Baume, und sie lauschten dem Klagen des Kindes und sie sahen es eingewickelt in ein Tüchlein, und er sprach zu einem seiner Diener: machet schnell und bringt mir das Kind. Der Graf aber nahm das Kind in seinen Schooß und brachte es mit nach Hause. Es hatte aber der Graf kein Kind von seiner Frau, und sprach also zu ihr: liebe Frau, wir wollen zu unsern Leuten sprechen, daß das Kind unser sey, ich hoffe, wir

werden Freude daran erleben. Da antwortete sie: Herr, das gefällt mir gar wohl. In wenig Tagen war aber der Ruf in allen ihren Landen erschollen, die Gräfin habe ein Kind bekommen: des freueten sich gar manche der Ihrigen. Das Kind aber wuchs heran und Alle hatten es lieb, als es aber sieben Jahre vollendet hatte, da ward es bis zum zwanzigsten Jahre in die Schule geschickt. Darnach hieß der obgenannte Kaiser einen Hof zusammenrufen, und es wurde dazu geladen edel und unedel, reich und arm; dahin kam auch der Graf Leupold, und dem diente der Knabe wie sein eigner. Nun sah aber der Kaiser den Knaben gar scharf und fleißig an und erblickte an ihm das Zeichen an der Stirn, das er sich in dem Hause gemerket hatte, wo er geboren war, und erkannte das Zeichen gar wohl. Er sprach aber nach Tische also zum Grafen: lieber Graf Leupold, wessen Sohn ist der Jüngling, der vor uns da aufwartet? Da antwortete ihm der Graf: Herr, es ist mein Sohn, den mir mein Weib geboren hat. Der Kaiser aber sprach wiederum: saget mir bei Euerem Eid die Wahrheit, und der Graf sagte: wollet Ihr einmal daran zweifeln, ich weiß selbst nicht, wessen Sohn er ist. Der Kaiser aber sprach: wie ist er zu Dir gekommen, oder von wem? Da antwortete ihm der Herzog: Herr, es sind nun zwanzig Jahre, daß ich im Walde jagte und zufällig in einem Baume ein Kind fand, das in Tücher gewickelt war. Der Kaiser aber hörte die Rede mit an und rufte heimlich diejenigen zu sich, welche er zu dem Förster nach dem Kinde gesendet hatte, und sprach: Ihr Lieben, gedenkt Ihr noch der Zeit, da ich Euch hin zu dem Förster in den Wald nach seinem Sohne sandte. Nun saget mir die Wahrheit bei Euerem Leben: wie erging es Euch mit dem Kinde? Da antworteten sie und sprachen: Herr, wir übten Barmherzigkeit mit dem Kinde, dieweil wir uns der Sünde fürchteten, und tödteten an seiner Statt ein kleines Schwein,

deren viele da waren, und brachten Euch sein Herz, und das Kind legten wir in den hohlen Baum. Da sprach der Kaiser: das ist der, welcher nach mir Kaiser werden und regieren soll. Aber wohl vermag ich mich dem entgegen zu stellen und ihn zum Tode zu bringen. Er sprach aber zu dem Grafen: das Kind soll bei uns am Hofe bleiben. Der Kaiser aber dachte von Tag zu Tag darüber nach, wie er das Kind zu Tode brächte und es vertilgte. Nun war aber die Kaiserin mit ihrer Tochter in einem andern Lande fern von dem Kaiser, der rufte also den Jüngling zu sich und sprach: mein Sohn, Du mußt zur Kaiserin reiten und ihr einen Brief von mir bringen, denn ich habe lange Zeit von ihr und meiner Tochter nichts gehört. Der Jüngling sprach: Herr, ich bin bereit Euer Gebot zu erfüllen. Und alsbald rufte jener seiner Schreiber einen und befahl ihm folgenden Brief zu schreiben: Frau, sobald Ihr diesen Brief erblickt und ihn leset, bei Euerem Leben, unterlasset dann nicht, was Ihr jetzo vernehmet, sondern vertilgt alsbald den Boten, der Euch diesen Brief übergiebt, mit einem bösen Tode, verschiebt es aber nicht bis auf den dritten Tag, sondern erfüllt mein Gebot, denn so Ihr das nicht thut, so müßt Ihr für ihn sterben. Er versiegelte hierauf den Brief mit seinem besonderen Insiegel und überantwortete den Brief dem Jünglinge, auf daß er sich auf den Weg mache. Der Jüngling übernahm die Botschaft gar fleißiglich und begab sich auf den Weg. Er ritt aber schon drei Tage lang, und am dritten Tage kam er zu einem Ritter fast müde von dem weiten Wege. Der Ritter aber nahm den Jüngling gut auf, weil er des Kaisers Bote und ein schöner wohlgestalteter Knabe war, und gab ihm zu essen und zu trinken, und nach dem Essen hieß er ihn ausruhen und schlafen gehen, weil er wohl sah, daß er müde war. Der Jüngling aber ward in ein Schlafgemach geführt, legte sich nieder und entschlief alsbald vor

Müdigkeit. Der Ritter wollte nun sehen, wie er gebettet sey, und er erblickte die Brieftasche und nahm den Brief heraus und las die Aufschrift und sah, daß er mit des Kaisers Insiegel versiegelt und an die Kaiserin gerichtet war. Da begann er nachzudenken und zu überlegen, ob er den Brief aufbräche und sähe, was in dem Briefe geschrieben stände. Der Ritter aber brach den Brief geschickt auf, weil das Insiegel dick aufgedrückt war, und las darin und fand, daß es auf den Tod des Jünglings abgesehen war, und daß man ihn tödten solle, sobald man den Brief sähe und gelesen habe; des war der Ritter sehr betrübt, daß der Knabe seinen Tod in dem Briefe mit sich führe, und dachte bei sich, was das für eine große Sünde wäre, daß man einen so jungen und wohlgezogenen Knaben also in den Tod sende. Indessen das geschieht nicht wider Gottes Willen, und er hieß alsbald einen andern Brief schreiben, dergestalt: liebe Frau und meine Kaiserin Ich befehle Dir bei Todesstrafe, daß Du den Boten, der Dir diesen Brief giebt, mit Freuden aufnimmst und unsere eingeborne liebe Tochter ihm binnen drei Tagen zu seiner Hausfrau giebst, alle Edelleute und Ritter und Knechte zur Hochzeit ladest und sie herrlich und löblich begehest, so gut Du kannst; thuest Du aber das nicht, so lasse ich Dich eines bittern Todes sterben. Hierauf schloß der Ritter den Brief und hing das nehmliche Siegel wieder an ihn, so daß man es nicht merken konnte, und steckte ihn wieder in die Brieftasche. Hierauf weckte er den Jüngling, und es blieb der Knabe über Nacht bei dem Ritter. Wie aber der Morgen kam, segnete er den Ritter, nahm Urlaub und ritt seines Weges. Als er aber zur Kaiserin kam, da ward er schön und wohl empfangen und grüßte sie vom Kaiser und überantwortete ihr den Brief. Als aber die Frau den Brief gelesen hatte, und ihn begriffen, da küßte sie den Boten und sprach zu ihm: sey willkommen

mein liebes Kind, ich will meines lieben Herrn Gebot gern erfüllen. Alsbald ließ sie alle ihre Leute zu sich laden, Edelleute und Bürger, die in ihrem Lande waren, sie sollten alle an diesem Tage zur Kaiserin zur Hochzeit ihrer Tochter und ihres Eidams kommen. Alle aber, die das hörten, kamen an dem Tage zur Kaiserin, und zwischen der Jungfrau und dem Jünglinge ward eine große eheliche Heirath angestellt und begangen. Nach der Hochzeit wurden aber den jungen Brautleuten große Gaben und Kleinodieen verehrt, und damit fuhren sie alle wieder heim. Der Jüngling aber blieb bei seiner Frau und bei der Kaiserin, und es kam darnach der Kaiser schier zu der Kaiserin und hörte schon vorher, wie schön seine Frau die Hochzeit ausgerichtet hätte. Das that ihm aber sehr leid und er wunderte sich darüber, und als die Kaiserin vernahm, daß ihr Herr, der Kaiser, in der Nähe sey, da sprach sie zu ihrem Eidam: mein Sohn, Du mußt Deinem Herrn, dem Kaiser, und Deinem Schwiegervater entgegen reiten. Da antwortete der und sprach: Frau, ich bin bereit zu thun, was Ihr mir gebietet. Und sie ritten mit einander, und da sie dem Kaiser begegneten, da empfing die Frau ihren Herrn, und der Herr küßte die Frau und umpfing sie, als er aber den Knaben erblickte, da erschrack er gar sehr und ward betrübt und sprach zu der Frau: Ihr seyd ein Kind des Todes. Da antwortete sie und sprach: Herr, ich bitte um Euere Gnade, was habe ich wider Euch gethan, oder wie habe ich den Tod verdient? Da antwortete der Kaiser: Frau, ich habe Dir bei Todesstrafe verboten und befohlen in meinem Briefe, daß Du den Jüngling binnen drei Tagen, daß Du den Brief gesehen, tödten sollest. Warum bist Du meinem Briefe und Gebote nicht gehorsam gewesen? Da antwortete die Frau: Herr, ich habe den Brief noch, den Ihr mir gesendet habt: nach dem habe ich gethan und anders nicht,

da er besagt, daß ich bei Deiner Huld und bei meinem Leben dem Jünglinge unsere Tochter geben solle. Ist das schon geschehen? sprach der Kaiser; die Frau antwortete: ja Herr, sie schlafen alle Nächte bei einander. Da sprach der Kaiser: Frau, jetzt zeige mir den Brief, den ich Dir gesandt habe, und wie der Kaiser den Brief gelesen hatte und sein Insiegel daran sah, sprach er: o eine wie große Thorheit ist es von uns, wenn wir etwas anders ordnen wollen, denn es Gott beschlossen hat: es geschieht doch. Und alsogleich küßte er den Jüngling aus Liebe und nahm ihn zu seinem Sohne an, der Jüngling aber ward nach dem Tode seines Schwiegervaters Kaiser und lebte löblich nach der Gerechtigkeit.

Siebzehnte Erzählung.

† (50)

Von einem Kinde, einem Hirten und einem Wolfe.

Es herrschte einst ein Kaiser zu Rom, der hieß Lucius, der setzte ein Gesetz ein, daß wer ein Kind für Geld oder Lohn aufzöge, wenn dann das Kind in seiner Gewalt zu Schaden käme, der solle dafür sein Leben verlieren. Nun geschah es, daß die Kaiserin ein Kind gebar; das vernahm ein Ritter, der bat die Kaiserin gar fleißig, daß sie ihm vergönnte das Kind zu erziehen. Da sprach die Kaiserin zu ihm: ich empfehle Dir das Kind, allein Du mußt Dich wohl hüten, denn wird das Kind bei Dir beschädigt, so verlierst Du Dein Leben. Da sprach er zu der Frau: so ist es mir recht. Der Ritter aber nahm das Kind und führte es mit sich und überantwortete es seiner Frau zum Aufziehen, und die Frau nahm sich des Kindes an und zog es mit aller Zärtlichkeit auf, und das Kind ward Allen

männiglich lieb und genehm. Nun geschah es zu einer Zeit, daß ein Jahrmarkt war und die Frau mit ihrem Herrn auf den Jahrmarkt ritt, und sie ließen das Kind daheim in der Wiege liegen und empfahlen es dem Hausgesinde. Wie nun der Herr und die Frau aus dem Hause waren, da gingen die Dirnen und das andere Gesinde auch aus dem Hause und vergaßen des Kindes in der Wiege und ließen es ohne Obhut in dem Hause bei offener Thüre. Nun war aber bei dem Dorfe ein böser Wolf, der demselben schon vielen Schaden gethan hatte: wie der sah, daß Niemand da war und die Thür offen stand, da ging er hinein und zog das Kindlein aus der Wiege und eilte mit ihm dahin in den Wald. Das ersah ein Hirt, der da in der Nähe auf dem Felde hielt, der eilte dem Wolfe nach und stieg auf einen Baum und schaute dem Wolfe nach, wo er hinlief. Dann aber stieß er in sein Horn, da kamen Leute und eilten ihm nach, einige zu Fuß und etliche zu Pferde, und wie der Wolf die Verfolgung sah und merkte, und auch das Laden der Läufe und das Bellen der Hunde hörte, da fürchtete er sich sehr und ließ das Kindlein fallen, und wie die Leute das Kindlein fanden, waren sie des gar froh, doch am meisten der Ritter und die Frau, allein das Kindlein war doch an der Stirne beschädigt, so daß es blutete. Nachdem aber ward es ganz und gar wieder heil. Nun geschah es aber, daß der Kaiser nach seinem jungen Sohne sandte, den er gern sehen wollte, und der Ritter bereitete sich nach des Kaisers Gebot und machte sich auf zu ihm, fürchtete sich aber sehr und nahm das Kindlein mit sich. Wie aber der Kaiser das Kindlein erblickte, da sah er eine Narbe an des Kindes Stirn, und er sprach zu dem Ritter: mein Lieber, was ist das, das ich an des Kindes Stirn sehe. Da antwortete er: Herr, es begab sich einmal, daß ich mit meiner Frau auf den Markt ritt und das Kind meinem Hausgesinde befahl,

und also sagte er Alles zusammen dem Kaiser, wie es verwahrloset worden wäre und es ein Wolf fortgeschleppt hätte, und wie es von den Leuten wäre erlöset worden, die der Hirt mit seinem Blasen aufgebracht hätte, und davon rühre der Schaden her. Da sprach der Kaiser: Dir empfahl ich mein Kind und nicht Deinem Hausgesinde, darum hast Du wider mein Gebot gethan. Der antwortete aber: Herr, ich sehe ein, daß ich wider Euer Gebot gethan habe, und darum bitte ich Euch um Gnade. Da antwortete der Kaiser: weil Du denn bekennst, daß Du wider mein Gebot gethan, und um Gnade bittest, darum so vergebe ich Dir, besleißige Dich aber fürder solches zu vermeiden. Das verhieß ihm der Ritter und that auch also, der Kaiser aber bewirthete ihn auch darnach wohl und brachte ihn zu hohen Würden und Ehren.

Achtzehnte Erzählung.

† (53)

Von einem schwarzen Rosse.

Es war einst ein Mann zu Rom gewaltig, der hieß Antiochus, und es war in denselbigen Zeiten auch ein Ritter, der Leontius hieß. Derselbige Ritter hatte aber ein kleines Gütchen nahe bei der Besitzung des vorhin genannten Römers, welches sein Gebieter gern gehabt hätte. Nun dachte der immer darüber nach, wie er dem Ritter sein Land abgewänne und Herr desselben würde, und rufte den Ritter zu sich und sprach mit ihm und sagte: gehe hin, verschaffe mir ein schwarzes Roß, einen schwarzen Hund, einen schwarzen Falken und ein schwarzes Jagdhorn, also daß ich heute über acht Tage Alles in meinen Händen habe, thust Du das nicht, so hast Du Dein Land verloren. Wie das der Ritter vernahm, da ward er gar traurig,

denn er wußte nicht, wo er das hernehmen sollte, und kam heim zu seiner Hausfrau, die unsere liebe Frau gar lieb hatte. Die sprach zu ihm: gehe hin zu dem ersten besten Priester und beichte, und wenn Du selbiges gethan hast, dann bleib bei einer Messe, und Gott wird Dir seine Hilfe verleihen. Der Ritter aber beichtete Alles lauter und rein, und damit ritt er durch einen Wald traurig hin und her, zuletzt kam er aber an einen Graben, an dem sahe er einen Mann sitzen, der einen Stab in der Hand hielt. Derselbige alte Mann aber sprach zu ihm: mein Lieber, von wannen kommst Du, oder wo willst Du hin? Da antwortete er: Herr, ich komme aus der Kirche und wo ich hin will, das weiß ich gar nicht. Da sprach der alte Mann zu ihm: nimm diesen Stab und folge diesem Wege hier, kehre Dich aber weder zur rechten noch zur linken Seite, da wirst Du von ferne eine Feste erblicken, die gar schwarz aussieht, und wenn Du dahin kommst, so gebiete den Leuten daselbst von meiner Seite, daß man Dir gebe was Du bittest, und sprich also: der des Stabes Herr ist, der gebeut, daß man mir gebe ein schwarzes Roß, einen schwarzen Hund, einen schwarzen Falken und ein schwarzes Jagdhorn, und wenn Du das Alles hast, so gehe nicht hinauf, wenn sie Dich auch hinauf laden, und blase auch nicht auf dem Horne, lasse auch den Hund nicht laufen, noch den Falken fliegen, sondern bringe es Alles zusammen Deinem Herrn und überantworte mir meinen Stab wieder, wenn ich Dich darum bitte. Der Ritter aber nahm den Stab und ging drei Tage lang, am dritten Tage sah er aber eine schwarze Burg in der Ferne. Wie er aber in die Nähe derselben kam, da begegneten ihm vier Wappner, wohl gewaffnet und sprachen zu ihm: Herr, wohl bekomme es Dir, gehe in die Veste hinauf und lasse Dir eine Mahlzeit gefallen. Der aber antwortete: mit nichten, ich komme nicht in das Haus, allein der Herr dieses Stabes gebeut, daß Ihr mir

ein schwarzes Roß, einen schwarzen Hund, einen schwarzen Falken und ein schwarzes Jagdhorn gebet. Da antworteten sie: wir müssen dem Herrn unterthänig seyn, und sie gaben ihm allsogleich das, was er gebeten hatte, und sprachen zu dem Ritter: es wird Dir gut seyn, wenn Du Dich auf das Roß setzest und in das Horn stößest. Da antwortete der Ritter: das thue ich nicht. Hierauf nahm er das Roß und den Hund an eine Hand, den Falken an die andere, das Horn aber um den Hals und kam also zu dem alten Manne gegangen und gab ihm seinen Stab wieder und dankte ihm, der alte Mann aber verschwand aus seinen Augen. Nachdem ging aber der Ritter zu dem König und gab ihm das Alles zusammen, was er von dem Ritter gefordert hatte. Wie aber der König hörte, daß der Ritter gekommen sey und ihm das Alles gebracht habe, da freuete er sich sehr, und da er also da saß, da hörte er die Hunde bellen, und er fragte, was das wäre. Da antworteten sie ihm und sprachen: Herr, es ist ein Hirsch, dem jagen die Hunde nach. Da sprach der König: führt mir mein schwarzes Roß her, daß ich mich darauf setze, und den schwarzen Hund und auch den schwarzen Falken setzet auf meinen Arm und das schwarze Horn hängt mir um den Hals. Wie er aber den Hirsch ersah, da bließ er in das Horn und sprengte mit dem Rosse davon und der Hund jagte ihm nach. Der Hirsch aber lief geraden Weges in die Hölle, der Hund mit samt seinem Herrn, der den Falken trug und das Horn am Halse hatte, die jagten dem Hirsche nach in die Hölle hinein, und darnach wurden sie nimmermehr gesehen ewiglich.

Neunzehnte Erzählung.

† (55)

Von einem Weibe, einem Drachen und einem Löwen zu den Zeiten Antonii.

Ein Kaiser hieß Antonius, derselbe regierte gewaltiglich. In dessen Reiche war ein Ritter, der wollte in eine Stadt reiten. Nun wiederfuhr es ihm, daß er sich verirrte in einer wilden Wüste, und es lag daselbst auf einer Seite ein fürchterlicher und gefährlicher Drache und auf der andern ein Löwe. Nun wollte sich aber der Ritter aus dieser Fahrniß und dieser Straße retten und seinen Weg wieder zurück reiten, da sah er ein großes breites Gewässer, gleich wie ein Meer, und er wußte nicht, wo er sich hinwenden sollte. Wie er aber also hin und her dachte, da sah er einen Engel stehen, der hatte in einer Hand ein bloßes Schwert, in der andern aber hielt er eine Krone und sprach: verschmähe und widerstehe, zertritt den Drachen, widerstehe dem Löwen und verschmähe das Meer, dann machst Du ein Ende dem Zorne des Thieres, der Treulosigkeit des Wurmes und dem Strome des Meeres, und das geschieht erbärmiglich.

Zwanzigste Erzählung.

† (67)

Von einer Stadt am Meere und unseres Herrn Marter.

Es war eine Stadt am Meere, die viel von giftigem Gethier zu leiden hatte: unter andern Thieren gab es aber da einen ungeheuren und ungeschlachten Drachen, der alle Tage

zur Stadt kam, und die Bürger der Stadt gaben ihm alle Tage ein Thier oder einen Fisch. Nun gingen sie aber zusammen zu Rath, wie sie einen Plan fänden, damit sie die Stadt möchten von dem Jammer freimachen, der in ihr war, und besonders von dem Drachen. Nun kam zuletzt ein Mann von fernen Landen, der ihnen einen Rath gab, sie sollten einen Löwen fangen und denselben an einen Baum hängen, und wenn die andern Thiere den Löwen sähen, dann flöhen sie und absonderlich der Drache. Nun fingen die Bürger zufällig einen Leuen und tödteten ihn, und als er todt war, da hefteten sie ihn mit eisernen Nägeln an einen hohen Baum, also daß man ihn allerwegen sah. Wie nun der Drache zur Stadt kam und den Löwen erblickte, alsbald entwich er von der Stadt und alle die andern giftigen Thiere folgten ihm nach, und also ward die Stadt erlöst.

Einundzwanzigste Erzählung.

† (100)

Von Octaviano und einem Thurme mit Bildern.

Octavianus regierte zu Rom gewaltig und reich, und war doch also zu begierig auf Gold und Silber, dessen er begehrte. Es war aber ein Meister zu Rom, der hieß Virgilius und war vollkommen in der schwarzen Kunst. Nun baten ihn die römischen Bürger, daß er etwas machte, damit sie ihre Feinde erkennten, auf daß sie sich vor ihnen bewahren möchten. Da baute er einen hohen Thurm und in der Höhe des Thurmes ringsum so viele Bilder, als Länder Rom unterthänig waren, in der Mitte des Thurmes aber machte er ein Bild, das hielt einen güldenen Apfel in der Hand, und ein jegliches Bild kehrte sein

Antlitz gegen das Land, da es hingehörte. Und wenn sich dann ein Land in seiner Gesinnung umkehrte, so daß es den Römern widerstrebte, dann läutete das Bild eine Glocke, und die andere läutete auch. Etliche sprachen, daß der Römer Gott Panteon seinen Rücken dem Bilde des Landes zugekehrt habe: wenn dann die Römer das sahen, dann versorgten sie sich mit Heeresmacht und bezwungen sie dann wieder. Also mochte sich denn kein Land vor den Römern verbergen der Bilder wegen, die da waren. Darnach machte Meister Virgilius noch um der armen Leute Willen zu ihrem Troste ein großes Feuer, das stets brannte, daß sie sich erwärmen konnten, und bei dem Feuer einen Springbrunnen, daß sie sich daran laben mochten oder neben dem Feuer baden. Daselbst machte er auch ein Bild, das allda stand, und an dessen Stirn stand geschrieben: wer mich schlägt, an dem nehme ich alsbald Rache. Das Bild stand aber lange da, zuletzt kam jedoch einer, der die Ueberschrift las: wer mich schlägt. Der dachte bei sich: was für eine Rache willst Du denn nehmen? Ich glaube, eher könnte ich Dir darum eine Maulschelle geben, daß ich unter Deinen Füßen einen großen Schatz fände. Und darum willst Du, daß Dich Niemand schlage, damit Du nicht fallest. Der ließ also nicht davon, sondern er schlug das Bild an den Hals, so daß es umfiel, und alsbald verschwand das Wasser und das Feuer erlosch und er fand nirgends einen Schatz. Die armen Leute wurden aber gar betrübt von dem Falle des Bildes und sprachen: verflucht sey der, welcher um seines Geizes Willen das Bild zerstört und uns unseres Trostes beraubt hat. Darnach kamen drei Könige, die den Römern viel Ungemach anthaten und sprachen unter sich selbst: wie mögen wir uns an den Römern rächen? allein wir mühen uns umsonst, denn so lange der Thurm da steht mit den Bildern, so lange schaffen wir nichts und mögen auch wider die Römer

nicht streiten. Da standen drei Ritter auf und sprachen: was giebt man uns, daß wir den Thurm mit seinen Bildern brechen? Da antworteten ihnen die drei Könige: vier Fässer voll Gold, und die Ritter sagten: es geschehe also. Die drei Ritter aber nahmen das Gut, vier Fässer voll Gold, und fuhren gen Rom, und an dem ersten Thore gruben sie auswendig eine große Grube und Tiefe und legten darein einen großen Schatz Goldes, bei dem andern Thore einen zweiten Schatz, und bei dem dritten auch noch einen kleinen. Als sie nun das in der Stille gethan hatten, gingen sie in die Stadt vor den Kaiser. Der kam ihnen aber entgegen und grüßte sie und sprach zu ihnen: von woher seyd Ihr? Sie antworteten aber und sprachen: Herr, wir sind von fernen Landen und sind Ausleger der Träume, und es mag uns nichts Anderes träumen, denn wo Gold und Silber verborgen liegt: das vermögen wir wohl mit unserer Kunst zu finden. Nun haben wir gar viel von Euerer Frömmigkeit gehört und wir sind zu Euch hergekommen, ob Ihr unserer Dienste bedürfet. Der Kaiser sprach: ich will Euch versuchen. Sie antworteten aber dem Kaiser: Herr, wir nehmen den halben Theil Silber oder Gold, was wir finden durch unsere Kunst. Nach dem Abendessen sprachen sie zu dem Kaiser: Herr, wollt Ihr, so legen wir uns schlafen, und dem ältesten von uns wird in der Nacht ein Traum kommen, und denselbigen Traum sagen wir Euch morgen. Der Kaiser sprach: nun gehet in Gottes Namen und Gott gebe Euch einen guten Traum. Die gingen aber für sich und vertrieben sich die Nacht mit Freuden und Spott, und des Morgens früh kamen sie vor den Kaiser: Herr, ich sah, sprach der Aelteste, in meinem Traume, daß vor dem vordersten Thore der Stadt sich eine tiefe Grube befindet, darin ist ein Faß mit Gold verborgen. Der Kaiser sprach: gehen wir still hinaus und versuchen wir, ob dem also ist: und da sie hinauskamen und

mit graben begonnen, da fanden sie Alles, wie der Ritter gesagt hatte. Der Kaiser aber ward froh und hielt sie in großen Ehren und Obhut und nahm das Gut in seine Kammer, und die Hälfte gab er ihnen. Nun sprach der andere Ritter: ich will heute auch versuchen, was mir träumt. Des Morgens früh sprach er, er habe auch einen Traum gesehen, es liege unter dem andern Thore auch ein Bottig mit Gold und Silber: da ward auch nachgegraben und er ward gefunden. Der dritte aber that auch also, wie die zwei andern gethan hatten. Darnach sprachen sie alle drei zu dem König: Herr, wir haben alle drei in dieser Nacht nur einen Traum gehabt. Herr, es liegt unter dem Thurme, wo die Götter sind, so großes Gut, daß dessen eine Unmasse ist. Da antwortete der Kaiser: das thue ich nicht, daß ich den Thurm mit den Bildern um des Goldes Willen zerstöre. Sie antworteten ihm und sprachen: Herr, wir werden so klüglich graben, daß wir der Grundfeste nicht schaden, und das muß bei Nacht geschehen, daß solches der Pöbel nicht inne wird, denn er würde uns sonst den Schatz verschleppen. Der Kaiser sprach: nun so gehet hin und thuet Euer Bestes, wie Ihr nur könnt, morgen komme ich mit meinen Rossen zu Euch nach dem Schatze. Die drei Ritter aber gingen bei der Nacht mit Freuden dahin und begonnen an der Grundfeste des Thurmes zu graben und untergruben sie und zündeten darunter ein Feuer an und zogen damit ihre Straße. Nun waren sie kaum eine Meile von der Stadt Rom entfernt, als der Thurm mit den Bildern zusammen brach. Des Morgens in der Frühe kamen aber die Bürger von Rom und hörten und sahen, daß der Thurm eingestürzt sey, und klagten dem Kaiser ihr Herzeleid und sprachen mit ihm. Der Kaiser aber sagte ihnen, wie die mit ihm gethan hätten. Da antworteten ihm die Römer und sprachen: durch Deinen Geitz sind wir unserer Ehre beraubt, darum soll Deine

Bosheit wiederum auf Dein eigen Haupt fallen, und sie nahmen ihn mit und gossen ihm zerlassenes Gold in den Mund, daß er voll davon ward, und sprachen zu ihm: nach Gold hat Dich gedürstet, nun trinke Gold, und sie begruben ihn also lebendig in die Erde.

Zweiundzwanzigste Erzählung.

† (76)

Von dem König, der St. Peter und St. Paul mit Gewalt nehmen wollte.

Es war einst ein hoffärtiger König, der war ein Heide und wollte die Leichname St. Peters und St. Pauls aus Rom wegtragen und stehlen oder mit Gewalt erobern. Wie der von Hause auszog und in einer Stadt übernachtete, da sprach er zu seinem Hofmeister: suche mir ein schönes Weib, die heute Nacht bei mir schlafe, was ich ihr geben soll, will ich herzlich gern geben. Das hörte der Marschall und ward gleich gar begierig das Geld zu gewinnen, führte also sein eigenes Weib wider ihren Willen in das Bett des Königs. Wie aber der Morgen kam, da sprach der König zu dem Marschall: thue das Fenster auf, damit ich sehe, wie schön die Frau ist, die heute bei mir gelegen hat, und gieb ihr dann tausend Gulden. Wie aber das Fenster aufgethan war und der König erkannt hatte, daß sie des Marschalls Hausfrau war, da sprach er zu ihm: o Du böser Mann, wie hast Du Deine Hausfrau dadurch beschimpft, daß Du sie für Geld zu mir gelegt hast. Jetzt packe Dich schnell aus meinem Reiche, denn wo Du länger darin bleibst, mußt Du eines bösen Todes sterben. Wie der das hörte, floh er aus dem Königreiche und ward nicht mehr darin gesehen, und alle Zeit,

so lange der König lebte, hielt er die Frau in Ehren und in Lust. Darnach versammelte aber der König ein großes Heer und zog gen Rom und umstellte die Stadt mit seinem Heere, bis ihm die Römer die Leichname St. Petri und Pauli geben würden, auf daß er von der Stadt abzöge. Nun waren zu der Zeit sieben Meister in der Stadt, zu selbigen kamen die Bürger und sprachen zu ihnen: was thun wir, die Stadt ist in Gefahr, daß sie verloren und zerstöret werde. Es geht fast nicht anders, als daß wir ihm die Leichname St. Peters und St. Pauls geben. Da sprach der erste Meister: ich will die Heiligen und die Stadt einen Tag vor ihm bewahren. Der andere sprach: ich halte sie den andern Tag, und so wollten sie sie alle, jeder einen Tag fristen. Der König wollte aber die Stadt stürmen, der erste Meister hub an mit dem Könige um einen Sohn zu dingen und zu reden, also daß der König diesen Tag der Stadt mit Sturm nichts anthun konnte. Also redeten sie alle, jeder einen Tag, bis auf den letzten Meister; zu dem kamen die Bürger und sprachen: o lieber Meister, der König hat geschworen, er wolle die Stadt morgen gewinnen, geschieht das, so müssen wir alle sterben. Nun hilf uns, so wie Deine Gesellen gethan haben. Da antwortete er ihnen: fürchtet Euch nicht, am morgenden Tage mache ich, daß der König mit seinem ganzen Heere entflieht. Der Meister aber legte einen wunderlichen Rock an, daran waren Pfaufedern und Glöcklein und Farben von andern Vögeln. Damit ging er, versehen mit zwei bloßen Schwertern, auf einen hohen Thurm der Stadt, so daß ihn der König mit seinem ganzen Heere wohl sehen konnte, und auf dem Thurme bewegte er sich hin und her, gerade als wenn er fliegen wollte, und die Federn glänzten sehr und die zwei Schwerter hielt er in seinem Munde fest. Das sahen aber etliche im Heere, die sprachen: Herr, sehet Ihr nicht ein wunderlich Ding auf dem Thurme

stehen? Er aber antwortete und sprach: ich sehe es wohl, was es aber ist, das weiß ich nicht. Da sprachen sie: es ist der Christen Gott, der vom Himmel herab gefahren ist, der wird uns alle mit den zwei Schwertern niederschlagen und tödten, so wir länger hier liegen. Wie das der Herr vernahm, da fing er an sich zu fürchten und sprach zu ihnen: es giebt nur einen Weg, daß er uns nicht schlage, so wir nehmlich die Stadt räumen. Damit machte sich der König mit allem seinem Volke auf und zog von dannen. Die Römer aber waffneten sich und folgten ihm nach und erschlugen den König und einen Theil seiner Schaaren, und also ward der König durch die Weisheit der klugen Meister überwunden.

Dreiundzwanzigste Erzählung.

† (83)

Von St. Daniel, der eine Säule sah.

Daniel sah eine Säule, deren Haupt war gülden, die Brust und die Arme silbern, der Bauch und die Gemächte von Glockenspeise, ihre Schienbeine eisern, die Füße eines Theils von Erz, andern Theils von Eisen. Diese Säule sah auch Nebucadnezar, der König, und verstand sie nicht, Gott gab es aber Daniel zu verstehen. Und ein Stein ward gelöset aus seinen Händen und flog an die Füße der Säule, des Erzes und Eisens, und zerschlug die Säule ganz und gar. Das ist aber das Bild des Laufes der Welt.

Vierundzwanzigste Erzählung.

† (91)

Von einer Säule, die zu Jerusalem war.

Man liest in der meisterlichen Historia, die da heißet Scholastika, daß zu Jerusalem eine Säule stand, die war

von Glockenspeise gegossen, auf selbiger Säule war unseres Herrn Bild, und an desselbigen Bildes Gewand war unten nach jüdischer Sitte ein Saum, und tief unten bei der Säule wuchs ein Kraut, das so lang und so hoch war, daß es das Bild beinahe berührte, und das war gar bitter. Wer aber das Bild berührte, auch nur unten am Saume, und siech war, was für ein Siechthum oder Gebreste er hatte, der gesundete im Augenblick.

Fünfundzwanzigste Erzählung.

† (94 f. d. Gest. Rom. c. 39, Bd. I., p. 68 sq.)

Von zwei Brüdern, die großen Krieg mit einander hatten.

Man liest in der Römer That, daß zwischen zwei Brüdern ein großer Krieg war, so daß der eine Bruder beinahe alle Lande und alle Habe des andern allzumal verwüstete. Das hörte der Kaiser Julius und es that ihm gar leid und brachte ihn auf wider den Bruder, der den andern also schädigte. Nun verstand aber derselbige Verwüster des Kaisers Zorn wohl und fürchtete seine Bestrafung und ging zu seinem Bruder und bat ihn um seine Huld und Versöhnung wegen Allem, das er ihm gethan hatte, und verhieß ihm Entschädigung und bat ihn, daß er zwischen dem Kaiser und ihm Friede machte. Nun sprachen aber, die dabei standen, daß jener das nicht um seinen Bruder verdient hätte, sondern nur Pein. Da antwortete ihnen der Bruder, der den Schaden hatte, und sprach: den Fürsten muß man lieb haben, der im Streite gütig ist, wie ein Lamm und im Frieden böse, wie ein Leu. Da dem nun so ist, daß mein Bruder viel wider mich hatte und es um mich nicht verdient hat, so will ich ihn doch

bei dem Kaiser Gnade auswirken, wenn ich vermag, denn das Unrecht, das er mir gethan hat, ist genug an ihm gerochen. Also ward zwischen seinem Bruder und dem Kaiser Versöhnung und Friede bestätiget.

Sechsundzwanzigste Erzählung.

† (96).

Von einer Brücke und bösen Thieren darunter.

Es war einmal ein Mann, der sollte aus einem Lande ins andere gehen, der kam an eine Brücke, über die er gehen mußte. Der sah vor sich einen schrecklichen Löwen, an seiner rechten Seite einen Drachen und an der linken ein großes Meer. Wie er aber das Dreies also gesehen hatte, da wollte er nicht fürbaß gehen, sondern wieder umkehren. Da stand am Wege ein Engel, der hatte in der einen Hand ein Schwert und in der andern eine Krone. Der sprach zu ihm: verschmäh, widersteh, zertrete, des Meeres Glück, des Thieres Zorn, des Drachen Untreue, die brich elendiglich und alsbald, ich gebe Dir dazu ein Kreuz, damit Du Alles machen kannst. Der Mensch aber, sobald er den Engel erblickt hatte und dieses gehört, da überwand er Alles und entfloh ihm, denn er tödtete den Löwen und zertrat den Drachen, von dem Löwen aber nahm er die Krone für den Sieg.

Siebenundzwanzigste Erzählung.

† (97)

Von Brunnen, die wunderbar waren.

St. Ysidorus schreibt in seinem Buche von der Auslegung der Wahrheit, daß zwei Brunnen in Sicilia seyen

der eine machte unfruchtbare Thiere fruchtbar und der andere fruchtbare Thiere unfruchtbar. Bei dem ersten Brunnen sollen wir uns unsern Herrn Christum denken, der einen unfruchtbaren Menschen, das ist den Sünder, fruchtbar macht mit den Werken der Barmherzigkeit. Der andere Brunnen ist der böse Geist, der einen guten Menschen zu einem bösen Ende bringt, daß er unfruchtbar ist an guten Werken. In Italia, das ist Welschland, da ist ein Brunnen, der das Gesicht der Augen bessert und die kranken Augen heilt zu besserem Sehen. Am Tage scheint er, in der Nacht brennet er. Also ist Christus unser Herr, der heilt die Wunden der Sünder, und am Tage scheint er, das heißt, in diesem Leben wirkt er die Werke der Barmherzigkeit, in der Nacht brennt er, das ist im Gewissen wider die Sünde. In Afrika ist ein Brunnen, der die brennenden Fackeln auslöscht und die erloschenen anzündet. Also thut unser Herr Christus. Die brennenden Fackeln, das sind die Weisen dieser Welt und die Herren, die sich erleuchtet und witzig dünken, die verlöscht er. Und die erloschenen, das sind die Einfältigen und Armen, die erloschen sind gegen die Welt, die entzündet er. In Ydacia ist ein Brunnen, der seine Farben vier Stunden im Jahre verändert, drei Monate ist er blutfarbig, drei Monate grün, drei Monate klar. Also ist unser Herr Christus, der nicht nur mehr denn einmal gelitten hat um des menschlichen Heiles Willen und seine Farbe verwandelt hat, denn da er geboren ward, da war er klar, blutfarbig aber ward er, da er beschnitten ward und am Kreuze weinte. In Boecia sind zwei Brunnen, der eine macht dem Menschen Klugheit und Gedächtniß, der andere macht ihn vergessend. Der erste Brunnen bezeichnet unsern Herrn Christum, der dem Menschen Tugend giebt, der andere Brunnen aber macht den Menschen vergessend aller guten Werke, die er von Gott empfangen hat: das ist der böse Geist. In

Campanien sind zwei Gewässer, eins ist ein Mann und vertreibt den Unsinn, das andere ist sein Weib und vertreibt Unehrbarkeit der Weiber. Das erste Wasser bezeichnet Christum, der da vertreibt Unsinn und Thorheit der Sünde, das andere ist die andächtige Andacht und andächtiges Gebet.

Achtundzwanzigste Erzählung.

† (99 s. a. Gest. Rom. c. 46 oben Bd. I. p. 75.)

Von sieben Bäumen und von sieben Todsünden.

Ein Meister, der Tullius heißet, sagt uns, daß er im Mai in einen Wald ging: in dem standen sieben Bäume voller Blätter, die waren schön anzusehen, von denen nahm er so viel Aeste, als er kaum ertragen konnte. Da kamen zu ihm drei Männer und führten ihn aus dem Walde, und an dem Ausgange des Waldes, da fiel er in eine tiefe Grube, daß er von der Schwere seiner Bürde ganz und gar versank. Bei dem Walde aber denke man sich die Welt, die voll ist von mancherlei Bäumen, das sind die Todsünden. In dem Walde sind dreierlei, Welt, sieben Bäume und sieben Todsünden. Von allen diesen nimmt ein jeglicher Mensch so viel Aeste auf sich, daß er sie kaum ertragen kann noch entbehren mag, d. h. daß er nicht zu der Gnade Gottes kommen kann, so lange er in den Sünden ist. Nun kammen drei Männer, die waren Hüter des Waldes, das sind drei Feinde, der Leib, die Welt und der Teufel, und helfen ihm die Sünde vollbringen, bis daß er seine Seele verliert und in die Grube versenkt wird, d. i. in die Hölle, von der Schwere seiner Bürde, d. i. seiner Missethat und tödtlicher Sünde.

Neunundzwanzigste Erzählung.

† (101)

Von einem Kaiser, der hieß einem Schergen ein edles Weib verderben.

Valerius sagt, daß ein Scherge ein edles Weib um einen Ehebruch halber verderben sollte, und der stieß sie in einen Kerker. Allein da sie der Thurmwärter aus Barmherzigkeit nicht gleich verderben lassen wollte, so ließ er durch seine Gütigkeit ihre Tochter zu ihrer Mutter aus- und eingehen, doch gab er wohl Acht, daß sie nicht Speise und Trank zu ihr trug, und wollte, daß sie also vor Hunger umkäme. Nach vielen Tagen wunderte es aber den Frohnknecht, wie das zugehen möchte, daß die Frau so lange ohne Speise leben möchte und er vernahm, daß sie die Tochter nährte mit der Milch aus ihren Brüsten. Diese unerhörte Güte an der Tochter und die Noth an der Mutter machte den Richter geneigt zur Barmherzigkeit, und er erflehte der Frauen Lösung und Gnade.

Dreißigste Erzählung.

Von drei Sirenen, die viele Schiffer ertränkten.

Man liest, daß drei Sirenen auf einer Insel waren oder auf einem Werder, die sangen die allersüßesten Weisen. Die eine sang mit menschlicher Stimme, die andere bließ auf einem Rohre und die dritte spielte auf einer Leier. Die Sirenen hatten aber ein weibliches Antlitz, Flügel und Krallen aber wie ein Vogel, und alle Schif-

fer, die vor ihnen vorüberzogen, die versenkten sie, und die, so in den Schiffen schliefen, die ertränkten und zerrissen sie. Nun geschah es, daß ein Herzog aus Noth vor ihnen vorüberfahren mußte, da befahl er, daß man ihn an den Segelbaum binden sollte und seine Ohren ganz und gar verstopfen, und also kam er hin vor die Sirenen mit allen den Seinen, und die Sirenen ertränkte er im Meere.

Zweiter Anhang.

Die von den Lateinischen abweichenden Geschichten der englischen Redaction der Gesta Romanorum *).

Es eignen sich aus dieser Redaction nicht alle Erzählungen zur Mittheilung, denn **Cap. I.** ist die Geschichte vom König Anselmus und seinen drei Söhnen (bei **Swan T. I. p. lix. sq.** nur ganz kurz bei **Douce T. II., p. 366. sq.**), die von uns aus der Grimmschen Hdschr., als **nr. 5.** mitgetheilt ist (**II. p. 147.**), **Cap. IV.** (ausgez. b. **Douce T. II., p. 367. sq.**) ist beinahe ganz gleich mit dem **c. 101** der wahren **Gesta**, **Cap. XVIII.** (bei **Swan T. I. p. lxv — lxxii.** u. Auszug b. **Douce T. II., p. 368. sq.** ist die von uns aus der Grimmschen Hdschr. unter **nr. 9.** mitgetheilte Geschichte (s. o. **II., p. 159.**), **Cap. XXVI.** (ausgez. b. **Douce T. II., p. 371. sq.**) ist offenbar die in den wahren **Gest. c. 132.** erzählte Geschichte, **Cap. XXX.** (ausgez. b. **Douce T. II., p. 373. sq.**) ist die wenig abweichende Geschichte vom Placidus in den wahren **Gesta nr. 110.**, **Cap. XXXII.** (b. **Swan. T. L. p. LXXXII. sq.** und **Douce T. II., p. 379. sq.**) ist die Geschichte vom Hunde, der Schlange und dem Kinde, die von uns nach der Grimmschen Hdsch., als **nr. 13.** (**p. 176.**) gegeben ist, so auch **Cap. XLVI.** b. **Swan. I. I., p. LXXXV. sq.**, nur ganz kurz b. **Douce T. II., p. 384.**), offenbar die Geschichte vom fischessenden Grafen und seinem Sohne in der Grimmschen

*) Hier zeigt ein +, daß eine Geschichte nach der Redaction von **Swan** in seiner englischen Uebersetzung der **Gesta Rom**, ein ⊙, daß sie nach dem von **Douce Illustr. of Shakespeare T. II.** gegebenen Auszuge erzählt ist. Die dabei in ( ) eingeschlossenen Zahlen bedeuten die Seitenzahlen des einen oder andern Buches. Die Uebereinstimmung der einzeln oben angegebenen Erzählungen ist eines Theils von Swan, theils von mir aufgefunden worden, bei den wenigsten von Douce.

Hdschr. nr. 11. (p. 168. sq.), Cap. XLVII. (b. Douce T. II., p. 384. sq.) ist die Geschichte vom Wolfe, dem Kinde und Hirten in den deutschen Gestis nr. 17. (s. oben II., p. 206.), Cap. XLVIII. ist die von uns aus der Grimmschen Hdschr. als nr. 10. (p. 163.) mitgetheilte Erzählung (bei Douce T. I. p. 281 — 290)., das Sujet von Shakespeare's Kaufmann von Venedig, Cap. XLIX. (ganz kurz bei Douce T. II., p. 385.) ist aus den wahren Gest. Rom. c. 50., Cap. L. ist gleich nr. 45. der wahren Gest. Rom. (s. a. Douce T. II., p. 385. sq.) Cap. LI. (ausgez. b. Douce T. II., p. 389. sq.) kommt überein mit nr. 64. der wahren Gesta, Cap. LIV. ist die 120ste Geschichte der wahren Gesta vom Fortunatus, Cap. LVI. (b. Douce T. II., p. 391. sq.) ist = nr. 20. der wahren Gesta und der weitläufigern Redaction in den deutschen Gestis, oben als nr. 16. (p. 198.) aufgenommen, Cap. LXII. ist ähnlich mit nr. 66. der wahren Gesta, in Verbindung gesetzt mit nr. 1., 37. und 55. derselben (ganz kurz bei Douce T. II., p. 395.), Cap. LXX. (bei Douce T. II., p. 397 — 403.) ist offenbar die Geschichte des Guido und Tyrius in den wahren Gestis nr. 171., Cap. LXXII. (b. Douce T. II., p. 403. sq. ganz kurz) ist fast dieselbe Erzählung mit nr. 101 der wahren Gesta, Cap. LXXXI. ist = nr. 20. der deutschen Gesta (s. p. 211.), Cap. XC. ist fast gleich mit nr. 50. der wahren Gesta und der in der folgenden Abhandlung über den Verfasser dieses Buches mitgetheilten Erzählung des Dialogus craturarum aus der ältesten Redaction der Gesta Romanorum, Cap. XCVII. ist im Ganzen sehr ähnlich mit nr. 177 der wahren Gesta, Cap. C. kommt überein mit nr. 104. der wahren Gesta und Cap. CI. (bei † p. CXIV — CXXXII., kürzer bei Douce T. II., p. 416. sq.) ist nichts als die der Sache nach ganz gleich, nur etwas weitläufiger erzählte Geschichte vom Kaiser Octavianus in der Grimmschen Hdschr. (oben nr. 8. p. 152.), daher bleiben außer den in der englischen Redaction ganz aus den lateinischen Gestis übersetzten Geschichten, die natürlich hier nicht weiter einzeln bezeichnet werden, nur noch außer Cap. XCII. und CXIII., von denen Douce T. II., p. 411. nur ganz kurz den Inhalt so angiebt: „Chap. XCII. Of a madman who tore his flesh evry day, and was poisoned by his father und Chap. XCIII. An empress falls in love with a young knight; and becoming extremely sick, the physicians inform her husband that there is no mode of cure, but the bathing her with the knights blood" folgende übrig, die wir nach der Reihe der Capitelfolge der englischen Redaction folgen lassen:

Erste Erzählung.

(Cap. II. hier nach † I. p. LXIV. sq., bei ⊙ II. p. 367. ganz kurz.)

Es war einmal in Rom ein edler Kaiser, mit Namen Diocletianus, der die Tugend der Barmherzigkeit über Alles liebte, weswegen er sehnlichst zu erfahren wünschte, welche Vögel ihre Jungen am Meisten liebten, in der Absicht, dadurch selbst in der Barmherzigkeit noch mehr zuzunehmen. Nun begab es sich eines Tages, daß der Kaiser, um sich die Zeit zu vertreiben, in einem Walde herumirrte und das Nest eines großen Vogels, des Namen Strauß ist, mit dessen Jungen fand; das nahm der Kaiser samt den jungen Vögeln mit sich und schloß es in ein gläsernes Gefäß ein, die Mutter des kleinen Vogels aber folgte ihm bis in den kaiserlichen Palast und flog in die Halle, wo ihr Junges war. Wie sie aber ihr Kleines sah und nicht zu demselben kommen konnte, noch es heraus bekommen mochte, da kehrte sie wieder in den Wald zurück und blieb daselbst drei Tage lang, am letzten derselben aber kam sie wieder in den Palast und brachte in ihrem Schnabel einen Wurm mit, genannt Thumare. Als sie aber dahin kam, wo ihr Kleines war, da ließ sie den Wurm auf das Glas fallen, und durch die Kraft dieses Wurmes sprang das Glas mitten entzwei, und das Junge flog mit seiner Mutter davon. Wie das der Kaiser sah, da prieß er die Vogelmutter gar hoch, daß sie so fleißig an der Befreiung ihres Jungen gearbeitet hatte.

Zweite Erzählung.

(Cap. XXI. nach † p. LXXII. sq. und ⊙ II. p. 171.)

In der Stadt Rom regierte einmal ein gar weiser und mächtiger Kaiser, der hieß Theodosius, und hatte der=

selbige drei Töchter; nun fiel es diesem Kaiser einmal ein, daß er kennen lernen wollte, welche von seinen Töchtern ihn am Meisten liebte. Und er sprach also zur ältesten Tochter: wie sehr liebst Du mich? Wahrlich, versetzte sie, mehr denn mich selbst. Darum, antwortete er ihr, sollst Du auch also erhöhet werden, und damit verheirathete er sie an einen reichen und mächtigen König. Nun kam er auch zu seiner zweiten Tochter und sprach zu ihr: meine Tochter, wie sehr liebst Du mich? Wahrlich, sprach sie, gerade wie mich selbst, und der Kaiser verheirathete sie an einen Herzog. Und endlich sprach er zu seiner dritten Tochter: wie sehr liebst Du mich? Wahrlich, erwiderte sie, so sehr, als Ihr es verdient, aber nicht mehr. Da sagte der Kaiser: meine Tochter, weil Du mich denn nicht mehr liebst, da sollst Du auch nicht eine so reiche und vornehme Heirath thun, wie Deine Schwestern: und er verheirathete sie an einen Grafen. Nun begab es sich aber, daß der Kaiser dem Könige von Aegypten eine Schlacht lieferte, und der König den Kaiser aus seinem Reiche trieb, so daß derselbige keinen Platz mehr hatte, dahin er sein Haupt hätte legen können. Er schrieb also einen Brief mit seinem Siegelringe petschirt an seine älteste Tochter, die gesagt hatte, daß sie ihn mehr, denn sich selbst liebe, und bat sie, sie möchte ihm in dieser großen Noth zu Hilfe kommen, weil er aus seinem Reiche vertrieben worden sey. Wie aber die Tochter diesen Brief gelesen hatte, da theilte sie ihn dem Könige, ihrem Gemahl, mit. Der König aber sprach: es wird also gut seyn, daß wir ihm in dieser Noth beispringen. Er setzte hinzu: ich muß für ihn ein Heer und Hilfstruppen sammeln, ich mag nun können oder nicht, und das wird nicht ohne große Kosten abgehen. Nein, sprach sie, es wird hinreichend seyn, wenn wir ihm fünf Ritter senden, die ihn begleiten, da er denn einmal aus seinem Reiche vertrieben ist. Und also geschah es: die Tochter

schrieb an ihren Vater, er könne keine andere Hilfe erhalten, denn fünf Ritter, die ihn auf Kosten des Königs, ihres Gemahls, begleiten sollten. Wie das der Kaiser hörte, da bewegten sich alle seine Eingeweide und er sprach: o weh, o weh, all mein Trost war auf sie gesetzt, weil sie sagte, sie liebe mich mehr als sich selbst, und deshalb hatte ich sie so hoch erhoben. Er schrieb also an seine zweite Tochter, die gesagt hatte, sie liebe ihn eben so sehr als sich selbst; wie die seinen Brief gelesen hatte, zeigte sie die erhaltene Botschaft ihrem Gemahle an und gab ihm den Rath, er solle für Speise, Trank und anständige Kleidung sorgen, wie sie sich für so einen Herrn in der Zeit der Noth zieme. Und wie ihr der das bewilligt hatte, schrieb sie darüber einen Brief an ihren Vater. Der Kaiser aber betrübte sich sehr über diese Antwort und sprach: weil mich denn meine beiden ältesten Töchter also verrathen haben, so will ich auch die dritte prüfen. Und er schrieb an die dritte, die gesagt hatte, sie liebe ihn so viel als er es verdiene, und bat sie um Hilfe in der Noth, und theilte ihr auch die Antworten, welche ihm ihre beiden Schwestern gegeben hatten, mit. Die dritte Tochter aber, wie sie das Mißgeschick ihres Vaters erfahren hatte, sprach also zu ihrem Gemahle: mein verehrter Herr, wollet Ihr mir Euere Hilfe in dieser großen Noth zu Theil werden lassen? mein Vater ist aus seinem Reiche und Erbe getrieben worden. Der aber antwortete: was willst Du, daß ich thun soll? Sie antwortete ihm: Du mußt ein großes Heer versammeln und ihm gegen seine Feinde kämpfen helfen. Dein Wille geschehe, sagte der Graf, und versammelte ein großes Heer und zog mit dem Kaiser auf seine Kosten in den Kampf und gewann den Sieg und setzte den Kaiser wieder in sein Erbe ein. Der Kaiser aber sprach: gesegnet sey die Stunde, die mir meine jüngste Tochter schenkte, ich liebte sie weniger denn die andern,

und nunmehro hat sie mich in meiner Noth unterstützt und die andern haben mich verlassen: darum soll sie nach meinem Tode mein Reich allein haben. Und es geschah also: nach des Kaisers Tode regierte die jüngste an seiner Statt und endigte ihr Leben in Frieden.

Dritte Erzählung.

(Cap. XXIV. bei ⊙ II., p. 370. sq.; fehlt in †)

Antonius machte ein Gesetz zu Rom, daß wenn ein Feuer in der Stadt ausbräche, eine Schildwache dem Volke zurufen solle mit allen Glocken zu läuten und die Thore zu schließen. Nun wollte ein gewisser Krieger sich gerne zum Meister der Stadt machen, und wie er von dem Gesetz gehört hatte, berathschlagte er mit seinen Gesellen, wie er demselben ausweichen könnte. Da gab einer den Rath, man solle friedlich in die Stadt ziehen und eine allgemeine Festlichkeit und Schmauserei anfangen lassen, bei welcher eine gewisse Flüssigkeit angewendet werden solle, durch die alle Gäste in Schlaf versänken. Diese List ward für gut befunden, die Stadt in Brand gesteckt, die Einwohner weggeführt und nicht eine Person gelassen, des Kaisers Gebot zu erfüllen.

Vierte Erzählung.

(Cap. XXV. aus † p. LXXV. sq. Ausgez. b. ⊙ p. 371.)

Es war einmal ein mächtiger Kaiser, der hieß Andronicus, vor welchem ein Ritter unschuldig verklagt wurde. Wie aber seine Schuld nicht dargethan werden konnte, da legte ihm der Kaiser gewisse verfängliche Fragen vor, die er bei Todesstrafe genau beantworten sollte. Der Ritter aber versetzte, er wolle sein Bestes thun. Da sagte der Kaiser: wie weit ist es vom Himmel bis zur Hölle?

Das ist die erste Frage. So weit, entgegnete jener, wie von einem Seufzer bis zum Herzen zurück. Der Kaiser frug weiter: und wie tief ist die See? Der Ritter antwortete: einen Steinwurf. Der Kaiser sprach: wie viele Flaschen Salzwasser sind in der See? Da antwortete der Ritter: gieb mir erst die Zahl der Flaschen mit süßem Wasser an und ich will Dir jene sagen. Nun sagte der Kaiser: Du antwortetest auf meine erste Frage wegen der Entfernung, die zwischen Himmel und Hölle sey, sie wäre so groß, wie die eines Seufzers vom Herzen. Wie kann das möglich seyn? Der Ritter sagte: ein Seufzer kommt aus dem Herzen mit der Geschwindigkeit eines Blitzes, und auf gleiche Weise geht die Seele aus dem Körper über in ewige Pein oder Seligkeit. Der Kaiser fragte weiter: wie ist aber die See einen Steinwurf tief? Der Ritter entgegnete: jeder schwere Körper senkt sich: weil nun ein Stein schwer ist, so fällt er mit einem Male auf den Boden der See, und darum ist die See einen Steinwurf tief. Der König fragte weiter: und wie vermöget Ihr, so Ihr die Zahl der Flaschen mit frischem Wasser kennet, die der mit Salzwasser angefüllten zu schätzen? Das scheint ja unmöglich. Der Ritter entgegnete: es wird Zeit genug seyn das zu untersuchen, wenn Ihr die Rechnung erst selbst angefangen habt. Der Kaiser aber freuete sich sehr über des Ritters Arglist und sprach zu ihm: gehe hin in Frieden.

Fünfte Erzählung.

(Cap. XXVII. † p. LXXVII. ⊙ p. 372.)

Antonius regierte in der Stadt Rom mit großer Weisheit. Nun war er auch außerordentlich stark im Schachspiele, und weil er bei einer Gelegenheit bemerkt hatte, daß, wenn die Figuren wieder wie gewöhnlich in ihren Beutel gesteckt würden, der König mit den gemeinsten

Stücken vermischt wurde, und das brachte ihn auf Gedanken über die Eitelkeit der menschlichen Größe. Darum beschloß er eine dreifache Theilung seines Königreichs anzustellen und in das gelobte Land zu ziehen. Also that er und starb in Frieden.

Sechste Erzählung.

(Cap. XXXI. b. ⊙ II. p. 370. sq. † p. LXXVIII. sq.)

Einst wurde ein Gesetz in Rom gemacht, daß die Wächter der Stadt jede Nacht Acht geben sollten, was in andern Häusern vorgehe, auf daß nicht Mordthaten vorfallen oder andere Dinge geschehen könnten, durch welche die Stadt in Gefahr gebracht werden möchte. Nun begab es sich aber, daß ein alter Ritter, Namens Josias, eine junge und schöne Frau geheirathet hatte, welche durch die Süßigkeit ihres Gesanges viele Leute in ihr Haus zog, besonders solche, welche kamen ihre Liebe zu gewinnen. Unter diesen waren aber drei junge Männer, die hoch in der Gunst des Kaisers standen. Die wurden nun gegenseitig mit der Frau über eine geheime Unterredung eins, für welche sie zwanzig Mark erhalten sollte. Sie aber theilte diese Sache ihrem Manne mit, beschloß aber das Geld nicht fahren zu lassen und gewann es über ihn, daß er mit ihr übereinkam ihre Liebhaber zu ermorden und ihre Körper zu berauben. Das geschah auch also und die Leichname wurden in einen Keller versteckt. Die Frau aber, eingedenk des neuen Gesetzes, welches eben erst gemacht worden war, schickte nach einem der Wächter, der ihr Bruder war, und gab vor, ihr Mann habe einen Menschen in einem Streite erschlagen, und brachte jenen so weit, daß er für eine Belohnung über den todten Körper weiter verfügte. Um sich nun von dem ersten dieser jungen

Leute zu befreien, steckte er ihn in einen Sack und warf ihn ins Meer. Als er aber wieder zu seiner Schwester kam, da that sie, als wolle sie in den Keller gehen um Wein zu holen, und schrie auf einmal nach Hilfe. Wie nun der Stadtwächter zu ihr kam, sagte sie ihm, der todte Mann sey wieder gekommen. Der aber drückte natürlich sein Erstaunen aus, steckte aber doch auch den zweiten Leichnam in einen Sack, band ihm einen Stein um den Hals und warf ihn in die See. Als er aber wieder zurückgekehrt war, so wiederholte die Frau mit einigen Kunstgriffen das nehmliche Spiel. Der ward aber wieder betrogen, nahm auch den dritten Leichnam mit fort, lief in den Wald, machte ein Feuer an und verbrannte ihn. Während dieses Geschäftes mußte er aber zufällig auf die Seite gehen, und in derselben Zeit kam ein Ritter zu Rosse, der auf ein Turnier zog, vorüber, und stieg ab, um sich an dem Feuer zu wärmen. Bei der Rückkehr des Andern aber wurde von diesem der Ritter fälschlich für den todten Mann genommen und unter manchem bittern Worte in das Feuer geschleudert, mit samt seinem Rosse und aller seiner Habe. Der Wächter aber kehrte wieder zu seiner Schwester zurück und empfing den versprochenen Lohn. Nun wurden aber die jungen Männer, welche man vermißte, bald ausgerufen und zurückgeladen, da geriethen der Mann und seine Frau in einen Streit mit einander, und alsbald wurde der Mörder entdeckt.

Siebente Erzählung.

(Cap. XXXVI. ⊙ II. p. 383.)

Ein König hatte seine drei Söhne unter einem berühmten Philosophen erziehen lassen. Er fragte also jeden derselben, welche Art von Gottheit er vorziehe. Es war nehmlich Sitte in der Gegend, daß jeder Mann bei dieser

Gelegenheit seine eigene Wahl treffen durfte. Der älteste wählte den Jupiter wegen seiner Macht, der zweite auch den Jupiter, aber wegen seiner Weisheit, und der dritte den Mercurius, wegen seiner Frömmigkeit und Barmherzigkeit. Da empfahl ihnen der König eine Gottheit, welche alle diese Eigenschaften in sich vereinigte, und dieser war unser Herr Jesus Christus.

Achte Erzählung.

(Cap. LXVIII. fehlt † p. XCXVII. sq. nach ⊙ T. II. p. 391. sq.)

Es nahm einst ein Kaiser, der bereits hoch bejahrt war, aus thörigtem Unverstande ein junges Weib, welches einen heimlichen Liebeshandel mit einem jungen Ritter unterhielt. Nun beschloß er einen Zug in's gelobte Land zu thun, reiste zur Stunde dahin ab und ließ sein Königreich in der Obhut der Kaiserin und seiner Edeln. Es hatte aber der Schiffscapitain, bei welchem er sich eingeschifft hatte, bereits eine reichliche Belohnung in der Absicht erhalten, daß er den unglücklichen Kaiser in das Meer werfen sollte, und kehrte nach vollbrachter That mit der Nachricht von dessen Tode nach Hause zurück, worüber die gottlose Kaiserin nicht geringe Freude empfand. Allein der alte Monarch, der noch von seinen jungen Jahren her ein guter Schwimmer war, hatte glücklich ein Eiland erreicht, welches er aber nur von wilden Bestien bewohnt fand. Am dritten Tage nach seiner Ankunft sah er in einem Gehölze einen jungen Löwen mit einem starken und fürchterlichen Leoparden kämpfen, und aus Mitleid für den Löwen, der beinahe schon überwältigt war, zog er sein Schwert und tödtete den Leoparden. Der dankbare Löwe blieb von Stund an bei ihm und brachte ihm jeden Tag

einige Thiere zur Speise, welche er gejagt hatte, die sich der Kaiser vermittelst eines Feuers, welches anzumachen ihm geglückt war, zurichtete. Darüber war einige Zeit hingegangen, als er eines Tages am Gestade des Meeres spatzieren ging und ein Schiff gewahr wurde, welchem er alsbald Nothzeichen machte, die man auch an Bord bemerkte und ihn daselbst aufnahm. Alsbald tauchte der getreue Löwe hinter ihm in das Meer, schwamm an der Seite des Schiffes nebenher, bis ihn einige Matrosen, welche bemerkten, wie er von Müdigkeit erschöpft und dem Sinken nahe war, ins Schiff hinaufzogen. Bei des Kaisers Ankunft in seinem Königreiche belohnte er den Schiffscapitain reichlich und begab sich in Begleitung des Löwen in seinen Palast. Als er aber da ankam, vernahm er den Schall von musikalischen Instrumenten und wurde auch andere Freudenbezeugungen gewahr. Auf sein Befragen erfuhr er, daß sich die Kaiserin eben vermählt habe und seine Unterthanen nicht anders meinten, als daß er auf einer Reise nach dem heiligen Grabe umgekommen sey. Er wendete sich also an einen der Palastdiener und bat ihn dem Kaiser zu melden, es sey ein Minstrel angekommen und lasse ihn ersuchen, er möge es ihm gestatten, ihm durch die Künste seines Löwen eine Unterhaltung zu bereiten. Alsbald erhielt er den Befehl vor dem neuen Monarchen zu erscheinen, allein kaum hatte ihn der Löwe erblickt, als er ihn auch schon in Stücken riß und gleich darauf auch die Kaiserin. Alle die Edeln aber erstaunten über dieses Schauspiel und wollten sich schon auf die Flucht begeben, als sich der Kaiser entdeckte und sie bat, ihre Furcht abzulegen, da die göttliche Rache erfüllt sey. Hierauf erzählte er ihnen seine Schicksale und faßte die Zügel der Herrschaft wieder.

Neunte Erzählung.

(Cap. LXXII. bei ⊙ II. p. 403. sq.)

Es hörte einst ein König den Gesang einer Nachtigall, da er nun begierig war denselben zu verstehen, so wendete er sich deshalb an einen weisen Ritter. Der aber unterrichtete ihn, daß ihm dieselbe anempfehle nach drei Dingen zu trachten, nehmlich nach Freuden ohne Kümmerniß, Ueberfluß ohne Mangel und Licht ohne Finsterniß. Der König zog nun aus, diesen Dingen nachzujagen, und kam endlich in ein Königreich, dessen Monarch eben gestorben war und seinen Thron seiner Schwester hinterlassen hatte. Diese ward bald verliebt in den königlichen Reisenden nnd trug ihm ihre Hand an, die nahm er und fand in ihr, was er gesucht hatte.

Zehnte Erzählung.

(Cap. LXXVII. bei ⊙ p. 401. sq.)

Es gab einmal auf dem Schlosse eines Kaisers eine Quelle, deren Wasser die Kraft besaß die Trunkenheit spurlos zu verscheuchen. Nun war aber diesem Laster, welches der Kaiser außerordentlich verabscheute, einer seiner Ritter, Namens Ydronicus, besonders ergeben: wenn der aber die Folgen seiner Unmäßigkeit zu spüren begann, begab er sich zu der Quelle, trank einen tüchtigen Schluck und gewann alsbald seine Besinnung in dem Maaße wieder, daß der Kaiser, der ihm sehr zugethan war, noch nie seinen Fehler entdeckt hatte. Nun begab es sich aber, daß der Kaiser einstmals in einem Walde einen Vogel antraf, der so lieblich sang, daß er ganz wie vernarrt in seine Melodieen wurde und täglich wieder an denselben Ort ging, um ihn zu hören. Diese besondere Aufmerksamkeit, welche nun der Kaiser jenen seinen zwei Günstlingen zu

Theil werden ließ, erregte aber den Neid seiner Hofleute, und einer von ihnen, der klüger als die übrigen war, unternahm es endlich sie zu stürzen. Zuerst verstopfte er aber jene Quelle, so daß als Yronicus das nächste Mal wieder berauscht hinkam, er seines gewöhnlichen Heilmittels beraubt war, und der Kaiser, wie er seinen Zustand gewahr ward, also gleich von Unwillen erfüllt seine Verbannung beschloß. Hierauf kehrte der arglistige Höfling wieder in den Wald zurück, und indem er alle Bewegungen des Vogels aufmerksam bewachte, bemerkte er, daß das Vogelmännchen öfters kam sein Weibchen zu besuchen, dieses aber in seiner Abwesenheit ihm häufig mit fremden Vogeln die Treue brach, sich aber allemal nachher in einer nahen Quelle badete, um ihr Männchen bei seiner Zurückkunft zu hintergehen. Darum schloß er alsbald den Brunnen zu, und der ungetreue Vogel wurde zur Stunde von seinem Männchen entdeckt und in Stücke zerrissen.

Eilfte Erzählung.

(Cap. LXXVIII. bei ⊙ p. 405. sq. bei † p. XCVIII. sq.)

Einst wurde zu Rom ein Gesetz gegeben, es solle fürder Niemand mehr nach Schönheit, sondern lediglich nach Reichthum heirathen, und daß die Frauen sich niemals mehr an einen armen Mann verheirathen dürften, es wäre denn, daß er im Stande sey sich durch eigene Mittel einen Wohlstand verschaffen zu können, der dem ihrigen gleich käme. Nun hielt ein gewisser armer Ritter um die Hand einer reichen Dame an, allein diese erinnerte ihn an das Gesetz und bat ihn, sein Bestes zu thun und sich in die Nothwendigkeit zu fügen, um so irgendwie ihre Vereinigung zu Stande zu bringen. Er zog also mit großem Kummer wieder ab, allein nach langem Forschen erfuhr er einmal, daß es einen reichen Herzog gebe, der aber vom

Tage seiner Geburt an blind sey. Alsbald beschloß er selbigen zu ermorden und sich seines Vermögens zu bemächtigen: er fand aber, daß derselbe bei Tage von vielen bewaffneten Dienern bewacht wurde, bei Nacht aber durch eine treue Dogge. Er beschloß also den Hund durch einen Pfeilschuß zu tödten, und unmittelbar nach diesem auch durch einen zweiten seinen Herrn. Er vollführte diesen Plan auch und kehrte mit den Schätzen desselben zu seiner Dame zurück. Er berichtete ihr, daß er ihren Auftrag erfüllt habe, und da sie ihn fragte, wie er solches in einem so kurzen Zeitraume habe bewerkstelligen können, erzählte er ihr Alles, was ihm begegnet war. Da bat ihn die Dame, er möchte doch, bevor ihre Vermählung Statt finden könne, sich an den Ort begeben, wo der Herzog beerdigt worden sey, und sich auf dessen Grab setzen und lauschen, was er da hören möchte, und ihr dieses alsdann anhero melden. Der Ritter waffnete sich also und begab sich, seinem Versprechen gemäß, dorthin. Um Mitternacht vernahm er aber eine Stimme, welche also sprach: o Herzog, der Du hier liegst, was willst Du, daß ich für Dich thun soll? Der antwortete aber: o mein Jesus, Du gerechter Richter, alles was ich verlange, ist Rache für mein unschuldig vergossenes Blut. Da antwortete ihm die Stimme: in dreißig Jahren von jetzt an gerechnet, wird sich dein Wunsch erfüllen. Darüber erschrack der Ritter gar sehr und kehrte mit dieser Nachricht zu seiner Dame zurück. Die aber dachte, daß dreißig Jahre eine lange Zeit wären, und entschloß sich zur Heirath, und während der ganzen genannten Zeit blieben beide Theile in ungestörtem Wohlbefinden. Wie aber die dreißig Jahre beinahe um waren, da baute der Ritter ein gar festes Schloß und ließ über eins der Thore folgende Verse einhauen:

Ich floh im Elend einst zu Gott,
Nach dessen End' er ward verspott',
Der kranke Wolf ein Lamm uns schien,
Gesundet war die Sanftmuth hin.

Als er aber über den Sinn dieser räthselhaften Worte gefragt wurde, da erklärte er sie sogleich durch Erzählung seiner Geschichte und fügte hinzu, daß in acht Tagen die dreißig Jahre verflossen seyn würden. Er lud aber alle seine Freunde zu einem Feste auf diesen Tag zu sich ein, und als derselbe gekommen war und die Gäste bei Tafel saßen, und die Minstrels ihre Instrumente stimmten, da flog auf einmal ein schöner Vogel zum Fenster herein und begann mit ungewöhnlicher Lieblichkeit zu singen. Der Ritter aber hörte ihm aufmerksam zu und sprach: ich fürchte, dieser Vogel verkündet mir Unheil. Er nahm also seinen Bogen und schoß in Gegenwart aller seiner Gäste einen Pfeil nach demselben. Aber allsogleich zersprang die Burg in zwei Hälften und stürzte mit dem Ritter, seinem Weibe und Allem, was darin war, in die unterste Tiefe der höllischen Wohnungen. Die Sage erzählt, daß an derselben Stelle, wo das Schloß stand, jetzt ein großer See ist, auf welchem sich nichts schwimmend erhalten kann, sondern alsbald in die Tiefe versinkt.

Zwölfte Erzählung.

(Cap. LXXIX. bei ⊙ p. 407. sq.)

Der Kaiser Miremius hatte nur einen einzigen Sohn, bei dessen Geburt weise Männer, über sein künftiges Geschick befragt, erklärt hatten, er werde nicht am Leben bleiben, so er nicht sieben Jahre lang in einem unterirdischen Gemache verwahrt werde, wohin weder Liche noch Sonne dringen könne. Das geschah aber also, und als nach Verlauf dieser Zeit der junge Prinz aus seinem unterirdischen Gefängnisse befreit worden war, da zog er durch seine ausgezeichneten Tugenden und Anlagen die Aufmerksamkeit und Bewunderung aller Leute auf sich. Zur gehörigen Zeit vermählte man ihn darnach mit der Tochter des Kö-

nigs von Ungerland. In jeder Ecke des Brautbettes ward aber ein kleines Hündlein zur Bewachung desselben postirt und neben demselben eine brennende Lampe hingestellt, welche auf des Kaisers ausdrücklichen Befehl nur von der Hand einer reinen Jungfrau angezündet werden durfte. Wie aber der Prinz eines Nachts in dieses Gemach kam, fand er die Lampe erloschen und that ein feierliches Gelübde, er wolle nie wieder sein Ehebett besteigen, es sey denn, daß die Lampe wieder angezündet wäre: allein trotz vielem Suchen konnte doch keine Jungfrau für diesen Zweck gefunden werden. Da beschloß der Prinz sich selbst aufzumachen um eine solche zu suchen, und nachdem er von seiner Gattin zärtlichen Abschied genommen hatte, begab er sich auf seine Entdeckungsreise. Er traf aber alsbald auf einen Löwen, dessen Fuß durch einen Dornen verwundet worden war, den zog er heraus, und das Thier folgte ihm nunmehro. Wie er aber an das Schloß eines Königs kam, der eine jungfräuliche Tochter hatte, da verliebte sich der Prinz in dieselbe und begehrte sie zur Ehe. Der König gab ihm auch seine Einwilligung, jedoch unter der Bedingung, daß er einen schrecklichen Drachen vertilge, welcher erst neuerdings alle Schaafe und Ochsen dieser Gegend gefressen hatte, und für dessen künftige Befriedigung es bald nöthig zu seyn schien, unter den Gliedern der königlichen Familie selbst zu loosen. Der Prinz nahm den Vorschlag an und kam gerade zu der Zeit an, wo das Loos die Tochter des Königs getroffen hatte. Er erschrack freilich gar sehr darüber, machte sich aber doch auf, den Drachen anzugreifen, allein der war schon im Begriff ihn umzubringen, als der Löwe ihm zu Hilfe kam und geschwind seinen Feind tödtete. Hierauf ward die Jungfrau dem Prinzen ausgeliefert, der sie mit heim zu seinem Weibe führte: darnach ward die Lampe wieder zu großer Freude beider Theile angezündet und die Jungfrau von ihnen mit aller nur möglichen Freundlichkeit und Zuvorkommenheit behandelt.

Dreizehnte Erzählung.

(Cap. LXXX. bei ⊙ p. 409. sq.)

Es war ein Gesetz zu Rom, daß jede Frau bei ihrer Reinigung einige Worte an die Kirchthüre zur Erbauung des Volkes schreiben mußte, dann durfte sie mit gehöriger Feierlichkeit nach Hause zurückkehren. Bei dieser Gelegenheit schrieb die Kaiserin daran: ich habe einen König, der die Menschheit regiert, die ganze Welt ist mein. Einige Zeit nachher kam eine Edelfrau, von vielen Spielleuten umgeben, um sich zu reinigen, und schrieb an die Thür: ich habe ein Kind an meiner Brust und meine Milch ist Wein, und damit begab sie sich nach Hause, um ein Fest anzustellen. Darüber ward die Kaiserin sehr erzürnt, ließ sie holen und zwei Schlangen herbeischaffen und zwang die Dame selbige zu säugen.

Vierzehnte Erzählung.

(Cap. LXXXII. bei † p. CII. sq.)

Es war einmal in Rom ein gar mächtiger und barmherziger Kaiser, Namens Menelaus; der gab so ein Gesetz, daß wenn ein unschuldiger Mensch ergriffen und ins Gefängniß gelegt worden sey, so er entrinnen und in den kaiserlichen Palast kommen könne, dann solle er von jeglicher Anklage, die gegen ihn erhoben worden sey, frei seyn sein Lebelang. Nicht lange darauf aber, als dieser Befehl ergangen war, ward ein Ritter verklagt und gegriffen und in ein starkes und finsteres Gefängniß gesperrt, wo er lange Zeit blieb und nur durch ein kleines Fenster Licht erhielt, durch welches nur eine kärgliche Helle hineindrang, welche ihm dazu diente, die geringen Speisen zu suchen, die ihm sein Hüter brachte: darum war er sehr traurig und bekümmert, daß er also beinahe ganz von jedem menschlichen Auge abgeschlossen blieb. Indessen wenn

16

der Kerkermeister ihn verlassen hatte, da kam täglich eine Nachtigall auf sein Fenster geflogen und sang gar lieblich, so daß der unglückliche Ritter bei diesem Gesange oft vor Freude satt ward, und wenn nun der Vogel mit Singen aufgehört hatte, dann flog er in des Ritters Busen, und der Ritter speiste ihn manchen Tag von der Nahrung, die ihm Gott sendete. Nun begab es sich aber eines Tages, daß der Ritter ganz untröstlich war, demohngeachtet sättigte er den Vogel an seinem Busen mit Nußkernen und sprach zu ihm: mein süßes Vöglein, ich habe Dich nun schon manchen Tag gespeist, was willst Du mir nun in meinem Kummer für Trost geben? Erinnere Dich, daß Du ein Geschöpf Gottes bist und ich auch, und darum hilf mir in dieser meiner großen Noth. Wie das der Vogel hörte, da flog er aus seinem Busen heraus und blieb drei Tage lang weg von ihm, am dritten Tage aber kehrte er zurück und brachte in seinem Schnabel einen kostbaren Stein mit, den er in den Schooß des Ritters legte. Wie er aber selbigen an ihn gegeben hatte, da nahm er die Flucht und flog wieder fort von ihm. Der Ritter aber wunderte sich gar sehr über den Stein und den Vogel, nahm ihn aber sogleich in die Hand und berührte damit seine Eisen und Ketten, und sie fielen alsbald ab von ihm. Da sprang er auf und berührte damit die Thür seines Kerkers, die öffnete sich, er wischte hinaus und lief geschwind nach dem Palaste des Kaisers. Wie das aber der Hüter des Gefängnisses gewahr wurde, da stieß er dreimal in sein Horn und weckte das Volk in der Stadt und lockte es heraus zu sich, indem er mit lauter Stimme schrie: sehet an, der Räuber ist fort, lasset uns ihn alle verfolgen. Und mit diesen Worten eilte er allen seinen Begleitern voran dem Ritter nach. Wie er aber schon hinter ihm war, da spannte der Ritter seinen Bogen und schoß einen Pfeil nach ihm, mit dem er den Kerkermeister in die Lungen

traf und ihn tödtete: dann aber stürzte er nach dem Palaste, wo er Hilfe wider das Gesetz fand.

Funfzehnte Erzählung.

(Cap. LXXXIV nach ⊙ p. 410. sq.)

Einst entstand ein Streit zwischen drei Königssöhnen über die Erbfolge, und die Edeln des Landes entschieden, sie sollten einen Wettlauf zu Roß machen, und wessen Pferd zuerst wiehern würde, der solle die Krone erben. Nun ersann aber ein kluger Diener des einen Prinzen einen Plan, durch welchen sein Herr siegen sollte, er stellte eine Stute dessen Hengste in den Weg, bei deren Anblick derselbe diesen Laut von sich gab.

Sechzehnte Erzählung.

(Cap. XCVIII. nach † p. CIV. sq. kurz bei ⊙ p. 412. sq.)

Es war einmal in Rom ein mächtiger Kaiser, Martius genannt, der aus besonderer Zuneigung seines Bruders Sohn bei sich erzog, des Name Fulgentius war. Nun lebte aber bei diesem Martius auch noch ein Ritter, der sein Reichsverweser war, und dabei Onkel des Kaisers, der beneidete jenen Fulgentius und sann Tag und Nacht darüber nach, wie er den Kaiser und diesen Jüngling auseinander bringen könnte. Nun kam der Reichsverweser eines Tages zum Kaiser und sprach zu ihm: mein Gebieter, da ich Euer treuer Diener bin, so halte ich es für Pflicht Euere Hoheit zu warnen, denn ich habe etwas gehört, was Eure Ehre angeht, allein die Sache ist von der Art, daß sie zwischen uns Beiden, mir und Eurer Majestät geheim bleiben muß. Da sagte der Kaiser: lieber Freund, sage an, was das ist. Mein theurer Herr, antwortete der Ritter, Fulgentius, Euer Vetter und Bluts-

verwandter, hat Euch auf eine wunderliche und schändliche Weise in Euerem ganzen Reiche in Verruf gebracht, denn er hat gesagt, Ihr hättet einen stinkenden Athem, und es sey der Tod für ihn, Euch den Becher zu kredenzen. Das mißfiel dem Kaiser aber gar sehr, er gerieth vor Zorn fast außer sich und sprach zu ihm: liebster Freund, sage mir die reine Wahrheit, ob mein Athem stinkig ist, wie jener sagt. Mein Herr, entgegnete der Ritter, Ihr könnt mir glauben, nie habe ich mein Lebtage einen süßeren Athem gerochen, denn der Eurige ist. Da sagte der Kaiser: guter Freund, ich bitte Dich, sage mir, auf welche Weise ich ihm diese Sache beweisen mag. Da antwortete der Ritter und sprach: mein Herr, Ihr sollt die Wahrheit recht wohl kennen lernen: wenn er Euch den nächsten Morgen den Becher einschenken wird, werdet Ihr sehen, daß er Eueres Athems wegen sein Gesicht von Euch abwenden wird, und das ist der sicherste Beweis, den Ihr von dieser Sache haben könnt. Wahrhaftig, sprach der Kaiser, ein besserer Beweis ist nicht möglich. Sobald das der Reichsverweser gehört hatte, begab er sich stracks zu Fulgentius, nahm ihn bei Seite und sprach also zu ihm: theuerster Freund, Du bist mein naher Verwandter und sogar Neffe des Kaisers, meines Herrn, darum, so Du mir dankbar seyn willst, will ich Dich auf einen Fehler aufmerksam machen, über den sich mein kaiserlicher Herr oft beklagt und gedenkt Dich darum von sich zu schicken (es sey denn, daß Du ihn bald ablegst), und das wird ein großer Vorwurf für Dich seyn. Da sprach Fulgentius: ach guter Herr, um dessen Willen, der am Kreuze gestorben ist, saget mir, warum mein Herr so sehr gegen mich aufgebracht ist, denn ich bin ja bereit meinen Fehler in Allem, was ich kann und vermag, zu verbessern und mich ganz Euerem klugen Rathe zu fügen. Da antwortete der Ritter: Dein Athem ist so übelriechend, daß ihm kein Trank mehr schmeckt, so wider-

lich ist ihm der stinkende Geruch Deines Mundes. Da sagte Fulgentius zum Reichsverweser: wahrlich, das habe ich bis jetzt noch nie bemerkt, aber was meint Ihr denn zu meinem Athem, saget mir, ich bitte Euch, die Wahrheit. Wahrhaftig, antwortete der Ritter, er stinkt abscheulich und faulig. Und Fulgentius glaubte ihm Alles, was er gesagt hatte, und ward bekümmert in seinem Herzen und bat den Reichsverweser um seinen Rath und seine Hilfe in diesem schlimmen Falle. Da sprach selbiger also zu ihm: wenn Du meinem Rathe folgen willst, will ich die Sache zu einem guten Ende bringen, aber Du mußt thun, was ich Dir sage. Ich rathe Dir nur das Beste, und also warne ich Dich, daß wenn Du dem Kaiser, meinem Herrn, den Becher kredenzest, Du Dein Gesicht von ihm abwenden magst, auf daß er Deinen stinkenden Athem so lange nicht riechen kann, bis Du Dich mit einigen Mitteln dagegen versehen haben wirst. Darüber freuete sich Fulgentius sehr und schwor ihm, er wolle thun nach seinem Rathe. Nicht lange nachher ward befohlen, der Jüngling Fulgentius solle seinen Herrn bedienen, wie es seine Gewohnheit war, und plötzlich wendete derselbige sein Gesicht von seinem kaiserlichen Herrn hinweg, wie ihm der Reichsverweser gesagt hatte. Als aber der Kaiser die Wendung seines Kopfes bemerkte, da stieß er den Fulgentius mit seinem Fuße gegen die Brust und sprach also zu ihm: o Du schlechter Gesell, nun sehe ich wohl, daß das wahr ist, was ich von Dir gehört habe, und darum gehe mir sofort aus den Augen, auf daß ich Dich nie mehr an diesem Orte wieder sehen mag. Damit fing der Jüngling Fulgentius bitterlich an zu weinen, ging seines Weges und entfernte sich aus seinen Augen. Wie das geschehen war, da rief der Kaiser seinen Reichsverweser zu sich und sprach zu ihm: wie mag ich diesen Buben aus der Welt schaffen, der mich also geschändet hat? Der antwortete: mein

theuerster Herr, Ihr sollt Euer Vorhaben aufs Beste bewerkstelligen können. Denn ich halte hier in der Nähe, ohngefähr drei Meilen weit, Ziegelbrenner, die täglich ein großes Feuer anmachen, um Ziegel zu brennen und Kalk zu machen, darum sendet diese Nacht zu diesen hin, mein theurer Herr, und laßt ihnen bei Todesstrafe befehlen, daß wer zu ihnen des Morgens früh zuerst kommen wird und also sagt: mein Herr befiehlt Euch seinen Willen zu thun, daß sie den nehmen und in den Ofen stecken und verbrennen: und diese Nacht befehlet diesem Fulgentius, daß er früh Morgens zu Euern Arbeitern gehe und sie frage, ob sie vollzogen haben Eueren Willen, der ihnen befohlen ward, oder nicht: und dann werden diese nach Euerem Gebote ihn in das Feuer werfen, und derselbe eines elenden Todes sterben. Dein Rath ist wahrhaftig gut, antwortete der Kaiser, darum rufe diesen Buben Fulgentius zu mir. Und wie der junge Mensch nun vor des Kaisers Angesicht hintrat, da sprach dieser zu ihm: ich befehle Dir bei Verlust Deines Kopfes, daß Du morgen in der Frühe aufstehest und zu meinen Kalk- und Ziegelbrennern hingehest, und zwar bevor die Sonne aufgeht, schon drei Meilen von diesem Hause weg und bei ihnen bist, und sie in meinem Namen beauftragst zu vollziehen mein Gebot, sonst sollst Du selber den schimpflichsten Tod sterben. Da antwortete ihm Fulgentius: mein Herr und Gebieter, so mir anders unser Herrgott das Leben läßt, will ich Euerem Willen nachkommen, und müßte ich bis an der Welt Ende laufen. Sobald aber Fulgentius einmal diesen Auftrag erhalten hatte, konnte er vor Sorgen nicht schlafen, weil er zeitig aufbrechen mußte, seines Herrn Befehl zu vollziehen. Der Kaiser sendete aber um Mitternacht einen reitenden Boten zu den Ziegelbrennern und ließ ihnen bei Todesstrafe anbefehlen, daß wer zu ihnen zuerst des Morgens früh kommen und sagen werde, wie

schon erzählt ist, den sollten sie fassen und binden und in das Feuer werfen und bis auf die Knochen verbrennen lassen. Dem antworteten die Ziegelbrenner: es soll geschehen. Hierauf kehrte der Bote wieder nach Hause zurück und meldete dem Kaiser, sein Gebot werde fleißig erfüllt werden. In des andern Morgens Frühe aber stand Fulgentius auf und bereitete sich zu seinem Marsche, wie er aber schon unterwegs war, da hörte er die Glocke zur Kirche läuten, weshalb er erst hinging seine Andacht zu verrichten, allein zu Ende des Gottesdienstes fiel er in einen tiefen Schlaf und schlief eine lange Weile so fest, daß weder der Priester noch ein Anderer ihn aufwecken konnte. Nun wünschte aber der Reichsverweser von Herzen gern von seinem Tode zu hören, begab sich also um zwei Uhr zu den Arbeitern und sprach zu ihnen: Ihr Leute, habt Ihr gethan nach des Herrn Gebot oder nicht? Die Ziegelbrenner antworteten ihm und sprachen: wahrlich, wir haben bis jetzt seinen Befehl noch nicht erfüllt, aber jetzt soll es geschehen, und damit legten sie Hand an ihn. Da schrie der Reichsverweser: Ihr guten Leute, laßt mir das Leben, denn der Kaiser befahl ja den Fulgentius vom Leben zum Tode zu bringen. Die aber sprachen zu ihm: so hat uns der Bote nicht berichtet, sondern er hat uns gesagt, daß wer zu uns zuerst in der Frühe käme und so sagen werde, wie Ihr gesprochen habt, den sollten wir nehmen und in den Ofen stecken und zu Asche verbrennen: und damit schleuderten sie ihn in das Feuer. Und wie er bereits verbrannt war, da kam Fulgentius zu ihnen und sprach: Ihr guten Leute, habt Ihr meines Herrn Befehle vollzogen? Ei freilich, sprachen sie, darum gehet hin zum Kaiser und meldet es ihm. Da sprach Fulgentius: lasset mich um Christi Willen sein Gebot wissen. Sie aber sprachen: es ist uns bei Leibesstrafe befohlen worden, wir sollten den Mann, der zu uns in der Frühe käme und

also spräche, wie Du gesagt hast, nehmen und in den Ofen werfen: aber vor Dir kam der Reichsverweser, und darum haben wir an ihm des Kaisers Gebot vollzogen und er ist bis auf die Knochen verbrannt. Wie das Fulgentius hörte, dankte er Gott, daß er ihn also vom Tode errettet hatte, nahm also Abschied von den Arbeitern und kehrte in den Palast zurück. Wie ihn aber der Kaiser sah, gerieth er ganz außer sich vor Zorn und sprach also zu ihm: bist Du bei den Ziegelbrennern gewesen und hast Du mein Geheiß erfüllt? Freilich, mein gnädiger Herr, bin ich dort gewesen, allein als ich hinkam, war Euer Befehl schon vollzogen. Wie ist das möglich, fragte der Kaiser. Wahrlich, sprach Fulgentius, Euer Reichsverweser kam vor mir dahin und sprach also zu ihnen, wie ich sagen sollte, da nahmen sie ihn und warfen ihn in den Ofen, und wenn ich eher gekommen wäre, würden sie also mit mir gethan haben, und darum danke ich Gott, daß er mich vor dem Tode behütet hat. Da sagte der Kaiser: rede die Wahrheit auf die Fragen, welche ich Dir vorlegen werde. Da sagte Fulgentius zum Kaiser: Ihr habt an mir noch keine Falschheit gefunden und darum wundere ich mich sehr, warum Ihr mich zu solch einem Tode bestimmt habt. Denn ich weiß recht wohl, daß ich Eueres Bruders Sohn bin. Da sprach der Kaiser zu Fulgentius: das ist gar nicht zu verwundern, daß ich Deinen Tod auf den Rath meines Reichsverwesers angeordnet habe, da Du mich ja in meinem ganzen Lande also beschimpft hast, da Du sagtest, mein Athem stinke so greulich, daß es Dein Tod sey ihn zu riechen, und als Beweis dafür Dein Gesicht abwendetest, als Du mir meinen Becher reichtest, und das habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen: darum habe ich für Dich einen solchen Tod bestimmt, und Du mußt dennoch sterben, wenn ich nicht eine bessere Entschuldigung von Dir höre. Da antwortete Fulgentius also und sprach: ach mein theurer

Herr, so es Eurer Hoheit gefällt mich anzuhören, will ich Euch mit einem arglistigen und schlauen Plane bekannt machen. Sage an, sprach der Kaiser. Euer Reichsverweser, versetzte Fulgentius, der nunmehro todt ist, kam zu mir und sprach, Ihr hättet ihm gesagt, ich hätte einen stinkigen Odem, und derohalben rieth er mir, ich solle, wenn ich Euch Eueren Becher reiche, mein Angesicht von Euch abkehren: und ich rufe Gott zum Zeugen an, daß ich nicht lüge. Wie das der Kaiser hörte, glaubte er ihm und sprach: o mein lieber Neffe, nun sehe ich durch das weise Gericht Gottes, durch welches der Reichsverweser verbrannt ist, wie seine eigene Gottlosigkeit und Neid über ihn gekommen sind, weil er solche Bosheit gegen Dich angestellt hat, und darum sollst Du dem Allmächtigen Gott danken, daß er Dich also vom Tode gerettet hat.

Siebzehnte Erzählung.

(Cap. XCIX nach † p. LXXXVIII. sq. kurz bei ⊙ p. 414. sq.)

Es war einmal in Rom ein mächtiger Kaiser, der hatte des Königs von Jerusalem Tochter zur Frau genommen, eine gar feine Dame, die Allen, die sie sahen, gar liebreizend erschien, allein sie lebte schon lange Zeit mit dem Kaiser, ohne daß sie ihm ein Kind gebar. Darum waren die Edeln des Reiches gar sorgenvoll, weil ihr Herr keinen Erben hatte, seine Person zu beschützen. Nun begab es sich einmal, daß dieser Anselmus nach dem Abendessen im späten Abend in seinem Garten spazieren ging und selbst darüber nachsann, wie er keinen Erben hätte und der König von Apulien ihn beständig bekriegte, und er nicht einmal einen Sohn besäße, das Land in seiner Abwesenheit zu vertheidigen, das machte ihm sehr viel Sorgen, und er ging in sein Kämmerlein und schlief alsbald ein. Da kam es ihm vor, als sähe er ein Gesicht im

Schlafe, wie der Morgen heller wäre, als gewöhnlich, und der Mond an einer Seite blässer sey, als an der andern. Und nachher sah er einen zweifarbigen Vogel, und bei diesem Vogel standen zwei Thiere, welche diesen kleinen Vogel mit ihrem heißen Athem sättigten, und hinter ihnen kamen noch mehrere Thiere, und wie sie ihre Brust an den Vogel gelegt hatten, gingen sie ihres Weges: dann kamen noch andere Vögel, die süß und lieblich sangen, woüber aber der Kaiser aufwachte. In der Frühe des andern Morgens überdachte aber Anselmus sein Traumgesicht und wunderte sich, was es bedeuten möge. Darum berief er die Philosophen und Stände seines Reichs zu sich und theilte ihnen seinen Traum mit, und befahl ihnen bei Leibesstrafe, ihm die Bedeutung desselben anzugeben, wer ihm aber eine richtige Deutung desselben geben könne, dem verhieß er eine gute Belohnung. Da sagten sie: theurer Herr, theilet uns Eueren Traum mit, und wir wollen Euch sodann verkünden, was er bedeutet. Also erzählte ihnen der Kaiser denselben vom Anfange bis an's Ende, wie oben geschrieben steht. Wie das die Philosophen gehört hatten, da antworteten sie ihm frohen Muthes und sprachen: Herr, das Traumgesicht, welches Ihr geschaut hattet, bedeutet Gutes für das Land: Ihr sollt erfahren, was es ist. Der Mond, der auf der einen Seite blässer ist, denn auf der andern, bedeutet die Kaiserin, die durch die Empfängniß eines Sohnes, den sie von Euch bekommen, einen Theil ihrer Farbe eingebüßt hat. Der kleine Vogel bedeutet den Sohn, den sie gebären soll. Die zwei Thiere, welche diesen Vogel füttern, darunter sind die weisen und reichen Männer dieses Landes zu verstehen, denen Euer Sohn gehorsamen soll. Die andern Thiere aber, welche mit ihrer Brust diesen Vogel umringen, bedeuten viele andere Nationen, welche ihm ihre Huldigung darbringen sollen. Die Vögel aber, welche so süß den kleinen

Vogel anfangen, bedeuten die Römer, welche sich über die Geburt desselben freuen und singen werden. Das ist die richtige und wahrhaftige Deutung Eueres Traumes. Wie das der Kaiser gehört hatte, da war er gar sehr erfreut, und bald darauf kam die Kaiserin darnieder und ward von einem Sohne entbunden, bei dessen Geburt gar große und wundervolle Freude herrschte. Wie das der König von Apulien hörte, dachte er also bei sich: wahrlich ich habe mein Lebtage gegen den Kaiser Krieg geführt, und nun hat er einen Sohn, wenn der das Mannesalter erreicht haben wird, da wird er die Unbilden rächen, die ich seinem Vater zugefügt habe: darum dürfte es besser seyn, hin zum Kaiser zu senden und ihn um Waffenstillestand und Frieden zu bitten, damit sein Sohn nichts wider mich haben kann, wenn er das männliche Alter erreicht haben wird. Wie er also bei sich gesprochen hatte, schrieb er an den Kaiser und bat ihn um Frieden. Wie aber der Kaiser sah, daß ihm der König von Apulien mehr aus Furcht, denn aus wahrer Zuneigung geschrieben hatte, schrieb er ihm wieder, daß, so er ihm gute und hinreichende Sicherheit für die Erhaltung des Friedens geben wolle, und sich verbindlich mache, ihm sein Lebtage Dienst und Huldigung zu weihen, sey er geneigt ihm Frieden zu gewähren. Wie der König den Inhalt des kaiserlichen Schreibens gelesen hatte, berief er seinen Rath zusammen und forderte ihn auf, ihm bezüglich hierauf so gut als möglich zu rathen. Die aber sagten ihm: es dürfte gut seyn, dem Willen und Befehlen des Kaisers in allen Dingen nachzukommen. Fürs Erste, daß er wünscht, von Euch Sicherheit für den Frieden zu erhalten, müßt Ihr ihm antworten: ich habe eine einzige Tochter und der Kaiser nur einen Sohn, darum soll eine Heirath zwischen Beiden zu Stande gebracht werden, denn das wird eine ewig dauernde Bürgschaft des Friedens seyn. Endlich fordert er noch Huldigung und

Tribut, und es wird gut seyn ihm auch hierin zu genügen. Also sendete der König seine Boten an den Kaiser und ließ ihm sagen, er wolle seine Wünsche in allen Dingen erfüllen, so es seiner Hoheit gefalle, daß sein Sohn und des Königs Tochter mit einander verheirathet würden. Alles das gefiel aber dem Kaiser wohl, und er sendete ihm die Antwort zurück, daß, wenn seine Tochter eine reine Jungfrau geblieben sey von ihrer Geburt bis auf diesen Tag, so wolle er in diese Heirath willigen. Darüber freute sich aber der König sehr, denn seine Tochter war eine reine Jungfrau. Darum, als das schriftliche Schutz- und Trutzbündniß untersiegelt war, rüstete der König ein feines Schiff aus, in welchem er seine Tochter mit vielen edeln Rittern und Damen und großen Schätzen an den Kaiser schickte, um dessen Sohn zu ehelichen. Und als sie nun in die See gestochen waren, gen Rom zu, da erhob sich auf einmal ein so fürchterlicher und erstaunlicher Sturm, daß das Schiff an einem Felsen scheiterte und Alle bis auf die junge Prinzessin ertranken, welche ihre Hoffnung und Zuversicht also fest auf Gott gesetzt hatte, daß sie gerettet ward. Wie nun nach drei Stunden das Ungewitter aufhörte, da schwamm die Dame in dem zerbrochenen Schiffe, welches umgestürzt war, fort über die Wellen, als sie auf einmal ein ungeheurer Wallfisch verfolgte, bereit sie und das Schiff zu verschlingen. Allein das junge Fräulein schlug, als die Nacht kam, mit einem Steine Feuer an, wodurch das Schiff gänzlich erleuchtet ward, und darnach wagte sich der Wallfisch aus Furcht vor dem Lichte nicht an dasselbe. Als aber der Hahn zu krähen anfing, da war die Prinzessen so ermüdet von dem greulichen Ungewitter und Seesturm, daß sie einschlief, und nach einer kleinen Weile löschte das Feuer aus. Da kam der Wallfisch und verschlang die Jungfrau. Wie sie aber aufwachte, und sich im Wallfischbauche eingeschluckt fand, da schlug sie

Feuer an und verwundete mit einem Messer den Wallfisch an vielen Stellen, der, als er sich verwundet fühlte, nach der Gewohnheit dieser Thiere, dem Lande zuzuschwimmen begann. Es lebte aber zur selbigen Zeit in der Nähe der Küste ein edler Graf, Namens Pirris, der gerade zu seiner Erholung am Meeresufer lustwandelte. Der sah, wie der Wallfisch an's Land kam, kehrte schnell nach Hause zurück und versammelte eine große Menge Männer und Weiber, begab sich hierauf wieder an den Ort und kämpfte mit dem Wallfisch, verwundete ihn sehr gefährlich, und als er ihn getödtet hatte, da schrie das Mägdlein in seinem Bauche mit lauter Stimme und sprach: o Ihr edlen Freunde, habt Erbarmen und Mitleid mit mir, denn ich bin eine Königstochter und eine reine Jungfrau geblieben vom Tage meiner Geburt an bis auf den heutigen. Wie das der Graf hörte, da wunderte er sich sehr, öffnete aber die Seite des Wallfisches und fand darin die junge Prinzessin und nahm sie heraus: und wie sie in Freiheit gesetzt worden war, da erzählte sie ihm, wessen Tochter sie sey und wie sie all ihr Gut im Meere verloren, und daß sie an eines Kaisers Sohn verheirathet werden sollte. Wie das der Graf gehört hatte, da ward er sehr vergnügt und tröstete sie und behielt sie bei sich, bis sie sich ganz erholt hatte. In derselbigen Zeit aber sendete er Boten an den Kaiser und ließ ihn wissen, auf welche Weise die Königstochter gerettet worden sey. Da war der Kaiser hoch erfreut über ihre Erhaltung, hatte großes Mitleid mit ihr, begab sich selbst zu ihr hin und sprach: ach Du gutes Mägdlein, aus Liebe zu meinem Sohne hast Du vieles Weh erdulden müssen, nichts desto weniger will ich Dich aber auf die Probe stellen, ob Du verdienst sein Weib zu werden. Wie er das gesagt hatte, ließ er drei Gefäße vor sie hinstellen: das erste war von gediegenem Golde gemacht, ringsherum mit kostbaren Edelsteinen besetzt, aber

mit Todtengebeinen angefüllt, darauf aber stand geschrieben: wer mich wählt, findet was er verdient. Das zweite Gefäß war aus feinem Silber gemacht, aber mit Erde und Würmern gefüllt, und hatte folgende Aufschrift: wer mich wählt, soll finden, was die Natur begehrt. Das dritte Gefäß endlich war von Blei, aber mit kostbaren Steinen gefüllt, darauf stand geschrieben: wer mich wählt, findet, was Gott für ihn bestimmt hat. Diese drei Gefäße zeigte der Kaiser dem Mägdlein und sprach: wohlan, liebe Tochter, da sind drei kostbare Gefäße, von denen wähle Dir eins, so dieses aber Dir und Andern Nutzen bringt, dann sollst Du meinen Sohn haben. So Du aber wählen wirst was weder Dir noch Andern frommt, dann sollst Du nicht mit ihm verbunden werden. Wie das das Mägdlein gehört hatte, hob sie ihre Hände gen Himmel auf und sprach: mein Herrgott, der Du alle Dinge weißt, gewähre mir Deine Gnade zu dieser Stunde für meine Wahl, damit ich des Kaisers Sohn bekommen mag. Und darnach beschaute sie das erste goldene Geschirr, welches auf königliche Weise verziert war, und las die Aufschrift: wer mich wählt, wird finden, was er verdient hat. Da sagte sie: obschon dieses Gefäß ganz kostbar und von purem Golde gefertigt ist, so weiß ich doch nicht, was darin ist, darum will ich mir, mein theurer Herr, dieses Gefäß nicht wählen. Hierauf betrachtete sie das zweite Geschirr, welches von feinem Silber war, und las dessen Inschrift: wer mich wählt, wird finden, was die Natur begehrt. Wenn ich nun bei mir bedenke, ob ich dieses Gefäß wählen soll, so weiß ich auch nicht, was darin ist: wohl weiß ich aber, daß ich darin finden soll, was die Natur begehrt: nun sehnt sich aber meine Natur nach fleischlicher Lust, und darum will ich dieses Gefäß nicht wählen. Als sie nun diese zwei Gefäße betrachtet und eine auf sie bezügliche Antwort gegeben hatte, beschaute sie auch das dritte bleierne Geschirr

und las dessen Aufschrift: wer mich wählt, soll finden, was Gott für ihn bestimmt hat. Da dachte sie bei sich selbst: dieses Gefäß ist zwar äußerlich weder reich noch kostbar, allein die Aufschrift sagt: wer mich wählt, soll finden, was ihm Gott bestimmt hat; da nun ohne Zweifel Gott uns nie etwas Böses bestimmt, so werde ich, wenn Gott es will, dieses Gefäß wählen. Wie das der Kaiser gehört hatte, sprach er also: o Du feines Mägdlein, öffne dieses Gefäß, denn es ist voll köstlicher Edelsteine, und siehe zu, ob Du also gut gewählt hast oder nicht. Wie es aber die junge Prinzessin aufgemacht hatte, da fand sie es angefüllt mit dem feinsten Golde und kostbarsten Steinen, wie ihr der Kaiser gesagt hatte. Darnach sagte der Kaiser: meine Tochter, weil Du also gut gewählt hast, sollst Du meinen Sohn heirathen. Damit bestimmte er ihren Hochzeitstag, und sie wurden mit großem Gepränge vermählt und verblieben in großen Ehren bis an ihr Lebensende.

Erklärende Anmerkungen.

Cap. I. deutet seiner Composition nach offenbar auf die strengste Zeit des Lehrwesens hin, ist aber mit etwas orientalischer Decoration ausgestattet. Seite 2. Z. 6. v. unten habe ich die **vestis adriatica** im Texte, wie ich glaube richtig, durch: ein Kleid von feinstem Gewebe, übersetzt, da **adria** in der Bedeutung von **adula**, d. h. **caput lini**, Flachs-Knoten nachgewiesen ist in **Ducange Glossar. Med. Latin. T. I. p. 92. [ed. Paris. 1841.]**.

Cap. II. — IV. enthalten fingirte casuistische Fälle.

Cap. V. ist, was die Befreiung des Jünglings angeht, offenbar die 236ste Nacht in der morgenländischen 1001 Nacht.

Cap. VI. gehört ebenfalls ins Gebiet der Kasuistik, eingewebt ist aber die bekannte Sitte der indischen Frauen sich nach dem Tode ihres Mannes mit diesem verbrennen zu lassen. (s. **Diod. Sic. XIX. 33. Solin. c. 17.** Bohlen Alt. Ind. Bd. I. p. 293. sq.)

Cap. VII. gleichfalls casuistisch mit Einwebung der biblischen Parabel vom verlornen Sohne aus **Lucas. XV. 11. sq.**

Cap. VIII., welches von **Gower** in einem bei **Swan T. I., p. 283 — 291.** mitgetheilten englischen Gedichte bearbeitet wurde, stützt sich auf einige von Dionysius, dem bekannten Tyrannen von Syracus, erzählte Streiche ähnlicher Art beim **Valer. Maxim. I., 1, 3.** Aehnlich ist **Cento Nov. Ant. nr. VI.**

Cap. IX. gleichfalls casuistisch, erinnert auch an die Geschichte vom verlornen Sohne.

Cap. X. Vermuthlich hat der Verfasser das was **Psell. de Lapid. c. 7.** vom **Galactites** erzählt, im Sinne gehabt.

Cap. XI. ist nach **Warton History of Engl. poetry T. I., p. CXIV. sq.** aus **Aristot. Secretum secretor.**

c. 28. gezogen. Aehnliches findet sich bei Plin. XXV. 3. f. Gell. XVII. 16. vom Mithridates. erzählt, f. a. Schmidt zu P. Alphonsus p. 107.

Cap. XII. bezieht auf eins der Hauptdogmen der katholischen Kirche de operante in opere operato.

Cap. XIII. hat einige Aehnlichkeit mit der Geschichte vom Oedipus, und findet sich ziemlich gleichlautend erzählt bei Vincent. Bellov. Specul. Hist. VII., 93. sq. f. 86. b. ed. Venet.

Cap. XIV, ebenfalls der Casuistik angehörig.

Cap. XV. ist die bekannte Legende vom H. Alexius, die sich in mehreren Redactionen in d. Act. SS. Antverp. Julius T. IV., p. 238 — 262. wiederfindet, von Vincent. Bellov. XVIII. 43. sq. f. 241. b. erzählt wird, auch in Caxton's Gold. Legend. ed. 1479. fol. nr. LXXXIX. p. CLVIII. (abgedruckt bei Swan T. I., p. 300 — 311.) vorkommt u. in metrischer altenglischer Bearbeitung mitgetheilt ist von Warton T. I., p. CXLVI. sq. Ein lateinisches Gedicht in 145 gereimten vierzeiligen Strophen bei Hoffmann Altdeutsche Blätter Bd. II., p. 273 — 287. Endlich dichtete auch Conrad von Würzburg einen Heiligen Alexius, von dem zuerst Oberlin Diatr, de Conr. Herbipol. p. 10 — 11. 33 — 35. Bruchstücke mittheilte, der aber jetzt gedruckt ist in Meyer und Mooyer Sammlung altdeutscher Dichtungen. Quedlinburg 1833. Heft I. Ein holländisches Volkslied erwähnt über diesen Gegenstand Mone Uebers. d. niederländ. Volkslitt. p. 193.

Cap. XVI. abermals eine in das Gebiet der Casuistik streifende Erzählung, nur daß zuletzt orientalische Mythe mit christlicher Mystik zusammengesetzt ist. In der deutschen Ausgabe, wo sich die Geschichte auch findet, verrichtet der arme Mann nur fünf Dienste.

Cap. XVII. ist nach Warton l. l. T. I. p. CXLVIII. sq. die Geschichte d. H. Julianus Hospitator, welche sich nach Antoninus erzählt findet bei d. Act. SS. Antverp.

Januar. T. II., p. 974. sq. Jac. de Voragine Legenda aurea nr. XXXII. f. LXII. und in d. Golden Legend. f. 90. [ed. 1493. und f. 85. ed. 1527.] Auch Boccaccio. G. I. nov. II. spielt auf dieselbe an. Ich bemerke noch, daß das Ende der Erzählung große Aehnlichkeit hat mit der Legende vom großen Christoph und ihrer Entwickelung. Eine ähnliche indische Geschichte steht englisch in d. Asiatick. Miscell. T. II., p. 462. und französisch hinter den MI jours p. Loiseleur Deslongchamps. Paris 1838. 4. p. 643. sq.

Cap. XVIII. ist die sonderbar erzählte Geschichte der Feindschaft zwischen Cäsar und Pompejus und des Uebergangs des Erstern über den Rubico.

Cap. XX. soll die fabelhaften Schicksale Kaisers Heinrich III. und seine wunderbare Behütung vor den Nachstellungen des Kaisers Conrad darstellen, die Grimm deutsche Sagen Bd. II. nr. 480. (Veillées Allemand. T. II. p. 210. sq.) nach Gotfr. Viterb. Chron. p. 333. sq. u. A. mitgetheilt hat. Dieselbe Geschichte findet sich nach Warton T. I. p. CL. sq. als das Leben des H. Papstes Pelagius erzählt in Caxton's Golden Legend. f. CCCLXXXXVII. s. a. Jacob. de Vorag. Leg. Aurea f. CCCXV. Dieselbe Erzählung ist von mir unten Bd. II. p. 198 — 206. nach der viel weitläufigeren Redaction in d. deutsch. Gestis c. 26. nochmals erzählt worden.

Cap. XXI. ist aus Justin. L. II. c. 10. genommen und bezieht sich auf den spartanischen König Demaratus.

Cap. XXII. ist nach Augustinus de civ. Dei. XVIII. 5. erzählt. So auch Cap. XXIII., was ich aber im Augustinus nicht wiederfinde; hierzu vergleicht noch Swan T. I., p 341. sq., Plin. Hist. Nat. XXIX. 4.

Cap. XXIV. vergleicht hiermit Swan T. I., p. 342. sq. c. 90. der Voyages and Travels of Sir J. Mandevile.

Cap. XXV. scheint selbst erfunden zu seyn.

Cap. XXVI. abermals zur Erörterung eines casuistischen Satzes geschrieben.

Cap. XXVII. ist selbst erfunden, wird aber durch die dazu gehörige Moralisatio des Textes gut erklärt; dort heißt es im Allgemeinen so: der Kaiser ist unser Herr Jesus Christus, seine Tochter ist die als Bild desselben erschaffene Seele, ihre fünf Wächter sind die fünf Sinne, der Hund ist das Fleisch, welcher Tag und Nacht bemüht ist den Geist zu verderben, seine erste Kette ist die Furcht vor Gott, die zweite ist die Liebe zu Gott und die dritte die Schaam des Menschen, vor den Augen Gottes eine Sünde zu begehen, der Seneschall ist der Mensch, welchem Gott die Seele, den Leib und die fünf Sinne gegeben hat, der aber liebt Gott nicht, zerbricht seine drei Ketten und wird dafür in das ewige Feuer geschleudert.

Cap. XXVIII. dieselbe Geschichte kommt auch bei Alphonsus de disciplina cleric. c. 14. [ed. Schmidt. Berlin. 1828. p 51. als c. XI. in d. ed. Paris. 1824. T. I. p. 75.] vor und Swan (T. I. p. 347.) vergleicht dazu Boccaccio G. V. nov. 8. Uebrigens ist die ganze Erzählung mit Ausnahme des Schlusses, der verändert ist, aus dem Griechischen Συντίπας [ed. Boissonnade. Paris. 1832. 8.] p. 51. und bei Schmidt l. l. p. 127. genommen, dessen Verfasser sie vielleicht wiederum aus dem großen Indischen Fabelwerke Vrihat Katha (in Katha Sarit Sagara. Sanskrit u. Deutsch. v. H. Brockhaus. Leipz. 1839. 8. p. 56. sq.) schöpfte. Nachahmungen derselben Geschichte s. b. Loiseleur Deslongchamps Essai s. l. Fables Indienn. p. 106. sq. Schmidt Beitr. zur Gesch. der rom. Poesie p. 69—72. und zu Alphons. l. l. p. 129. sq. Legrand Fabl. et Cont. T. IV. p. 50. du Meril Hist. de la poesie Scandinave p. 353. sq. (zu Boccaccio. VII. 6.) angeführt.

Cap. XXIX. ist selbst erfunden und ohne mir bekannte Quelle.

Cap. XXX. ist eine Verarbeitung der bekannten Sitte bei den alten Römern, daß Sclaven bei den Saturnalien und Soldaten bei den Triumphzügen das Recht hatten, alles Nachtheilige, wenn es nur der Wahrheit gemäß war, von ihren Anführern und Herren zu sagen. Dasselbe wird fast wörtlich, jedoch unter den Anführungsworten „refert Tullius quod quando aliqui consules Romam redibant victores, triplex honor fiebat iis“ nacherzählt im Dialog. creat. c. 60.

Cap. XXXI. ist aus dem letzten Capitel De sepultura Alexandri des bekannten Liber Alexandri de proeliis fast wörtlich entnommen und steht auch als c. 38. in des Alphonsus discipl. cler. (s. Schmidt l. l. p. 166. sq.) Aus letzterem ist sie unter den Anführungsworten „recitat Alphonsus in tractatu suo de prudentia“ übergegangen in d. Dial. creatur. c. 122.

Cap. XXXII. ist aus Seneca Quaest. Natur. II. 32. entlehnt.

Cap. XXXIII. ist aus Cicero de Orat. II., 69., 278. entlehnt, findet sich aber bei Valer. Max. nicht. Vergleichen kann man die bei Plutarch. Anton. c. 70. von Timon erzählte Anecdote.

Cap. XXXIV. ist nach Warton T. I. p. CLII. aus dem Secretum secretorum, das man unter des Aristoteles Namen hat, genommen. In der zum Text gehörigen Moralisatio werden diese sieben Regeln so erklärt: die Wage ist = dem menschlichen Leben, und der Spruch bedeutet: wünsche Dir nicht mehr, als was zu der Erhaltung desselben nothwendig ist, der zweite: das Feuer nicht mit Stahl zu erhitzen, ist = reize einen Jähzornigen nicht noch mehr durch Worte; der dritte: nie an einem Kranze zu pflücken = tadele nicht die Gesetze Deiner Mitbürger.

Der vierte: nie von einem Vogelherzen zu essen = lasse durch kein zeitliches Unglück Trauer, Haß und Neid in Deinem Herzen aufkommen; der fünfte: nach einmal angetretener Reise nicht wieder umzukehren = wenn Du einmal aus dem Stande der Sündhaftigkeit getreten bist, kehre nicht in denselben zurück; der sechste: nie auf der Heerstraße zu wandeln = die Heerstraße ist der Weg der Sünde, auf welcher, weil sie breit ist, der größte Theil der Menschen wandelt; und der siebente: keine geschwätzige Schwalbe im Hause zu dulden = dulde nicht die sündhaften Gedanken in Deinem Herzen, mit welchen das Gewissen beständig im Streite liegt.

Cap. XXXV. rein mystische Verbindung alttestamentlicher und christlicher Ansichten.

Cap. XXXVI. rein casuistisch und nach Art einer Homilie eingekleidet: die Geschichte vom Bucephalus ist verändert aufgenommen aus **Solin. c. 45.**, der sie wiederum aus **Plin. Hist. N. VIII., 64., 42.** entlehnte. Aehnliches erzählen darüber **Arrian. Hist. Alex. V. 19. Plut. Alex. c. 6.** und **61. Gell. Noct. Att. V. 2.**

Cap. XXXVII. die hier erzählte Geschichte findet sich im **Plinius** nicht wieder, der unter dem Namen **Perna** (in meiner Ausgabe heißt die Schlange **Parnas**) eine Art Muschel beschreibt **L. XXXII. 11. cf. XVII. 10.**, dagegen ist das Ende der Geschichte von den Kräften des Achatsteins allerdings aus **Plin. XXXVII. 10.**

Cap. XXXVIII. ist hieraus übergegangen in Grimms deutsche Sagen Bd. **II. nr. 478. (Veill. All. T. II. p. 208.)**

Cap. XXXIX. ist eine selbsterfundene Geschichte, ebenso **c. XL.**, die sich bei **Macrobius Saturn.** nicht wiederfindet.

Cap. XLI. ist die bekannte Geschichte des athieniensischen Königs Codrus s. **Justin. II. 6.** u. **7.**, allein c.

XLII. findet sich beim Valer. Maximus nicht und scheint erfunden.

Cap. XLIII. ist die bekannte Geschichte vom Marcus Curtius, der sich 392 u. c. oder 362 v. Chr. in einen auf der Mitte des Forums zu Rom entstandenen Schlund freiwillig gestürzt haben soll; s. Liv. VII. 6. August. de civ. Dei. V. 18. Plin. XV. 18.

Cap. XLIV. ist aus Plin. H. N. XXXVI. 26. genommen, dem dann Isidor. Orig. XVI. 15. u. Agrippa De vanit. scient. c. 90. nacherzählt haben.

Cap. XLV. ist eine Verarbeitung der bekannten Geschichte v. Salomos Urtheil. Mehr b. Douce T. II. p. 387. sq.

Cap. XLVI. findet sich nicht beim Plinius.

Cap. XLVII. ist eine Episode aus der Legende von den heiligen drei Königen.

Cap. XLVIII. ist aus Valer. Max. IX., 2. 9. genommen: indessen ist auch das letzte Citat aus Ovidius richtig, denn es heißt bei ihm De arte amandi L. I. v. 653. sq. so: Et Phalaris tauro violenti membra Perilli Torruit; infelix imbuit auctor opus. Justus uterque fuit; neque enim lex aequior ulla Quam necis artifices arte perire sua.

Cap. XLIX. diese Geschichte ist allerdings aus Paul. Diacon. Histor. Longobard. IV. 28., doch heißt dort der König Cacan und ist Gebieter der Hunnen, die Herzogin aber Romilda.

Cap. L. ist aus Valer. Max. VI., 5., 3. entlehnt und der Name „Zaleucus" hier in Zelongus verändert.

Cap. LI. angeblich aus Josephus.

Cap. LII. findet sich hier dem Valer. Maximus IV., 8., 1 nacherzählt.

Cap. LIII. ist gleichfalls aus Valer. Maxim. VI., 2., 2. genommen.

Cap. LIV. ist eine wahrhafte Beschreibung des Marmorthores Friedrichs II. bei Capua.

Cap. LV. ist selbst erfunden und casuistisch.

Cap. LVI. ist aus Paul. Diac. Longob. II. 28. genommen und bezieht sich dort auf den Lombardenkönig Alboin und seine Frau Rosamunde. Eine Partie ähnlicher Büßergeschichten habe ich zusammengestellt in meiner Allg. Literärgesch. Dresden 1837. sq. Bd. II. 2.: Ueber die Verbreitung der Sage von der Frau, welche das Herz ihres Geliebten essen mußte, p. 1120 — 1123. u. Schmidt. Taschenb. Deutsch. Romanzen. Berlin. 1826. 8. p. 131. sq.

Cap. LVII. ist nach Warton T. I., p. CLVI. aus dem englischen Volksbuche vom Zauberer Virgilius genommen.

Cap. LVIII. ist selbst erfunden, doch theilt Grimm Kinder- und Hausmährchen Bd. III. (Berlin 1822. 12.) p. 373. sq. eine ähnliche Sage mit.

Cap. LIX. eine ähnliche Geschichte berichtet ein altenglischer versificirter Roman des 13ten Jhdt. King Robert of Sicily betitelt, von welchem Warton T. I., p. 183. sq. Bruchstücke mitgetheilt hat, so wie einen Auszug Ellis Specim. of early Engl. metr. Rom. Lond. 1805. 8. T. III. p. 143 — 152. u. b. Swan. T. I. p 364 — 373. Eine englische Morality unter dem Titel Robert Cycyll ward 1529 zu High Croß in Chester aufgeführt, ist aber nicht gedruckt (s. Jones Biogr. Dram. T. III. p. 214.). Eine französische Moralité unter dem Titel: L'orgueil et presomption de l'empereur Jovinien. Lyon. 1581. 8. vergleicht Warton T. I., p. 193. Sonst kann man noch wegen ähnlichen Zügen hierher ziehen die Geschichte des Königs von Thibet und der Fürstin der Naimans in d. MI. jours (ed. Loiseleur Deslongchamps. p. 33. sq.) jour XIX. Bekanntlich hat diesen Stoff Hans Rosenplüt in s. König im Bade behandelt (s. meine Liter. Gesch. Bd. II. 2. p. 964. Keller z. Kaiser Diocletian. p. 48. u. z. Rom. d. VII. Sages p. CLVI. sq.).

Cap. LX. ist die Umarbeitung der bekannten Sage von der Atalante bei **Apollod. III., 9., 2. Hygin.** fab. 99. 174. 185. 270. u. **Ovid. Metam. X. 560. sq.**

Cap. LXI. sonderbare Verarbeitung classischer und orientalischer Traditionen. **Swan T. II. p. 542.** vergleicht hiermit den letzten Apolog aus **P. Alphons. Disc.** cleric.

Cap. LXII. selbsterfundene Erzählung.

Cap. LXIII. ist eine sonderbare Verarbeitung der Schicksale des Theseus und der Ariadne und der Vertilgung des Minotaurus durch Erstern.

Cap. LXIV. ein ziemlich sonderbar erfundenes Verirmährchen.

Cap. LXV. selbst erfundene casuistische Erzählung.

Cap. LXVI. ist fast dieselbe Erzählung wie **Cap. XXV.**, nur daß die Auflösung geradezu entgegengesetzt ist.

Cap. LXVII. selbsterfundene Erzählung mit casuistischer und mystischer Scenerie.

Cap. LXVIII. zuerst Erwähnung des Verständnisses der Vogelsprache bei Menschen, auf die schon im **Koran. S. 27.** (s. **Sale Not. T. II. p. 223.**) hingewiesen ist. Verspottet ist diese Sage in der Fabel von den zwei Eulen, in d. **Contes Turcs** bei **Loiseleur Deslongchamps Edit. d. MI. jours p. 338.** Eine andere Erzählung ähnlicher Art s. unten unter den deutschen Gest. p. 191. Eine große Menge hierher gehöriger Stellen s. b. Schmidt zu d. Mährchen d. Straparola p. 323. sq.

Cap. LXIX. diese Erzählung hat einen orientalischen Ursprung und ist von **Galland** in d. **Revue retrospective. Sec. Serie T. XII. p. 11.** u. b. **Loiseleur Deslongchamps l. l., p. 641.** mitgetheilt aus dem türkischen Fabelwerke **Farage bada alchidda.** Der Zusatz in unserer Geschichte von der Keuschheitsprobe ist gleichfalls aus dem Oriente hergenommen, wie ich in vielen Beispielen gezeigt habe in meiner Allgem. Literärgesch. Bd. III. 1. p. 185. sq.

Cap. LXX. eine Art Räthselmährchen, welches Grimm Kinder- und Hausmährchen Bd. III., p. 376. sq. ganz kurz a. e. Hdschr. mittheilt, allein sonderbarer Weise bemerkt, daß es in den lateinischen gedruckten Ausgaben fehle.

Cap. LXXI. die bekannte Fabel vom Lahmen und Blinden, die einander forthelfen.

Cap. LXXII. eine selbsterfundene Geschichte zur Belehrung der Eltern, welche ihr Vermögen bei ihren Lebzeiten an ihre Kinder abtreten wollen.

Cap. LXXIII. selbsterfunden und casuistisch.

Cap. LXXIV. der Anfang scheint selbsterfunden, allein die Episode von dem König, der nur ein Jahr regiert, ist aus dem arabischen moralischen Romane des Tophail Hai Ebn Yokdan. Daraus ist sie dann auch übergegangen in den Conde Lucanor c. 40.

Cap. LXXV. bezieht sich auf die katholischen Lehrsätze von der Sündhaftigkeit des Eingehens einer zweiten Ehe: gleicher Art ist Cap. LXXVIII.

Cap. LXXVI. selbst erfunden. Ebenso Cap. LXXVII.

Cap. LXXIX. nur Redaction einer aesopischen Fabel. (nr. CCCLXVII. ed. Furia.)

Cap. LXXX. Original, aber in englischen Versen nachgeahmt von dem Dichter Parnell. Seine Erzählung The Hermit steht bei Swan T. I. p. 376 — 386.

Cap. LXXXI. ist die bekannte Sage von Gregor auf dem Steine, die Nachbildung der Geschichte des Oedipus, über die von mir in meiner Litt. Gesch. Bd. II. 2. p. 953. sq. die wichtigsten Nachweisungen gegeben sind.

Cap. LXXXII. ist selbsterfunden und kommt Cap. CLXXXI. nochmals, so wie auch in der oben Bd. II. p. 237. erzählten Geschichte aus den Englischen Gest. wieder vor.

Cap. LXXXIII. selbsterfunden und casuistischen Inhalts.

Cap. LXXXIV. ist selbsterfunden und das Gegenstück zu der Geschichte von der widerspenstigen Frau bei den italiänischen Novellisten.

Cap. LXXXV. eine ähnliche Geschichte von dem Fischer, der den Fischen pfeift, steht im Aesop. fab. XXXIV.

Cap. LXXXVI. selbsterfunden.

Cap. LXXXVII. ist die bekannte Geschichte vom Augustus und dem Soldaten, der bei Actium gekämpft hatte.

Cap. LXXXVIII. scheint selbst erfunden.

Cap. LXXXIX. ist die bekannte Erzählung von den drei Ringen im Decameron G. I. nov. 3. u. Cento novelle nr. LXXII. s. Edel. du Meril. Hist. de la poesie Scandinave p. 344. sq. Schmidt zu d. Mährchen d. Straparola p. 336.

Cap. XC. selbst erfunden und casuistisch; ebenso c. XCI., obgleich hierzu Swan T. II., p. 543, sq. eine Aesopische Fabel von einem Vater und seinen drei Kindern vergleicht, desgleichen Cap. XCII., XCIII. und XCIV., von denen jedoch Cap. XCII. und XCIV. orientalischen Ursprungs sind. Ebenso Cap. XCVI., mit dem wieder Cap. XCVIII. stimmt, wogegen Cap. XCV. u. XCVII. sonderbare Verdrehungen der ächten römischen Geschichte enthalten.

Cap. XCIX. abermals eine Geschichte von der Dankbarkeit einer Schlange: die Sage von der Feindschaft derselben mit den Kröten ist aus Plin. Hist. Nat. X. c. 84. XX. c. 13.

Cap. C. durchaus casuistisch.

Cap. CI. der Anfang der Geschichte ist aus Justin. II. 7. genommen, die weitere Entwickelung wird aber in der zum Texte gehörigen Moralisatio so erörtert: Ganterus ist der gute Christ, der, wenn er eine Sünde begehen will, auf das Bett mit den Thieren, d. h. auf die Kürze seines Lebens,

wenn er eine andere, auf die Scheermesser, d. i. die Hölle, sehen soll. Der Mann mit dem Stabe ist der Heiland, der ihn zu der Leiter mit sieben Sprossen, d. i. den sieben Werken der Barmherzigkeit, führen wird; dann wird er an das Himmelsthor pochen und dieses wird ihm auf drei Schläge, d. h. Reue, Beichte und Buße, aufgethan werden durch ihren Pförtner, d. h. durch die göttliche Gnade.

Cap. CII. bezieht sich auf den Glauben des Mittelalters von den Wachsbildern, ihrem Gebrauche bei Zaubereien, schon bei Theocr. Id. II. v. 28. Virgil. Eclog. VIII. v. 73. sq. und Horat. Sat. V., 8. v. 30. nachgewiesen. Dergleichen Dinge finden sich auch erzählt im Malleus maleficarum c. XI. und XII. f. LXVI. b. u. f. LXVIII. b. Andere Beispiele s. b. Swan T. II., p. 73. sq. Warton T. I. p. CLXII. sq. Dobeneck des deutsch. Mittelalt. Volksglaub. Bd. II., p. 20 — 28.

Cap. CIII. ein orientalisches Mährchen aus der Geschichte der 40 Vizire La Sultane d. Perse et les Visirs, (Contes turcs trad. en franc. p. Petis de la Croix. Paris. 1707. 12. p. 398. u. b. Loiseleur Deslongchamps. l. l. p. 366. sq., englisch bei Swan T. II, p. 411. sq.), wo es den Namen Histoire d'un roi, d'un sofi et d'un chirurgien führt. Merkwürdiger Weise ist ganz nach dem türkischen Muster, wo nur die erste Geschichte vom Barbier steht, ganz ebenso dieses Mährchen ohne die beiden andern Fälle unseren Gesta nacherzählt im Dialog. creat. c. 93. Aehnliches steht im Conde Lucanor. c. 48. s. a. Schmidt zu P. Alphons. Disc. cler. c. 19. p. 141. sq.

Cap. CIV. ist die bekannte Geschichte von Androclus aus Gellius Noct. Att. V. 14.

Cap. CV. abermals eine Geschichte von einer Schlange, die einen magischen Stein bringt, wie deren mehrere Beispiele Schmidt zu d. Mährchen d. Straparola. Berlin. 1817.

8. p. 281. sq. mittheilt. Die Sage, deren Quelle weder Warton noch Swan entdecken konnten, wird in der hdschr. Deutschen Kaiserchronik von Karl dem Großen erzählt und soll zu Zürich vorgefallen seyn, s. Scheuchzer Itiner. Alpina T. III., p. 381. Cento novelle ant. c. 49. Grimm Deutsche Sagen Bd. II. nr. 453. (Veillées Allemand. T. II., p. 155. sq.).

Cap. CVI. selbsterfundener Schwank, der auch bei Alphons. Disc. cler. c. 20. steht. Indessen ist auch hiervon das orientalische Original nachgewiesen durch einen von Hammer Rosenöl Bd. II., p. 303. sq. mitgetheilten Apolog. Ueber a. Bearbeit. s. Schmidt l. l. p. 142. sq.

Cap. CVII. Es erzählt diese Geschichte n. Warton T. I. p. CLXX sq. bereits Gulielm. Malmesb. De gest. reg. angl. L. II. c. 10. p. 36. vom Papste Gerbert und nach ihm Vincent. Bellov. Spec. Hist. XXIV. c. 98. sq. p. 344.

Cap. CVIII. ist die bekannte Geschichte vom Damon und Pythias bei Cicer. Tuscul. V. 22. u. de Offic. III. 10. u. Valer. Maxim. IV., 7., 1. Darnach auch im Dial. creatur. c. 56. Im Allgem. s. Schmidt Taschenb. Deutsch. Romanz. p. 225—237.

Cap. CIX. ist aus Barlaam und Josaphat (in Joh. Damasc. Opera p. 824. u. hinter d. Edit. Basil. 1548. p. 12.) gezogen, darnach in Boccaccio's Decamer. X. 1. u. d. Cento novelle ant. nr. LXV. übergegangen. Anderes s. b. Du Méril Hist. de le poes. Scand. p. 357. und Warton l. l. T. I. p. CLXXIII. sq.

Cap. CX. enthält die Legende vom H. Eustachius, seiner Frau Theopista und seiner Söhne Agapius u. Theopistus und ihre Begebenheiten unter Vespasian, Titus, Trajan und Hadrian. Ihr Märtyrertod wird auf den 20sten Septbr. 120 n. Chr. gesetzt; s. Act. et martyrium S. Eustachii, gr. et lat. ed. Combefis Illustr. Christi

martyr. triumphi. Paris 1660. 8. p. 1 — 44. Nicetae Paphlagon. Laudatio SS. Eustathii, Agapii, Theopisti et Theopistes, gr. et lat. ib. p. 45 — 87. Latine ex Simone Metaphrasta, s. Surius Act. SS. 20. Septbr. p. 209. sq. bei Caxton Golden Legend. f. CCCXXIII. G. B. Manzini Vita di S. Eustachio martire. Venez. 1653. 12. 1668. 12. Ath. Kircheri Historia Eustachio — Mariana, qua admiranda D. Eustachii sociorumque vita ex var. auct. collecta, locus in quo eidem in monte Vultarello Christus inter cornua cervi apparuit, ecclesia B. Mariae eodem in loco a Constantino M. condita etc. in publ. lucis bonum educuntur. Rom. 1605. 4. Die höchst ähnliche Geschichte vom Hubertus, dem andern Schutzpatron der Jäger, einem Sohne Bertrands, Herzogs von Guienne, der 727 — 730 als Bischoff von Lüttich starb und dessen Fest den 3. Nov. gefeiert wird, steht gleichfalls bei Surius Act. SS. 3. Nov. p. 13. sq. darnach: Vie de St. Hubert. s. l. et a. Guill. Eustace. 8. cf. Mercure galant. 1680. p. 27. sq. Mercure de France 1725. p. 67. sq. Le Beuf im Bullet. du Biblioph. 1841. p. 793—809. Als ähnlich vergleicht Swan T. II., p. 430. sq. den altenglischen versificirten Roman Sir Isumbras (bei Utterson Sel. piec. of early popul. poetry. Lond. 1817. T. I. p. 73. sq. Ellis Specim. of early Engl. metr. Rom. T. III. p. 153 — 175. ausgezogen, s. Warton T. II., p. 368.) und eine ähnliche Bekehrungsgeschichte (p. 424. sq.) aus Doddridge Life of Colonel Gardiner p. 45. sq.

Cap. CXI. ist eine sonderbare Redaction der altgriechischen Mythe vom Mercurius und Argus, dem Wächter der Io, bei Ovid. Metam. I. v. 624. sq. Ziemlich ähnlich ist in d. Conts Turcs die Histoire du Grand Ecuyer Saddyk bei Loiseleur Deslongchamps. p. 315. sq., mit der wiederum Straparola Notte piacevole III., 5. stimmt.

Cap. CXII. scheint eine Nachahmung des den sieben weisen Meistern zum Grunde liegenden Stoffes zu seyn.

Cap. CXIII. eine einfache Episode aus einem Turniere.

Cap. CXIV. eine selbsterfundene Geschichte, abermals auf die Kräfte gewisser Steine hindeutend.

Cap. CXV. dieselbe Geschichte findet sich im Dialog. creatur. c. 89. wieder erzählt und wird dort mit folgenden Worten citirt: „narrat scriptura quae continet veterum historias“.

Cap. CXVI. sonderbare mit nichts historisch zu beweisende Geschichte, von Grimm Bd. II., nr. 436. unter seine deutschen Sagen aufgenommen (Veillées Allemand. T. II. p. 119. sq.).

Cap. CXVII. selbst erfundene Geschichte um ein Gesetz, daß, wer ein geraubtes Mädchen rettet, sie heirathen dürfe, zu erklären.

Cap. CXVIII. ist orientalischen Ursprungs und findet sich wenig verändert bei Cardonne Melang. de litter. orient. T. I. p. 62. und Loiseleur Deslongchamps Edit. des MI. jours p. 652. sq. Aus derselben Quelle entnahm sie Alphons. Discipl. cleric. c. 16. (ed. Paris. T. I. p. 91.) Darnach bearbeitete sie der Verfasser eines altfranzösischen Fabliau bei Barbazan T. II. p. 107. sq. und Legrand Fabl. et Cont. T. III. p. 248. sq. so wie auch die Cento nov. antiche nov. LXXIV. und Boccaccio VIII. 10. s. a. d. Meril. Hist. de la poes. Scand. p. 356. Schmidt zu P. Alphons. p. 137.

Cap. CXIX. ist gleichfalls orientalischen Ursprungs und die Geschichte vom Juwelier und dem Reisenden in dem Arabischen Romane Calilah ve Dimnah (translat. from the Arabic by Windham Knatchbull. Oxford. 1819. 8. p. 346. Französisch b. Loiseleur Deslongchamps l. l. p. 543. sq.), so wie in der griechischen

Uebersetzung desselben Werkes durch Simeon Sethus (Spec. sapient. Indor. p. 444.) und kommt wieder als die Fabel: Le Brahme, le Serpent, le Tigre, le Voyageur et l'Orfèvre (in Le Pantchatantra ou les cinq Ruses — trad. p. Dubois. Paris 1826. 8. p. 121.) Dieselbe Fabel soll Richard Löwenherz bei seiner Rückkehr aus Palästina 1195 n. Chr. öffentlich erzählt haben (s. Matthaeus Paris. Lond. 1571. fol. p. 240 — 242.) und nach Swan T. II. p. 440. sq. findet sie sich auch bei Gower Confessio Amantis. L. V. f. 111. sq.

Cap. CXX. ist das bekannte Mährchen vom Fortunatus und seinem Wünschhütlein, über dessen Quellen und Verbreitung nachzusehen ist meine Allg. Liter. Gesch. Bd. III. 1. p. 191 — 195.

Cap. CXXI. ist dieselbe Geschichte, welche Marie de France in einem ihrer Lais, Laustic betitelt, besungen hat (Oeuvres ed. Roquefort T. I. p. 314. sq.) Darnach Boccaccio. V. 4. s. du Meril p. 351. Schmidt Beitr. z. Gesch. d. rom. Poesie p. 50.

Cap. CXXII. aus Petr. Alphons. discipl. cler. c. X., 7. s. Schmidt l. l. p. 123.

Cap. CXXIII. gleichfalls aus P. Alphons. discipl. cleric. c. XI. und den griechischen Συντίπας p. 29. s. Schmidt l. l. p. 126. Die Grundlage beider Erzählungen ist die Hitopadesa. L. II. nr. 6. Loiseleur Deslongchamps Essai sur les Fabl. Ind. p. 76. 77. 100. sq.

Cap. CXXIV. Dieselbe Erzählung findet sich in d. Cento novelle antiche c. C. (Firenze. 1724. p. 105.) und fast ganz ähnlich in Herber's Dolopathos (b. Loiseleur Deslongchamps Essai sur les fabl. Indienn. p. 191. sq. cf. p. 125. sq.) Anderes s. b. Schmidt zu d. Mährchen d. Straparola p. 292.

Cap. CXXV. sonderbar erfundener Schwank, von welchem Swan T. I. p. 444. sq. eine englische Nachah-

mung des Dr. Byrom The three black crows aus dess. Miscell. Poems T. I. p. 31. sq. mittheilt. Uebrigens ist in dieses Capitel, wenn auch ganz kurz, eine andere Geschichte mit hineingewebt, die unter Bd. II., p. 145. sq. aus d. Deutschen Gestis als cap. 3. mitgetheilt ist.

Cap. CXXVI. ist aus Macrob. Saturn. L. II. c. 6. de origine ac usu praetextae genommen.

Cap. CXXVII. ist eine dem 80sten Capitel ähnliche selbst erfundene Erzählung.

Cap. CXXVIII. scheint selbst erfunden und nach einem orientalischen Muster verändert.

Cap. CXXIX. ist dieselbe Geschichte, welche sich auch im Dialog. creatur. c. 56. u. Alphons. Discipl. cleric. c. 2. wiederfindet. Einem dieser Muster ist sie nacherzählt im Conde Lucanor c. 37. Mehr s. Schmidt zu Alphonsus p. 93. sq.

Cap. CXXX—CXXXII. scheinen selbst erfunden. Aehnliche Prellereien wie c. CXXXII. führt Schmidt zu d. Mährchen der Straparola p. 309. an.

Cap. CXXXIII. findet sich auch im Conde Lucanor. c. IX., nur daß dort zwei Pferde die Stelle der Hunde vertreten.

Cap. CXXXIV. findet sich nicht bei Seneca wieder, obgleich er als Gewährsmann citirt ist.

Cap. CXXXV. die Geschichte von der Lucretia aus Augustin. de civ. Dei. I. 19.

Cap. CXXXVI. findet sich auch bei P. Alphons. Discipl. cleric. c. 25. (s. Schmidt p. 70. u. ed. Paris. T. I. p.149.) und darnach bei dem Verfasser eines altfranzösischen Fabliau (in Barbazan Fabl. T. II. p. 148. sq. u. Legrand Fabl. et Cont. T. III. p. 253. sq.) Grundlage ist das vierte Capitel des Arabischen Calilah ve Dimnah. s. a. Schmidt l. l. p. 156. sq.

Cap. CXXXVII. ist offenbar die sonderbar verdrehte Geschichte vom Koriolanus a. Valer. Max. V, 4, 1.

Cap. CXXXVIII. wahrscheinlich nach einer orientalischen Sage erfunden, wenn nicht etwa gar die Begebenheiten des Alcibiades auf seiner Rückkehr von den Lacedämoniern in sein Vaterland zum Grunde liegen.

Cap. CXXXIX. wahrscheinlich aus Aelian. Hist. An. XV. 21. genommen. Aehnliches erzählt Vincent. Bellov. Specul. hist. IV. 1. f. 41. sq. Ueber den Basiliskenblick s. Plin. H. N. VIII. 21. Berger de Xivrey Tradit. teratolog. p. 540. sq. Schmidt zu d. Mährchen d. Straparola p. 288. Zu uns. Cap. s. c. 145. u. Xivrey p. 389. sq.

Cap. CXL. ist auch aus Seneca de Jra. I. 8. gezogen.

Cap. CXLI. nach Swan T. II. p. 454. sq. aus dem lateinischen Aesopus (ed. 1658. p. 80. im Aesop. ed. Coray. fab. 141. p. 83.) gezogen. Allein die Quelle ist das indische Fabelwerk Pantcha Tantra, aus welchem das Mährchen als: Le Brahmane et le Serpent übersetzt ist von Loiseleur Deslongchamps hinter s. Ausg. d. Mille et Un jours p. 624. sq. Dieselbe Fabel findet sich unter denen der Marie de France in ihren Oeuvr. T. II. p. 267. und bei Legrand d'Aussy Fabl. T. IV. p. 389. sq. s. a. Loiseleur Deslongchamps Essai sur les fabl. indienn. p. 47. sq.

Cap. CXLII. ist eine sonderbare mystisch-moralische Erzählung, die jedoch durch die Moralisatio recht gut erklärt wird, wo es heißt: der König ist unser Herrgott, der mit einer Mauer umgebene Forst aber die Welt, die durch die Gebote Gottes eingeschränkt ist, oder die Kirche, die durch Christi Leiden und seine Diener beschützt wird. Der Verräther ist der Teufel, der die Menschen, die dem frommen Leben untreu werden, in den Netzen der Weltlust fängt. Seine zwei ersten Hunde Richer und Emulehm sind der

Reichthum und die Wollust, nach welchen die Menschen jagen, der dritte Hund Hanegiff: d. h. habe und gieb, jagt den Clerikern nach, welche um gute Pfründe zu bekommen, Andere bestechen, der vierte Hund Bandin jagt die Advocaten, welche das Gesetz umgehen, der fünfte Crismel, die niedern Geistlichen und Bettelmönche, die von dem erhaltenen Almosen einen schlechten und eigennützigen Gebrauch machen, der sechste Hund Egosin oder Belyn jagt die Kaufleute und Wucherer, der siebente Beamys ist die Wollust, die ohne Unterschied viele Menschen dem Teufel zuführt. Der Sohn aber ist Jesus Christus, den uns Gott Vater durch die Jungfrau, d. h. die Maria, zugeschickt hat, um uns von jenem Seelenjäger zu befreien.

Cap. CXLIII. ist aus Barlaam et Josaphat (Op. p. 12. s. auch Swan T. II. Notes p. 458. sq.) gezogen, von welchem sie wiederum Vinc. Bellov. Specul. Hist. p. CXXIII. und Gower Confessio Amant. L. I. f. XIX. b. aufgenommen haben (s. Warton l. l. CLXXX. sq.) Mir scheint jedoch im Ganzen die Geschichte vom Damocles bei Cic. Tuscul. V. 21. u. Macrob. Somn. Scip. I. 10. zum Grunde zu liegen.

Cap. CXLV. ist zwar aus Albert. Stadens. Chronicon angeblich entlehnt, offenbar aber nicht wieder zu finden, vielmehr a. Albert. M. de anim. XXXV. p. 668. Dagegen ist c. CXLIV. geradezu erfunden und mystisch.

Cap. CXLVI. allerdings aus August. de civit. Dei. L. LI. c. 4. und nacherzählt im Dial. creatur. c. 79.

Cap. CXLVII. selbsterfundene Geschichte, wenn sie nicht auf irgend eine classische Tradition basirt ist.

Cap. CXLVIII. die bekannte Geschichte vom Arion aus Gell. Noct. Att. XVI. 19., der sie Herod. I. 23. nacherzählt.

Cap. CXLIX. ist aus Valer. Max. VIII., 14., 4. genommen, wo der Mörder Hermocles heißt.

Cap. CL. hierzu kann man nur vergleichsweise Plin. H. N. II. 103. u. XXXI. 2. anführen.

Cap. CLI. sonderbare Beschreibung von der Ansteckung des Aussatzes nach Art der Syphilis: dabei wie gewöhnlich fabelhafte Einwirkung einer Schlange.

Cap. CLII. könnten vielleicht die Begebenheiten des Clonymus, des Sohnes des spartanischen Königs Cleomenes zum Grunde liegen.

Cap. CLIII. ist die bekannte Sage vom König Apollonius, über deren Verbreitung nachzusehen ist meine Allg. Lit. Gesch. Bd. III. 1. p. 457 — 460.

Cap. CLIV. ist die bekannte Geschichte vom Bilde Christi zu Edessa, welche auch, jedoch nicht mit solchen Nebenumständen Euseb. H. E. I. 13. Evagr. IV. 27. Constantin. Prophyrog. de imagine Edess. u. A. erzählen s. a. Boissonnade Anecd. T. IV. p. 471. sq. Ueber den von ihm abgeblich geschriebenen Brief an den dortigen Toparchen Abgarus s. meine Allg. Lit. Gesch. Bd. I. 2. p. 884. Unser Cap. ist a. Gervas. Tilb. III. 26. p. 969.

Cap. CLV. ist gleichfalls aus Gervas. Tilbur. Otia. Imperial. III. 59. b. Leibnitz Script. Brunsw. T. I. p. 977. Eine ähnliche Geschichte theilt Swan T. II. p. 496. sq. mit aus W. Scott Marmion. Notes. p. 245. sq. Eine andere b. Temme Volkssag. Ostpreußens p. 79.

Cap. CLVI. ist die bekannte Geschichte der Entdeckung des Achilles bei der Deidamia durch Ulysses bei Apollod. III., 13., 7. und Hygin. fab. 96.

Cap. CLVII. findet sich auch in P. Alphonsi Disc. cleric. c. 8. und Cento nov. ant. nr. 50 (53) s. a. Schmidt zu P. Alphons. p. 120. sq.

Cap. CLVIII. sonderbare Vermischung der zwei Sagen von Pallas, dem Sohne Evanders, der Aeneas zu Hilfe gezogen war und von Turnus, dem Könige der Rutuler, getödtet ward (s. Virg. Aen. VIII. 104. sq.) und einem andern Pallas, dem Sohne des Tartarus und der Gäa,

welchen Minerva tödtete und dessen Haut sie umhing. (Apollod. III. 12.)

Cap. CLIX. soll zwar aus Josephus genommen seyn, findet sich aber dort nicht, vielmehr ist nach Warton T. I. p. CLXXXV. diese sonderbare Geschichte aus einer Jüdischen Tradition bei Fabric. Codex Pseudepigr. Vet. Testam. T. I. p. 275. entlehnt. Die Geschichte von dem Fangen der Affen durch bleierne Schuhe ist bekannt (s. Aelian H. An. XVII. 25.).

Cap. CLX. ist a. Gervas. Tilb. Dec. III. c. 57. p. 978. und spielt a. d. Schlosse Esperbel b. Arles. Einiges Aehnliche theilt Swan T. I. p. 501. sq. mit, so wie Dobeneck l. l. Bd. I. p. 28. sq.

Cap. CLXI. eine sonderbare aus Gervasius von Tilbury D. III. c. 60. p. 980. gezogene Sage, ebenso Cap. CLXII. a. III. 66. p. 982., aber CLXIII., wo gar Alexander dem Großen ein Sohn angedichtet wird, scheint erfunden.

Cap. CLXIV. und CLXV. sind selbst erfunden und rein mystisch, eben so auch Cap. CLVI. vom Schachspiel, welches hier mit seiner Moralisation abgedruckt werden mußte, aber so viel mir bekannt, von Maßmanns Geschichte des mittelalterlichen Schachspiels. Quedlinb. 1839. 8. übersehen worden ist.

Cap. CLXVII. diese Fabel, welche auch im Dial. creatur. c. 100. (hier auch aus Barlaam) steht, ist aus Barlaam et Josaphat (Op. p. 22. u. b. Boissonnad. Anecd. T. IV. p. 79.) genommen und hieraus in Caxton Golden Legend. f. CCCLXXXXII. u. Alphonsi Discipl. cleric. c. 23. übergegangen. Hieraus ist das berühmte Altfranzösische Lai de lOiselet (b. Barbazan T. III. p. 114. sq. u. Legrand Fabl. et Cont. T. IV. p. 26.) entstanden. Die Grundlage ist in den Fabeln des Bidpai (b. Loiscleur Deslongchamps hinter d. MI. jours. p. 448. sq.) und in dem Anvari Soheyli (s. Livre

des Lumières p. 114.) enthalten cf. Loiseleur Deslongchamps Essai sur les Fabl. Indienn. p. 71. sq. Anderes b. Schmidt l. l p. 150. sq.

Cap. CLXVIII. ist aus Barlaam et Josaphat (l. l. p. 31. und in Boissonnade Anecd. T. IV. p. 112.) Die Quelle ist das IV. Capitel des Calilah ve Dimnah (bei Loiseleur Deslongchamps Essai sur les Fabl. Indienn. p. 64. sq. und hinter s. Ausg. d. MI. jours p. 377. sq.)

Cap. CLIX. ist offenbar die Geschichte Solons zum Grunde gelegt.

Cap. CLXX. ist aus der Lebensgeschichte des Heil. Bernhard von Clairvaux genommen und steht in der Golden Legend. f. CCXVIII. (CCXXIX.): daraus bei Swan T. II. p. 514. sq.

Cap. CLXXI. ist, wie es auch zu Anfange heißt, aus P. Alphons Discipl. cler. c. 3. gezogen, darnach hat sie auch Boccaccio in seinen Decameron. X. nr. 8. aufgenommen. Auch hier scheint die Quelle orientalisch und zwar entweder bei Cazotte Fortsetzung der 1001 Nacht im Cabin. d Fées. T. XXXVIII. p. 162. sq. und Caussin de Perceval MI. Nuits. Paris 1806. 16. T. IX. p. 1. sq. und bei Hagen Uebers. der 1001 Nacht Bd. IX. p. 1. sq. in der Geschichte Attafs oder d. Edelmüthigen, oder in den MI. jours. nr. CMLXXVI. sq. (bei Loiseleur Deslongchamps p. 257. sq.), in der Histoire de Nasiraddolé roi de Moussel, d'Abderrahmane, marchand de Bagdad et de la belle Zeyneb zu suchen. Ueber a. Bearbeit. s. Schmidt zu P. Alphons. p. 98. sq. u. Beitr. z. Gesch. d. rom. Poesie p. 110. sq. u. Du Meril Hist. de la poes. Scand. p. 358. sq. Warton T. I. p. CLXXXVII. sq.

Cap. CLXXII. ist die Geschichte des Grafen Gui von Warwick, aus der einen Auszug mittheilt Swan T. II. p. 518 — 527. Ueber diesen altenglischen Roman s. meine Allgem. Lit. Gesch. B. III. 1. p. 255. sq.

Cap. CLXXIII. zu dieser mystischen Geschichte vergleicht Warton T. I. p. CXC. den Matth. Paris. ed. Watts. p. 927., 40. und p. 751., 10.

Cap. CLXXIV. findet sich auch bei P. Alphons. Disc. cleric. c. 7. Nach Swan T. II. p. 528. sq. ist das Vorbild im Aesop zu suchen (fab. 170.), allein auch hier müssen wir uns in den Orient wenden und finden dort in den Fabeln des Bidpai (b. Loiseleur Deslongchamps hinter d. MI. jours p. 479. sq.) und dem Anwari Soheyli (s. Livre des Lumières p. 204.) die hierher gehörige Fabel vom Fuchse und der Schlange. Eine andere Fabel des Indischen Fabelwerks Pantcha Tantra (trad. p. Dubois p. 49 — 54): Le Brame, le Crocodile l'Arbre, la Vache et le Renard hat dieselbe Moral, ebenso auch die 29ste Erzählung im Tootinameh. Mehr bei Schmidt l. l. p. 118. sq.

Cap. CLXXV. ist aus lauter einzelnen sonderbaren Nachrichten bei Plinius und Mandeville componirt. Die erste Notiz von den hundsköpfigen Menschen ist aus Herod. IV. 191. (s. Baehr. ad Ctesiam. p. 198. 320. Leemans ad Horapoll. I. 14. p. 196. sq. Cont. Tures p. 355. und Plin. H. N. VII. 2. und Mandeville p. 196.; die zweite von den Einaugen, abgesehen von den Cyclopen, aus Plin. VII. 2. VI. 30. und V. 8. und Mandeville p. 203.; die dritte aus Plin. l. l. und Mandeville p. 204. u. d. Contes Tures. p. 361.; die vierte von den gerüchelieben den Menschen aus der Sage von den Astomen b. Plin. VII. 2. und Mandeville l. l. p. 205.; die fünfte von den Menschen ohne Nase b. Mandeville l. l. p 204.; die sechste von den Menschen mit langen Nasen aus Mandeville p. 205.; die siebente von den wie Thiere gehenden Leuten aus Plin. VII. 2. und Mandeville l. l.; die achte von den Leuten mit Bocksfüßen aus Mandeville l. l. p. 274.; die neunte von den einbeinigen Leuten bei Mandeville l. l. p. 157. und Plin. VII. 2., wo sie Sciopodes heißen; die zehnte von den Pyg-

mäen aus Plin. H. N. VII. 2. Aelian. XV. 29. und Mandeville p. 205. 211.; die eilfte von den sechsfingerigen Leuten aus Mandeville p. 206. und Plin. V. 8.; die zwölfte von den bärtigen Weibern bei Plin. VI. 30. und Gerv. III., 76. und die dreizehnte von den Menschen mit Kranichgesichtern aus d. Contes Turcs. d. Loiseleur Deslongchamps. MI. Jours p. 361. u. Mandeville p. 223. Ueberhaupt cf. B. de Xivrey Tradit. Teratol. p. 67 — 112.

Cap. CLXXVI. findet sich nach Swan T. II. p. 338. angeblich in den Fabeln des Poggius (ed. 1648.): ich habe dessen Facetiae (ed. Lond. 1798.) T. I. p. 42. verglichen, hier steht zwar die Geschichte eines Meerungeheuers, allein es stimmt nicht mit der hier gegebenen Beschreibung. Dagegen steht etwas Aehnliches bei Jul. Obsequens De prodig. c. 111. Die Geschichte von der Schlange bezieht sich doch wohl auf das, was Plin. H. N. VIII. 23. von der Jaculus genannten Schlange erzählt.

Cap. CLXXVII. ist die sonderbar verdrehte Geschichte von der Esther.

Cap. CLXXVIII. scheint selbst erfunden und Schilderung irgend einer alten Tapetenstickerei zu seyn.

Cap. CLXXIX. scheint aus irgend einer Homilie des bekannten Moralisten Cäsarius genommen.

Cap. CLXXX. ist aus Paul. Diacon. Hist. Longobard. V. c. 2., wo aber der Herzog Bertavidus und sein getreuer Ritter Genulfus heißt.

Cap. CLXXXI. s. oben zu cap. LXXXII.

Die aus der Grimmischen Handschrift, den deutschen Gestis und der englischen Redaction aufgenommenen Erzählungen.

Cap. I. die bekannte Geschichte von Alexander und Diogenes a. Val. Max. IV. 3, 4.

Cap. II., III., V. völlig mystisch und selbsterfunden, ebenso cap. IV. wahrscheinlich aus einem alten Alexanderromane. Uebrigens ist cap. V. ähnlich der Erzählung der lateinischen Gesta, wo die drei Söhne nach dem Leichname ihres Vaters schießen, cap. XLV.

Cap. VI. ist ähnlich mit c. CXXIII. der lateinischen Gesta und aus dem Griechischen Συντίπας p. 29. genommen, s. Loiseleur Deslongchamps Essai sur les Fabl. Indienn. p. 100. sq.

Cap. VII. diese Geschichte ist offenbar, wiewohl zu Ende verändert, übergegangen aus P. Alphons. Discipl. cleric. c. XVII. Hieraus hat sie dann Stainhöwel Esop. Fabel III. Bl. 92. übersetzt, dessen Auflösung wir jedoch zum Vergleich mit der unsrigen, da sie ganz nach Alphonsus gemacht ist, hierher setzen wollen. Es heißt da so: „So sprich ich das zu recht das alles das lauter Oel der fünf vollen Vas sol abgelassen werden von den Heffen und soll darnach die Heffen gemessen werden. Darnach söllen die halb volle Vass auch also abgelassen werden und die selben Heffen auch gemessen. Dann soll man merken ob die Heffen von den halb vollen Vassen den Heffen der volle Vass geleich sind. Und sind sy geleicher Mass, so ist wol zu mercken, daß der Jüngling dz Oel gemyndert hat: ist aber der halb volle Vass Heffen nit mer dann halb sovil als der vollen, so soll man den Knaben seiner Anklag unschuldig sagen." Dieselbe Geschichte hat Schmidt, wie er l. l. p. 138. sagt, in der Regenburger Hdschr. der Gesta Romanorum gefunden. Ein ähnliches Altfranzösisches Fabliau bei Legrand Fabl. et Cont. T. III. p. 62. sq. als Le jugement sur les barrils d'huile mis en depôt (aus Barbazan Fabl. T. II. p. 113. sq. Wahrscheinlich liegt jedoch auch hier irgend ein orientalisches Mährlein zum Grunde, wie das Urtheil des Ali Cogia vom Oliventopfe aus der 1001 Nacht (nr. 386. sq. Bd. IX. p. 55. sq. d. Hagensch. U.).

Cap. VIII. ist die gänzlich vereinfachte Geschichte vom Octavianus, über welche nachzusehen ist meine Allg. Liter. Gesch. Bd. III. 1. p. 279. sq.

Cap. IX. findet sich auch in der englischen Redaction, als cap. XVIII.

Cap. X. ist die bekannte Erzählung, welche nach des Ser Giovanni Pecorone nr. IV. Shakespeare seinem Kaufmann von Venedig zum Grunde gelegt hat. Da sie sich auch in Herber's Dolopathos findet (b. Loiseleur Deslongchamps Essai T. II. p. 208. sq. cf. p. 127. sq.), so meint Loiseleur Deslongchamps p. 130. sq. daß sie aus diesem in die englischen Gesta übergegangen sey: allein da sie sich, wie wir hier sehen, auch hier findet, dürfte sich nunmehro die Untersuchung anders stellen. s. a. Simrock Quell. d. Shakesp. Bd. III. p. 183—199.

Cap. XI. findet sich ebenfalls in den englischen Gestis (s. oben p. 225. sq.)

Cap. XII. ist selbst erfunden und scheint am Ende abgebrochen. Aehnliches s. b. Grimm Anmerk. z. Kindermährchen Bd. III. 68. p. 121. sq.

Cap. XIII. ist eine besondere Redaction der sieben weisen Meister, über deren Quellen hinlänglich berichtet ist von Keller in der Einleitung zu s. Ausg. des Roman des VII Sages. Tübing. 1836. 8. p. I—CCXLVI. und zum: Kaiser Dyocletianus von dem Büheler. Quedlinburg 1841. p. 7—64., weshalb ich hier nur bemerke, daß ich darin nicht wieder gefunden habe (S. 186.) die Geschichte von dem Diebe (diese ist aus Aesop. fab. CLIX. ed. Furia, wo aber statt des Vaters die Mutter vorkommt), von dem Ritter und der Schlange (S. 190. sq.) Unter der in letzter Geschichte vorkommenden Spinne, welche den Tod bringt, ist ohne Zweifel die Tarantel gemeint, der man solche Kräfte zuschreibt (s. a. Plin. XXIX., 27., 11. sq.)

Cap. XIV. ist aus Valer. Maxim. III., 3., 1.

Cap. XV. hängt weiter unten mit Cap. XXI. zu-

sammen und ist ebenfalls aus den sieben weisen Meistern gezogen.

Cap. XVI. ist die bereits oben in den lateinischen Gest. c. 20. kurz erzählte Geschichte. s. a. Dronke l. l. p. 113. sq.

Cap. XVIII. ist eine sonderbare Geschichte, jedenfalls selbst erfunden und zu Ende der Sage vom wilden Jäger ähnlich: ebenso cap. XVII., welches nebenbei casuistisch ist.

Cap. XIX. ist fast dieselbe Geschichte mit cap. XXVI. und völlig mystisch; ebenso cap. XX., gleichfalls schon genannt (p. 166.), als cap. 81. d. Engl. Gesta.

Cap. XXI. ist aus den sieben weisen Meistern s. Keller zu Kaiser Dyocletianus p. 57. sq. und zu d. Roman des VII. Sages p. CCIII. sq.

Cap. XXII. gleichfalls aus den sieben weisen Meistern s. Keller z. Diocletianus p. 61. und zu d. Roman des VII. Sages p. CCXX. sq.

Cap. XXIII. und XXIV. völlig mystisch, cap. XXV. dieselbe Erzählung mit cap. 39. der wahren Gesta, cap. XXVII. und XXVIII. beide völlig mystisch, nur daß letzteres übereinkommt mit den wahren lateinischen Gestis c. 46. Zu ersterem über die Quellen cf. Arist. de Mirabil. c. 127. 130. und Antig. Caryst. de Mir. c. 148. sq. und Gervas. Tilb. III. c. 124 — 129.

Cap. XXIX. aus Valer. Max. V., 4., 1. von der Pero, die ihren Vater Cimon mit der Milch ihrer Brüste ernährte.

Cap. XXX. die bekannte, jedoch hier verdrehte Erzählung von den Sirenen aus Homer. Odyss. XII., p. 167. sq. s. a. Ger v. Tilb. III. 64. p. 981.

Die aus der englischen Redaction der Gesta Romanorum entlehnten Geschichten.

Cap. I. enthält die bekannte Sage von der Liebe des Storches zu seinen Jungen, worüber Aelian. Hist. anim. III. 23. nachzusehen ist, s. a. Phile de animal. cap. VII. Hier ist Gerv. Tilb. III. 104. die Quelle, wo der Wurm Tanir heißt.

Cap. II. ist die bekannte Sage, welche des Shakespeare König Lear zum Grunde liegt, s. darüber Swan T. I. p. LXXV. Simrock Quell. d. Shakesp. Bd. III. p. 269. sq. u. m. Lit. Gesch. Bd. III. 1. p. 99. sq.

Cap. III. scheint selbst erfunden und ist ähnlich mit cap. 88. der lateinischen Gesta.

Cap. IV. ist von Sacchetti Novell. nr. IV. nachgeahmt. Viele Beispiele der Art, wo aber das Muster aller, diese Stelle fehlt, s. b. Schmidt Taschenb. Deutsch. Romanz. p. 83. sq. Grimm Kindermährchen Bd. III. d. 245. sq.

Cap. V. wahrscheinlich selbst erfunden.

Cap. VI. ist aus einer Redaction der sieben weisen Meister genommen s. Loiseleur Deslongchamps Essai sur les fabl. Indienn. p. 156. sq. Swan l. l. p. LXXX. sq. Ellis Specim. of early Engl. metr. R. T. III. p. 78. Douce T. I. p. 378. sq. Keller zu Kaiser Dyocletian p. 61. und zu Rom. d. VII. Sages p. CCXXIII. sq.

Cap. VII. selbst erfunden.

Cap. VIII. hat zu Anfange große Aehnlichkeit mit des Ritter Geoffroi de la Tour bekannten Löwenabenteuer, dann aber scheint es eine wirkliche Thatsache zu berichten. Nicht unwichtig ist darin der Beweis, daß auch die Minstrels die Stelle der Lustigmacher und Gaukler betrieben, was man sonst gewöhnlich nur von den Jougleurs annimmt.

Cap. IX. ist die oben in der lat. Gest. c. 101. sich findende Geschichte des Ganterus.

Cap. X. abermals eine Wunderquelle. Arist. Hist.

Anim. VI., 2., 9. erzählt schon vom Baden der Weibchen der Vögel nach dem Beischlafe. Die ganze Geschichte soll aber eine Eigenthümlichkeit des Storches schildern. s. Swan T. II. p. 542. sq. Gleiches erzählt v. Schwan Gervas. Tilb. III. 96. p. 993.

Cap. IX. wahrscheinlich selbst erfunden und auf einer Volkssage beruhend, ebenso cap. XII. theilweise mystisch, theils orientalisches Gepräge tragend. Auch hier ist die Geschichte vom Androclus eingeflochten.

Cap. XIII. ist theilweise mystisch, theilweise vermuthlich auf irgend ein wahres Ereigniß dieser Art aus der rohesten Feudalzeit gegründet, welches in Ritson Collect. of old Ballads T. I. nr. 13. A warning piece of England or the fall of queen Elisabeth poetisch bearbeitet ist.

Cap. XIV. selbst erfunden und abermals eine Probe von einem wunderbaren Steine, worunter man nach Marbod. de Lapid. c. 6. den Saphir zu verstehen hat.

Cap. XV. ist aus dem Arabischen Roman der sieben Vizire entlehnt. s. Loiseleur Deslongchamps hinter d. MI. jours p. 287. sq. und Essai sur les fabl. Ind. p. 132. sq. Keller zu Kaiser Dyocletianus p. 44. sq. Schmidt Taschenb. Deutsch. Romanz. p. 191. sq. Auch nacherzählt im Dialog. creat. c. 120.

Cap. XVI. ist die bekannte Geschichte vom Darius aus Valer. Max. VII., 3., 2.

Cap. XVII. ist die bekannte, von Shakespeare seinem Kaufmann von Venedig eingerückte Erzählung von den drei Kästchen, die a. Boccaccio X. 1. nachahmte. s. Schmidt Beitr. p. 101. Simrock Quell. d. Shak. Bd. III. p. 201. sq.

---

*) Zu cap. 68. u. 91. u. 118. u. 119. d. lat. Gesta vergl. noch Grimm Kindermährchen Bd. III. p. 192. sq. 244. 206. sq. 191. sq.

Ueber den wahren Verfasser, den Zweck und die Ausgaben der Gesta Romanorum *).

Wenn irgend ein anonymes Werk des Mittelalters den Literarhistorikern und Bibliographen Schwierigkeiten in Bezug auf die Ermittelung seines Ursprungs gemacht hat, so sind es gewiß die Gesta Romanorum gewesen, ein Werk, welches nach Anfang der Buchdruckerkunst ungeheuer oft gedruckt, in sehr vielen Handschriften verbreitet und in Jedermanns Händen gewesen zu seyn scheint, allein in den ersten Decennien nach der Reformation sonderbarer Weise ganz in den Hintergrund gedrängt und in manchem seiner Exemplare vertilgt worden seyn mag, was die Seltenheit derselben im Widerspruche mit der großen Verbreitung desselben in früherer Zeit genugsam documentirt. Es ging dem Buche so, wie allen ähnlichen seiner Art, die donnernden, sich lediglich nur an das Wort der Schrift haltenden, alle andern Parabeln zurückweisenden Predigten der Reformatoren verdrängten die Predigtbücher und Exempelsammlungen des 14ten und 15ten Jahrhunderts, und wie diese blieben sie lediglich nur noch Eigenthum und Lectüre der Klöster, bis ihre Herrschaft auch hier theils aus äußern,

---

*) Ich enthalte mich des kleinen mir zugemessenen Raumes wegen auch hier, wie bei den Anmerkungen, wo ich immer nur die erste Quelle oder erste Nachahmung mit Uebergehung aller weitern Verarbeitungen der einzelnen Sagen angeführt habe, alles unnützen Citatenapparats, führe daher S. 287. sq. bei der Aufzählung der den Gestis ähnlichen Schriften nur immer eine Ausgabe an, alles Weitere der Ausführung in meiner Allgem. Liter.Geschichte überlassend. Ebenso bleiben natürlich alle Untersuchungen ꝛc. über die Handschriften weg.

theils aus innern Gründen aufhörte und sie in die staubigen Fächer der Klosterbibliotheken verwiesen wurden, wo sie unberührt einer langen Ruhe genossen, bis die neuere Zeit, arm an originellen und wahrhaft poetischen Schöpfungen, sie aus ihrer Vergessenheit wieder hervorrief und ihrem schmucklosen, aber tiefsinnigen Inhalte Geschmack abgewann. Worin der Reiz dieses Buches liegt, läßt sich schwerlich mit Worten angeben, es enthält nur kurze Erzählungen ohne allen rednerischen Prunk, ohne den Putz weitläufiger Natur- und Menschenschilderungen, ohne lange Dialogen, ohne tragische Scenerie, kurz nichts von dem, was in unsern Tagen ein zur Unterhaltung bestimmtes Werk enthalten soll, und doch müssen diese kleinen, zuweilen kindisch scheinenden Geschichten Jeden anziehen, mag nun ihr Zauber in ihrer Naivität und Kindlichkeit, in ihrer frommen Einfalt oder zuweilen tiefsinnigen Mystik liegen. Dieß ist der Grund gewesen, warum eine Uebertragung dieses Buches in unsere Muttersprache wünschenswerth erschien, abgerechnet des hohen Interresses, welches dasselbe als Quelle so mancher romantischen Fictionen des Mittelalters hat, und es es ist daher hier nur noch übrig, ganz kurz, wie es der enge Raum dieses Orts verstattet, Einiges über seine Entstehung hinzuzufügen.

Es ist von Anbeginn des Christenthums an Gewohnheit der Männer gewesen, welche andere Ungebildete in den Wahrheiten der Moral und Glaubenslehre desselben unterrichten wollten, sich zur Erleichterung des Verständnisses der Beispiele, Parabeln und Allegorieen zu bedienen, wie schon unser Herr und Heiland Jesus Christus gethan hat. Diese Sitte erhielt sich die ganzen Jahrhunderte des Mittelalters hindurch, wie sich aus den Schriften sämmtlicher Kirchenlehrer, die Moral und Sittenlehre zur Aufgabe ihrer literarischen Thätigkeit machten, ergiebt, und war, was man auch aus verkehrtem Parteihaß dagegen einwenden mag, eine

nützliche und heilbringende, indem sie bei dem ungebildeten Laien natürlich oft von weit durchgreifenderem Erfolge war, als es die schärfste Logik und Beredsamkeit ohne dieselbe gewesen seyn würde. Ein solches Beispiel findet sich bereits bei Vincent. Bellov. Spec. Hist. IV. 8., wo eine Aesopische Fabel als in eine Predigt verwebt vorkommt. Später scheint freilich diese Gewohnheit profane Beispiele in Homilien und Sermonen anzubringen, vorzüglich als seit den Kreuzzügen orientalische Fictionen nach Europa drangen, mehr und mehr überhand genommen zu haben, und so kam es denn, daß nicht blos eine große Anzahl von Predigern ihren Reden dergleichen Apologen und Parabeln einverleibten, sondern auch geradezu Beispielsammlungen zum Gebrauch derselben verfertigt wurden. Doch kann man alle diese Arbeiten in zwei Classen scheiden, nehmlich:

α) in solche Sammlungen von Beispielen, welche nur zum practischen Gebrauche für Prediger angelegt waren, und

β) in solche, welche eine unterhaltende und belehrende Privatlectüre der Mönche für sich oder zum Vorlesen in den Refectorien bestimmt waren.

In die erste Classe gehören nun offenbar die unter dem Namen des Discipuli bekannten Predigten Herolds [1]), die Summa praedicantium des Johann Bromyard [2]), die Sermonen des Guilielmus Hilacensis [3]), des Stephan

---

1) Johannes Herolt lebte um 1470 zu Basel, s. meine Lit. Gesch. Bd. II. 2. p. 169. Warton T. I., p. CCIV. sq. seine (Discipuli) Sermones de Sanctis et tempore cum exemplorum promtuario ac miraculis B. Virginis. s. l. et a. Hagen. 1512. fol. — 2) Professor der Theologie zu Cambridge † 1410. s. meine Lit. Gesch. Bd. II. 2. p. 166. sq. Seine Summa praedicatorum s. l. et a. fol. — 3) Ein englischer Prediger und Minorit um 1469. (s. Pitseus de Scr. Angl. p. 656.) Seine Sermones in orationem dominicam. Paris. 1494. 12.

Baron [4]), und der spätern französischen Kanzelredner Menot [5]), Maillard [6]), Raulin [7]), Ferrerius [8]), Pierre de Boves [9]) u. A., zu denen man auch den bekannten Barletta [10]) rechnen kann. In die zweite gehören des Petrus Berchorius Reductorium morale [11]), des Thomas von Cantimpré Apiarius [12]), das Speculum exemplorum [13]), der Dialogus creaturarum [14]), die Gesta Romanorum, die Legenda aurea [15]), die Moralisationen

4) Minorit unter Heinrich VIII. in England (s. Douce T. II. p. 342.). Seine Sermones quadragesimales. Wynkyn de Worde s. l. et a. fol. Paris. s. a. fol. — 5) Michel Menot, Capuziner und Prediger † 1518 zu Paris, aber bereits unter Ludwig XI. thätig. Seine Sermones quadragesimales olim (1518.) Turonis declamat. Paris 1519. 1525. 8. — 6) Olivier Maillard, Doctor der Sorbonne, berühmter Theolog und Prediger zu Paris, 1502 b. Toulouse verstorben. Sermones. Lugd. 1503. fol. — 7) Johannes Raulin aus Toul und 1415 als Reformator des Benedictinerordens gestorben. (s. meine Lit. Gesch. Bd. II. 2. p. 171.). Sermones de adventu (Lugd. 1519. 4.), Serm. quadragesimales (Paris 1523. 4.), Sermon. de festivitatibus Sanctorum (Paris 1524. 4.) und Itinerarium paradisi complectens sermon. de poenitentia (Venet. 1585. 4.). — 8) Vincentus Ferreri aus Valencia † 1416 als Hauptstifter der Geißelfahrten. (s. meine Lit. Gesch. Bd. II. 2. p. 85.). Conciones de tempore et sanctis Ulm. 1475. 8. Venet. 1600. 8. — 9) Petrus Bovinus, ein französischer Minorit schrieb: Sermones. Lugd. 1521. 4. — 10) Gabriel Barletta aus Aquino (s. meine Lit. Gesch. Bd. II. 2. p. 169.) schrieb Sermones per annum (Venet. 1470. Hagen. 1518. 8.) — 11) Ueber ihn s. meine Lit. Gesch. Bd. II. 2. p. 470. — 12) Ueber ihn s. Fabric. Bibl. Med. Lat. T. VI. p. 694. sq. Liber qui inscribitur bonum universale de proprietatibus apum. s. l. et a. fol. Duaci 1597. 1605. 8. — 13) Speculum exemplorum ex diversis libris in unum laboriose collectum. Daventr. 1481. fol. Hagen. 1509. fol. s. Ebert Bd. II. nr. 21588. Freytag Anal. litt. p. 885. sq. — 14) Dialogus creaturarum optime moralizatus jucundis fabulis plenus et omni materiae morali applicabilis. Goudae 1480. fol. Paris 1510. 8. s. meine Lit. Gesch. Bd. II. 2. p. 714. — 15) Des Jacobus a Voragine † 1298.

über Ovids Metamorphoses [16]), des Petrus Alphonsus Disciplina clericalis [17]), des Hugo v. Ceriton Parabolae und Brutarium [18]), des Hugues Farsit und Gautier de Coincy Contes devots [19]), des Robert Holcot Moralisationes historiarum (c. Thom. Aquin. Sup. Evangel. Paris. 1510. 8. [20]), des Johannes Nyder Formicarius (Argent. 1517. 4. Duaci 1602. 8. [21]) u. A., wiewohl auch diese den Predigern hin u. wieder als Beispielsammlung gedient haben mögen, da z. B. Schelhorn Amoen. Eccles. T. I. p. 807. v. einer Hdschr. d. Gesta Rom. v. 1499, die er besaß, erzählt, daß an dem Rande der einzelnen Erzählungen von ihren früheren Besitzern bemerkt sey, wann sie dieselben in ihre Predigten aufgenommen hätten. Freilich mag allerdings vorzüglich von den herumziehenden Predigern der Dominicaner und Capuziner hier wohl des Guten zu viel gethan worden seyn, sonst hätte Erasmus in seinem Laus stultitiae. Basil. 1780. 8. p. 261. nicht sagen können: „Hic mihi stultam aliquam et indoctam fabulam ex speculo opinor historali aut Gestis Romanorum in medium adferunt et eandem interpretantur allegorice, tropologice et anagogice." Dieß war der Grund, warum auch das Volk zuletzt den Geschmack an solchen Predigten verlor, zumal da sich leider manche dieser öffentlichen Redner durch unanständige Erzählungen beinahe bis zu Possenreißern erniedrigten und die Würde ihres Amtes und ihre Aufgabe gänzlich verkannten. In Italien blieb indessen diese Sitte bis auf die neueste Zeit, und Grosley Observat. on Italy. T. II. p. 108. erzählt (nach Douce T. II. p. 343.) selbst

---

Historia Lombard. oder Legenda aurea. Ueber ihn u. d. Ausg. s. meine Allgem. Lit. Gesch. Bd. II. 2. p. 445. sq. u. Melang. tir. d'une gr. Bibl. T. IV. p. 152. sq. — 16) s. darüber Douce T. II. p. 340. sq. — 17) s. meine Lit. Gesch. Bd. II. 2. p. 717. sq. — 18—19) s. meine Lit. Gesch. Bd. II. 3. p. 463. sq. Douce T. II. p. 339. sq. 343. sq. — 20—21) s. m. Lit. Gesch. Bd. II. p. 304. 103. 145.

noch ein Beispiel davon. Allerdings gehörte ein ziemlich richtiger Takt dazu, aus einer leider, wie im Specul. Exemplorum, theilweise ganz ohne Auswahl zusammengesetzten Sammlung von Beispielen immer das Richtige zu treffen und nicht durch unpassende Wahl seinem Zwecke selbst Eintrag zu thun. Dieß konnte jedoch in den ältern Arbeiten dieser Art, wie eben die Gesta, die Disciplina clericalis u. a. dergl. sind, nicht geschehen, und daher die weitere und häufigere Verbreitung derselben.

Die Wichtigkeit des Buches hat nun aber Veranlassung gegeben, eine Untersuchung anzustellen, wer denn der eigentliche Verfasser desselben seyn möge, und man hat sich daher bisher begnügt, da alle nähern Angaben oder Hinweisungen theils im Buche selbst, theils bei andern Schriftstellern, welche sie citiren, zu fehlen schienen, nach Warton History of Engl. poetry T. I. p. CC. sq. (ed. I. p. LXXXVI.) den Petrus Berchorius als den Verfasser derselben anzusehen. Dazu ist aber kein anderer Grund vorhanden gewesen, als daß Salomon Glaß, der bekannte Theolog, in seiner 1623 geschriebenen Philologia Sacra (ed. III. Frcft. et Hamburg 1653. 4.) L. II. P. I. Tract. II. Sect. III. Artic. VIII. p. 312. bemerkt hat: „Hoc in studio excelluit quidam Petrus Berchorius. Pictaviensis, ordinis divi Benedicti, qui peculiari libro, Gesta Romanorum, nec non Legendas Patrum, aliasque aniles fabulas, allegorice ac mystice exposuit.“ Außerdem hat Warton, da er merkte, wie vag im Ganzen sein Anhaltepunct sey, da doch eigentlich dieses Citat auf gar nichts Reellen beruht, noch folgende innere Gründe beigebracht:

α) Aehnlichkeit des Reductorium super bibliam und der Gesta im Inhalte.

β) Aehnlichkeit des Titels *).

---

*) Nur scheinbar, denn wenn auch einige Handschr. zu Anfange d. W. Reductorium enthalten, so ist doch dieses Wort vom Ende derselben durch die Abschreiber vorgenommen worden, da es

γ) Wiederfinden von vier Geschichten der Gesta in des Berchorius Repertorium morale, nehmlich aus den Gest. c. 158. die Geschichte vom Pallas = Repert. XIV. 49. f. 643., wo aber eine Chronica citirt und die Auffindung unter Heinrich II. gesetzt ist; die Geschichte von dem unterirdischen Palast, Gest. c. CVII. = Repert. XIV. 72. f. 689., wo Guilielmus Malmesbur. als Gewährsmann citirt ist, die Geschichte von dem Englischen Ritter c. CLV. der Gesta = Repert. XIV. f. 610., wo Gervasius Tilburiensis als Quelle genannt wird, und endlich Gest. c. LXI. von dem wunderbaren Horn = Repert. l. l. f. 610. gleichfalls nach Gervas. Tilbur. Hierbei ist auch hier jedesmal eine Moralisatio mit den Anfangsworten Carissimi. wie in d. Gest. beigefügt.

δ) Daß Berchorius auch hdschr. hinterlassen hat: einen Commentarius moralis s. Allegoriae in libros quindecim Ovidii Metamorphoseon (s. Oudin Comment. de script. eccl. T. III. p. 1064.) und

ε) daß er in seinem Diction. Moral. P. III. Vol. II. f. 274. sich auf seine Uebersetzung des Livius ins Französische (über diese s. Paulin Paris Manuscr. franc. de la bibl. du Rai T. II. p. 285—293. 1. p. 32—39.) beruft, wozu man noch fügen kann

ζ) gemeinschaftliche Citate aus Plinius, Seneca, Solinus und Gervasius,

η) übereinstimmende Lebenszeit beider Autoren. Denn Petrus Berchorius starb als Prior einer Benedictinerabtei 1362 zu Paris, und der jüngste in der Gest. Rom. citirte Schriftsteller (cap. 145.) ist Albertus Stadensis, wie Swan u. Warton glauben, nicht, sondern A. d. Große † 1280.,

daselbst zuweilen heißt: ex gestis Romanorum recollectorium oder reductorium. Uebrigens findet sich der Titel Gesta Romanorum bereits in den ältesten Hdschr., z. B. in einem Wolfenbüttler Mscr. a. d. 15ten Jhdt. Cod. August. Q. 14. 5. s. a. Montfaucon Bibl. mss. T. I. p. 17. nr. 172.

weshalb Tyrwhitt's zu Chaucer Canterb. Tales T. IV. p. 331. gemachte Vermuthung, daß die Gesta Romanorum ins 12te oder Anfang des 13ten Jahrhunderts fallen, sich von selbst erledigt.

Nichts destoweniger hat aber trotz diesen anscheinend wichtigen Gründen bereits Douce Illustr. of Shakespeare T. II. p. 351. sq. denselben folgende andere entgegengestellt:

α) es konnte ein anderer Schriftsteller dem Berchorius, oder umgekehrt Berchorius dem Verfasser der Gesta nachahmen;

β) die vier bei Berchorius vorkommenden Geschichten aus den Gest. Rom. sind anders erzählt und anders moralisirt. Ich füge noch hinzu, daß ja auch andere Schriftsteller von einander Geschichten entlehnen, ebenso der Dialogus Creaturarum aus den Gestis, und es darum noch Niemandem eingefallen ist, erstern für ein Werk des Verfassers des letztern anzusehen;

γ) der Name des Berchorius findet sich in keiner Hdschr. als Verfasser der Gesta angegeben.

δ) Berchorius gedenkt dieser seiner angeblichen Arbeit weder in der Vorrede zum Reductorium noch zu seiner französischen Uebersetzung des Livius (s. P. Paris l. l. T. I. p. 33.);

ε) es finden sich durchaus keine Gallicismen in den Gestis. (s. aber unten p. 302.)

ζ) werden häufig deutsche Quellen erwähnt, Cäsarius, Albertus Magnus, selbst Gervasius von Tilbury schrieben in Deutschland, (was jedoch gegen Berchorius nichts beweisen würde). Aber auch von England ist oft die Rede z. B. c. 154. 155. 161. 162. 172.

η) in der Moralisatio zu cap. 144. findet sich in den meisten Ausgaben ein deutsches Sprichwort (p. 225. l. 10. ed. Keller heißt es: „vulgariter der weuel will fliegen hohe als der are, aquila". In meiner Ausg. dagegen s. l. (Norimberg) 1494. 8. f. LXXX. col. *b*.

„Tercium corabola vulgariter die schnock ꝛ vil flyegen also hoch als der adler. Ideo etc.") und c. 142. finden sich deutsche Hundenamen: Richer, Emuleym, Hanegiff, Bandyn, Crismel, Egofyn, Beamis und Reuelin, wozu in der Moralisatio noch ein Belyn kommt.

ϑ) Die ältesten Ausgaben der Gesta sind in Deutschland gemacht. Ich füge hinzu, daß

ι) Conrad v. Ammenhusen schon 1357. viele Geschichten aus d. Gestis in s. Schachzabelbuch aufnahm (s. Maßmann G. d. Schachsp. p. 109.)

Man sieht demnach, daß sich auch gegen die innern Gründe Warton's Manches einwenden läßt, wenn man nur will, allein dem Schreiber dieses scheint es aufbehalten zu seyn, zu zeigen, wie alle diese an sich schon unnütz sind, da die ganze Annahme Wartons über Petrus Berchorius nur auf einem Mißverständniß beruht. Offenbar hat der gelehrte Literarhistoriker die Worte des Glassius ganz falsch verstanden und den Gebrauch des necnon ganz übersehen. Denn was kann denn jene Stelle: „Hoc in studio excelluit quidam Petrus Berchorius, Pictaviensis, ordinis divi Benedicti, qui peculiari libro Gesta Romanorum, necnon Legendas Patrum, aliasque aniles fabulas allegorice ac mystice exposuit."
anders bedeuten, als:

„in diesem Studium zeichnete sich auch ein gewisser Petrus Berchorius aus Poitou, eine Benedictiner, aus, der in einem besondern Buche die Thaten der Römer, so wie die Legenden der Väter, und andere dergleichen Ammenmährchen allegorisch und mystisch erklärt hat."

Denn erstlich muß sich necnon, das hier doch wie überall = et, etiam ist, auf etwas schon Vorausgegangenes beziehen, was gerade zu unmöglich ist, wenn man Gesta Romanorum als Apposition zu peculiari libro ansieht, wo es dann gar keinen Sinn hat und überflüssig ist, zweitens hätte Glassius in diesem Falle entweder gesagt libro, gestis Romanorum, oder libro de gestis Romanorum,

und drittens ist ja eben jenes **liber peculiaris** sein **Reductorium super bibliam**, das ihm doch auf alle Fälle eher eine Stelle unter den Schrifterklärern sichert, als jene **Gesta romanorum**, die dem Glassius doch auf alle Fälle hier viel ferner lagen, wenn jener sie auch wirklich verfaßt hätte, und ein Buch sind, welches nur ganz entfernt einige Bibelstellen zu erklären sucht. Die Ursache des ganzen Mißverständnisses ist offenbar der Ausdruck „**Gesta Romanorum**“, dessen sich Glassius bedient hat; hätte er geschrieben: **res gestas Romanorum**, so würde es auf jeden Fall Warton nicht eingefallen seyn, auf diese vage Notiz hin dieses Buch dem Berchorius zuzuschreiben. Umgedreht nennt unsere **Gesta Neander Orb. terrae p. 47.** wirklich **Historia Romana.**

Allein es ist noch ein anderer eben so wichtiger Grund übrig diese Annahme von uns zu weisen, nehmlich der, daß wirklich der Verfasser, oder vielmehr der Compilator dieses Buches von einem Nachahmer der **Gesta** citirt wird und zwar von dem anonymen Verfasser des **Dialogus creaturarum.** Dieser, der Mehreres aus ihnen entnommen hat, (s. d. unt. d. Anmerk.) spricht **c. 68. dialogus de pigorda et alieto** also:

„Habebant enim antiqui principes affectum erga inferiores sicut luculenter exprimitur in eorum gestis. Unde Elimandus in Gestis Romanorum narrat de trajano qui cum adscendisset ad bellum festinanter, quaedam vidua flebiliter occurrit dicens: obsecro, ut sanguinem filii mei innocentis perempti vindicare digneris. Cumque Trajanus, si sanus reverteretur, vindicare testaretur, vidua dixit: et quis mihi hoc praestabit, si tu in proelio interibis. Respondit, qui post me imperabit; cui vidua: et tibi quid proderit, si alter mihi justitiam fecerit? Et Trajanus: utique nihil. Cui vidua: nonne, inquit, tibi melius est, ut tu mihi justiciam facias et per hoc mercedem accipias, quam alteri hanc transmittas. Tunc Trajanus pie-

tate commotus de equo descendit et innocentis sanguinem vindicavit. Idem dum quidam filius Trojani per urbem equitando nimis lascive discurreret, filium cujusdam viduae interemit. Quod cum Trajano vidua lacrimabiliter exponeret, ipsum suum filium, qui hoc fecerat, viduae loco filii sui defuncti tradidit et magnifice ipsum dotavit."

Offenbar wird hier der Verfasser unseres Buchs Elimandus genannt und würde nur der Einwurf gemacht werden können, daß diese Geschichte in unsern Gestis nicht mehr vorkomme, allein:

α) werden nicht blos in diesem Dialog. creatur. mehrere Geschichten aus den Gestis citirt, die man jetzt vergeblich darin suchen würde, (z. B. c. 38. heißt es: Legitur in Gestis Romanorum quod Augustus cesar minimi cibi erat, panem et pisciculos minutos et caseum bubulinum manu pressum et ficus appetebat vescebaturque quocunque loco et tempore, quodcunque stomachus desiderasset. Et non solum continentia gulae vigebat in viris, sed etiam in feminis solita fuit, ne in aliquod dedecus prolaberentur: quia vicina sunt sibi venter et genitalia. Dicit Augustinus: venter mare aestuans cito despumat in libidinem." — c. 64.: „Prout de libertate Titi imperatoris scribitur in Gestis romanorum, qui statuerat, ne accidentem ad eum postulandi gratia sine spe habendi dimitterent. Et interrogantibus amicis suis cum plura polliceretur, quam praestare posset, responditque, ideo quia non oportet quemquam a sermone principis tristem discedere. Item legitur de Trajano in Gestis Romanorum quod cum arguerent eum amici, quod in omnes ultra quam imperatorem deceret, esset communis, scilicet de condescendendo omnibus, respondit Trajanus, se velle esse ad omnes talem, qualem quisque optasset eum

invenire), sondern auch anderwärts, wie z. B. Chaucer seine Man of lawes tale aus denselben genommen zu haben gesteht, indem er sagt (Works ed. Urry p. 49. und bei Anderson British Poets. T. I. p. 50.): In the old Romane gestes men my find Maurices life, i bere it not in mind, obgleich wir heut zu Tage diese alte Quelle des englischen versificirten Romans Emare (s. darüber meine Allgem. Lit. Gesch. Bd. III. 1., p. 284. sq.) nicht mehr darin entdecken können.

β) als findet sich auch gerade diese unter des Elimandus Namen citirte Geschichte in dem Buche, aus welchem mehrere andere Erzählungen in die Gesta übergegangen sind, nehmlich im Dolopathos (in den Extraits p. 225. sq.), wie sich aus der Analyse v. Loiseleur Deslongchamps Essai a. a. O. p. 131. sq. ergeben wird: Il y eut jadis à Rome un roi puissant, qui attaqué par ses ennemis, assembla tous ses vasseaux et se mit en marche pour defendre ses états. Il était accompagné de son jeune fils qui chevauchait, ayant un autour sur le poing. L'armée passa devant la maison d'une femme veuve et très pauvre; elle n'avait qu'un fils qui le nourrissait de son labeur. Ce dernier possédait une seule poule, qu'il aimait beaucoup. Le fils du roi ayant aperçu la poule qui cherchait sa pâture, lança son autour sur cette proie qui fut bientôt saisie par l'oiseau carnassier. Le fils de la veuve craignant pour la vie de sa poule, tua l'autour. Le fils du roi en fut tellement irrité, qu'il tira son épée et fendit la tête au fils de la veuve. Celli-ci voyant son enfant mort, courut près du roi et navré de la plus affreuse douleur, elle demanda vengeance: Je n'avais que lui, dit-elle, tu dois m'écouter. Le roi fut juste et débonnaire, il répondit: Je marche contre mes ennemis et j'ai dans ce moment beaucoup d'affaires; si tu veux attendre mon

retour, je te promets une bonne justice. — Et si tu ne reviens pas, repliqua la veuve, qui me la fera? Mon successeur, dit le roi. Mais la veuve reprit: Il n'aura cure des malheurs advenus sous ton règne; rends-moi justice à l'instant; Dieu t'en saura gré, car je suis veuve et pauvre. Le roi s'arrêta donc et quand il sut que son fils était le coupable, il dit à la veuve: Ton fils était ton seul appuis, si tu veux, je te donnerai le mien ou je le condamnerai à mourir. La veuve ayant réfléchie qu'en prenant la vie du jeune prince, elle ne rendrait pas son fils à l'existence, consentit à rester près du roi qui la combla de bienfaits."

γ) stimmen die im Dial. creatur. aus den Gestis Rom. unter α citirten, aber jetzt nicht mehr in denselben aufzufindenden Geschichten so ganz mit der Fassung und Haltung der noch vorhandenen, daß kein Zweifel seyn kann, daß sie ursprünglich einer und derselben Arbeit angehört haben.

Hieraus folgt, daß, da, wie ich oben bewiesen zu haben glaube, die ganze Annahme über des Berchorius Verfasserschaft lediglich auf einem Mißverständnisse beruht, wir bei diesem Elimandus als Verfasser oder Compilator der Gesta stehen bleiben müssen. Wer dieser Mann gewesen ist, wissen wir freilich nicht, allein vermuthlich war er ein Mönch und zwar entweder ein Deutscher oder ein Engländer, wie sich aus einigen Anglicismen, auf die ich gleich kommen werde, ergiebt. Man könnte jedoch seinen Namen Elimandus für corrumpirt aus Helinandus annehmen, umsomehr als auch dieser im Dialog. Creatur. an einer andern Stelle citirt wird (Dial. 62. heißt es: „ut narrat elynandus historiographus de Julio: qui cum de senatore creatus esset imperator et obsecrante senatu ut filium suum augustum cesarem secum nominaret, ait: sufficere numquid debet, ut ego ipse

invitus regnaverim, cum non meruerim? principatus enim non sanguini debetur sed meritis") und diese Stelle eben so fabelhaft klingt, als die übrigen aus den **Gestis Rom.**, ebenso die Geschichte verdreht, wie diese, und endlich in seiner **Chronica** nicht vorkommt, also aus einem andern Buche desselben genommen worden seyn muß, endlich auch dem Helinand am Meisten die Sammlung derartiger Mährchen und Legenden, so wie solcher fabelhafter Geschichten zuzutrauen seyn dürfte, da er dergleichen sogar eine Menge in seine Chronik eingerückt hat, allein dem widerspräche nur, wenn **cap. 145.** Albertus Stadensis citirt wäre, der bekanntlich seine Chronik 1256 abschloß, indem Helinandus bereits 1227 starb. Doch könnte man auch hier aus *i*) **p. 293.** annehmen, daß eben diese Geschichte erst später interpolirt und hinzugefügt sey, zumal da bekanntlich die ältesten Handschriften und Ausgaben weit weniger Capitel enthalten (in der Ausg. v. 1473. nur 152), und müßte sich dieses durch ein Vergleichen derselben, welches dem neuen Herausgeber, dem gelehrten H. Professor Keller vorbehalten seyn dürfte, da es hier weder der Raum noch der Zweck dieses Buches gestattet, ermitteln lassen. Es könnte zugleich **cap. 97.** mit als ein, wenn auch schwacher Beweis für ihn angeführt werden, wo der Verfasser sich auf ein anderes Buch **Chronica** bezieht, welches das eigentliche Werk des Helinand seyn könnte. Dabei darf man jedoch nicht vergessen, daß erstlich unsere **Gesta**, wie wir sie jetzt vor uns haben, durchaus als eine Compilation, oder doch wenigstens als ein mit mancherlei spätern Aggregaten, Zusätzen und Interpolationen versehenes Werk erscheinen, denn c. 19., 35., 39. u. c. 95. ist geradezu auf ein älteres Werk unter demselben Titel durch das Citat: **legitur in Gestis Romanorum** hingewiesen, und zweitens nicht Albertus **Stad.** sondern **Magnus** a. jen. St. gemeint ist. Es würden sich demnach folgende Punkte für den Ursprung des Buches feststellen lassen:

„der eigentliche Verfasser, wahrscheinlich der Mönch Helinand, hat zwar ein solches Mährchen- und Legendenbuch unter dem Titel **Gesta Romanorum** abgefaßt, allein dasselbe liegt jetzt in einer vielfach interpolirten und veränderten Gestalt vor uns."

Dafür spricht aber:

α) die große Verschiedenheit der Handschriften und Ausgaben von einander, die sich theils in den einzelnen Worten und Sätzen, theils aber auch in Hinzufügung oder Weglassung dieser oder jener Geschichte in einer oder der andern ausspricht.

β) die angebliche Existenz zweier von einander ganz unabhängigen Redactionen der **Gesta**, von denen die eine nur in einer in England vorhandenen englischen Uebersetzung oder Version in 101 Capiteln vorliege (bekanntlich theilen **Douce T. II. p. 366 — 422.** und **Swan T. I. p. LIX. sq.** d. abweich. Gesch. mit.). Denn weit entfernt anzunehmen, daß dieses wirklich zwei verschiedene Werke sind, glaube ich vielmehr, daß sowohl die englische Redaction, als auch die deutschen Gesta, mögen sie nun in Versen oder in Prosa verfaßt seyn, sich eher dem ursprünglichen Originale nähern und aus diesem übersetzt sind, die lateinischen **Gesta** aber die meisten Zusätze erfahren haben, wenn auch auf der andern Seite zugegeben werden muß, daß auf die beiden übrigen Redactionen das Buch der 7 weisen Meister einen größern Einfluß ausgeübt hat. Daß übrigens die englischen **Gesta** gewiß keine bloße Nachahmung der lateinischen sind, wie **Douce T. II. p. 363.** annimmt, folgt schon aus der Uebereinstimmung von beinahe fünf Sechstheilen derselben mit andern Erzählungen der lateinischen und deutschen **Gesta**, so daß, wenn man jene für eine bloße Nachahmung der lateinischen erklären wollte, dasselbe auch von den deutschen **Gestis** gesagt werden müßte, die auch theils eine Partie anderer in den lateinischen nicht vorhandenen Erzählungen enthal-

ten, theils einzelne anders erzählen, theils endlich, was vorzüglich bei den aus der Grimmschen Handschrift mitgetheilten der Fall ist, wieder mit mehreren der englischen Redaction eigenthümlichen Erzählungen stimmen, also wieder für eine Nachahmung dieser oder umgekehrt angesehen werden müßten. Darum scheint mir auch **Dunlop Hist. of fiction T. II. p. 142 — 152.** das Richtige getroffen zu haben, der die englische Redaction nicht für eine Nachahmung, sondern nur für eine kürzere Redaction des lateinischen Werkes erklärt (s. a. **Dibdin Decam. T. I. p. CCI. sq.**).

Es bleibt nur noch übrig einige Wortę übei die Latinität dieses Buches zu sagen, weil **Douce a. a. O.** hieraus auf das Vaterlnd des Verfassers schließen zu können gemeint hat, da auf eine sonderbare Notiz bei **Reiffenberg Introd.** zu **Ph. Mouskes. T. I. p. CLXXXII.** „**L'auteur du Renard contrefait, posterieur à l'an 1341 Martin Franc, qui au XVe siècle rima le Champion des dames et les Gesta Romanorum etc.**" aus Mangel an weitern Beweisen doch wohl nichts zu geben seyn dürfte, wenn sich seine Autorschaft nicht vielleicht gar nur entweder auf eine versificirte oder prosaische Uebersetzung derselben in französischer Sprache beziehen soll. Der ganze Styl des Buchs ist ein höchst erbärmliches Mönchslatein, bei welchem jedoch noch folgende Eigenheiten, die ich aus einer Menge von Beispielen auswähle, hervortreten:

1) Fast immer ist die deutsche Partikel „daß, damit" durch **quod** übersetzt, von **ut** finden sich dagegen nur wenig Beispiele, z. B. **c. 66., 80., 119.** Hier könnte man nun an einen Gallicismus, entstanden durch die falsche Version der Absichtspartikel **que** denken, zumal da sich auch keine Beispiele vom **Accus. c. Infinitivo** vorfinden, gerade wie im Französischen und Deutschen, welcher letztern Sprache auch Constructionen wie **c. 12.** „**in tantum quod vide-**

batur ei, nisi sitim extingueret, moreretur"; c. 92.: et dixerunt: si occideretur masculus, vir moreretur; et si occideretur serpens femella, uxor moreretur; c. 150.: Plinius narrat, quod sit quaedam terra etc; c. 151.: ei proposuit quomodo in lepram incurreret si eam cognosceret, offenbar entnommen sind. Uebrigens steht auch oft z. B. c. 60. und c. 80 zu Anfange, wie im Französischen beim Gebrauch des Imparfait in der oratio obliqua der Indicativus, wo nach dem Deutschen und Lateinischen der Conjunctivus gesetzt werden sollte.

2) sind offenbar Germanismen: c. 1.: currebat post eam; c. 13.: habeo tibi aliqua secreta dicere; c. 56. quidam princeps erat, qui multum delectabatur venari und domine deus; c. 57.: morte mori; c. 60.: habilis in currendo und ludere cum pila; c. 65.: rex semel de una civitate in aliam transitum fecerat; c. 66.: foras exivit und sedebat in platea juxta istud: in sudore vultus tui; c. 71.: robustus in corpore; c. 72.: si securus essem quod; c. 76.: de quacunque infirmitate curabant; c. 78.: cum quo pulchram prolem habebat; c. 79.: si — circa collum domini mei pedes ponerem; c. 80.: ad quandam aquam veniebant — pro tunc mortem non meruit; c. 119.: cordam permitte descendere.

3) Anglicismen c. 4.: in virum habere; c. 7.: in haeredem accipere; c. 29.: pro lege statuit; c. 28.: mitte pro illo juvene; so auch c. 81.: miserunt pro milite; c. 69.: carpentarius; c. 75.: quas tribus ducibus maritavit; c. 76.: respiciens a longe; c. 80.: lecti ornati pro angelo et eremita; c. 115.: foresta; ebenso 119. u. applausum ei fecit; c. 124.: a quo feudatus erat; c. 132.: physicus; c. 146.: galea.

4) Gallicismen: c. 6.: der Gebrauch von quando (= quand) in: quando prius dixisti; c. 10.: fecit fieri

duos annulos; c. 13.: per brachium eam accipit; c. 54.: Imperator Fridericus unam portam marmoream construxit; c. 56.: in mensa collocari fecit; c. 73.: solidus; c. 76.: super mensam posuit; c. 80.: miles omnia necessaria propter Dei amorem ei dedit et non habuit nisi etc. — ad Deum vos recommendo; c. 118.: interrogavit si aliquis fidelis ibi maneret; c. 59. ribaldus.

Man wird also hieraus erkennen, daß es unmöglich ist aus den hier und da vorkommenden Idiotismen auf ein bestimmtes Vaterland des Verfassers zu schließen, wenn allerdings auch die meisten Stellen und Constructionen auf Deutschland als solches hinweisen, um so mehr als die oben p. 292. sq. mitgetheilten Stellen gerade dieser Sprache angehören. Indessen könnten aber eben diese so verschieden vorkommenden Gallicismen, Anglicismen und Germanismen für meine oben geäußerte Vermuthung hinsichtlich der Interpolation und Ergänzung der alten Gesta in verschiedenen Ländern sprechen, zumal da auch die Moralisationes oft ganz verschieden in den Handschriften aussehen und von ganz verschiedenen Leuten gemacht zu seyn scheinen, wie es z. B. c. 156. vom Schachspiele der Fall ist, wo die Texte ganz von einander abweichen, da hier gerade dem Vorleser oder Erklärer der meiste Spielraum gelassen war, wie denn auch oben p. 292. sq. in dem mitgetheilten Deutschen Sprichworte, wie man sieht, eine bedeutende Variante vorliegt. Endlich spricht noch der Umstand dafür, daß die englischen Gesta gar keine Moralisation haben, woraus man sieht, daß dieselben dort mehr zur erbaulichen Unterhaltung als zur mystischen Exempelsammlung dienen sollten, was sich dort recht gut durch die zeitiger als bei uns auftauchenden Vorläufer der Reformation erklären läßt. Aus diesem Grunde sind sie auch von mir bei dieser Uebersetzung weggelassen worden. Schließlich bemerke ich noch, daß die sonderbaren Verdrehungen von antiken Namen und historischen Ereignissen nicht nothwendig für ein Zeichen der Unwissenheit ihres Compilators zu halten sind, sondern

theils den Abschreibern gehören mögen, theils vielleicht absichtlich vorgenommen sind, um alte Begebenheiten dem gläubigen Laien mehr maulrecht und schmackhaft zu machen, theils endlich wirklich im Munde des Volks, aus dem doch die meisten Erzählungen recipirt zu seyn scheinen, also verändert und beinahe nicht mehr wieder zu erkennen herumgetragen wurden. Ebenso ist es mit den Citaten, die sich oft nicht mehr wiederfinden lassen: hier gilt dasselbe, was man von vielen Büchern des Mittelalters sagen kann, sie citirten entweder nach schlechten Handschriften, wie z. B. den Plinius, oder hatten wirklich antike Schriften vor sich, die jetzt verloren sind, oder citirten absichtlich falsch, um ihren Berichten durch den Namen eines tüchtigen Gewährsmanns mehr Gewicht zu geben. Letzteres war endlich gewiß der Fall in Bezug auf den Titel, denn obgleich **Warton T. I. p. CXLII. sq.** mehrere ältere Arbeiten anzieht, die den Namen **Gesta Romanorum** führen, so scheint es mir doch ausgemacht, daß man unter dem Namen der Geschichte der Römer, eines Volkes, welches auch im Mittelalter noch Interesse genug erregte, um es wünschenswerth zu machen, seine Geschichte und Thaten kennen zu lernen, mystische und den katholischen Glauben unterstützen sollende Erzählungen unter die Geistlichen und gebildeten Laien einführen und verbreiten wollte.

Aeltere Untersuchungen, durch die aber die unsrigen nicht gefördert wurden und die sich mehr auf den Inhalt der **Gesta** beziehen, finden sich bei **Schelhorn Amoen. Eccles. T. II. p. 796. sq.** Götze Samml. auserles. Kanzelred. Magdeb. **1570.** Bd. **I.** Vorr. **p. 21 — 40.** Schuler Gesch. d. Geschmacks in Predigt. Bd. **I. p. 32. sq.** Gemeiner Nachr. v. d. Regensburg. Stadtbibl. **p. 184. sq.** Dronke Beitr. z. Bibliographie. Coblenz **1837.** H. **I. p. 113 — 115.** Gervinus Gesch. d. deutsch. Nat. Poes. Bd. **II. p. 166. sq.** Lessing Werke Bd. **XXVII. p. 58.** u. Leben Bd **III. p. 127—130.** Eschenburg Shakespeare Bd. **XIII. p. 404.** u. Neu/ Liter. Anzeig. **1807. p. 139. sq.** Koch Compend. **II. p. 273.**

Ausgaben und Uebersetzungen.

A. Ausgaben.

Ex gestis romano℞ hystorie nōbiles: de vitijs v̄tutibusq; tractātes; cū applicacōnib9 moralizatis ⁊ misticis. Incipiunt feliciter. s. l. et a. (Colon. Ul. Zell. 1472.) fol. goth.

169 Bl. in 2 Col. m. 36 Zeil. ohne Cust. Sign. und Seitenz. Der Text schließt Bl. 159b. Col. 1.: Laus Deo. Dann 10. Bl. Regist., welches Bl. 169a. Col. 2 endet: Explicit Tabula. Es fehlt c. 137. u. auf c. 136. folgt gleich 138., steht aber wie schon Dronke Beitr. z. Bibliogr. H. I., p. 30. bemerkt, zwischen c. 163. und 164. cf. Dibdin Bibl. Spencer. T. III., p. 340. Allg. Lit. Zeitung. 1825. Bd. I., p. 229. Panzer T. I. p. 333. 479. Catal. bibl. Heber. T. I. p. 164. nr. 3158. Enthält 181 Geschichten (Dresden.)

Incipiunt historiae notabiles atque magis principales collectae ex gestis Romanorum et quibusdam aliis nobilibus gestis, cum moralizacionibus eorundem. s. l. et a. (Ultraj. Ketelaer de Leempt. 1473.) fol. goth.

125 Bl. mit 32 auslauf. Zeilen ohne Signatur, Custoden und Seitenzahl. Enthält 151 Geschichten, und ihr Text weicht von den gewöhnl. Ausg., die 181 Geschichten enthalten, häufig ab, s. Panzer T. III., p. 548, 16. IV. p. 134. 557. (Dresden.)

Ex gestis romanorum historiae notabiles de uiciis virtutibusq; tractantes, cum applicationibus moralisatis ⁊ misticis Incipiunt feliciter. Lovan. J. de Westphalia. s. a. 4. goth. (1480.)

258 ungez. Bl. (das erste und 242r oder hh 8 weiß) mit d. Sign. a—kk, mit 30 auslauf. Zeilen beginnt Bl. 2a m. obig. Titel, in 3 Zeilen Bl. 241a ist die

Schlußschrift: Gesta romanorū cū quibusdā aliis historiis eisdē annexis. ad moralitates dilucide reducta hic finē hñt Que (diligenter correctis alioꝝ uiciis) impressit Johannes de Westfalia. Alma ī universitate Louaniensi. Bl. 242 ist weiß und Bl. 243—258 folgt e. Capitelverzeichniß u. ein alphabet. Register. Einige Abweich. n. d. Utrecht. Ausg., sonst d. Straßb. Druck. ähnlich. Das Regist. = d. Ausg. von 1509. (Wolfenbüttel.)

Gesta Romanorum. s. l. et a. (Colon. Therhoernen) fol. goth.

In 2 Col. mit 38 Zeilen. Schließt auf der Stirnseite des letzten Blattes: dientis ꝛc. Et sic est finis. Die Rückseite ist weiß s. Dibdin Aed. Althorp. T. II. p. 137.

Gesta Romanorum. s. l. et a. fol. goth.

99 gez. Bl. in 2 Col. mit 49 Zeilen u. d. Signatur a—n. Die Typen gleichen d. v. Schoeffer. 181 Geschichten. Die Schlußschrift steht Bl. 92a Col. 2. s. Dibdin Decam. T. III. p. 148. (Wolfenbüttel.)

Gesta Romanorum. s. l. et a. fol. goth.

115 gez. Bl. Tabula in 2 Col. mit 44 Zeilen und d. Sign. a—q. (Wolfenbüttel.)

Gesta romanorum cū || applicationibus mo || ralisatis ꝛ misticis. s. l. et a. fol.

98. Bl. in 2 Col. und 50 u. 51 Zeilen, nach Hain Repert. Bibl. T. I. 2. p. 477. nr. 7739.

Gesta romanoꝝ. s. l. et a. fol.

101 Bl. 2 Col. u. 44—47 Zeilen s. Hain T. I. 2. p. 476. nr. 7740.

Gesta romanoꝝ cū || applicatiōibus mo || ralisatis ꝛ mysticis. s. l. et a. fol.

1 ungez. Bl., 93 gezählte Bl. und 6 ungez. Bl. Tab. in 2 Col. u. 51 Z. s. Hain l. l. nr. 7741.

Gesta Romanorum. s. l. et a. fol. goth.

115. ungez. Bl, in 2 Col. m. 46 Zeilen und den Sign. a — q. (Wolfenbüttel.) Die Moralisationen sind ohne das Werk Carissimi, das sich sonst überall findet. Straßburger Druck.

Gesta romanoꝝ cū applicatiōibus moralisatis ꝛ mysticis. s. l. et a. fol. goth.

1 Titelbl., 93 gez. Bl. u. 6 Bl. Tabula, in 2 Col. mit 51 Zeilen u. d. Sign. a — o. 181 Cap. (Dresden.)

Gesta romanorum cū applicationibus moralisatis ꝛ misticis s. l. et a. fol. goth.

1 Titelbl. und 91 gez. Bl. in 2 Col. m. 50 Zeilen u. d. Sign. a — n. 181 Cap. wie gewöhnlich (Dresden.)

Ex gestis Romanorum hystorie notabilis de vitiis virtutibusque, tractantis. cum applicacionibus moralizatis et misticis. Goudae. Ger. Leeu. 1480. fol. goth.

Erste datirte Ausg. In 2 Col. m. 37 Zeilen u. d. Sign. a — r. Zu Ende 10 Bl. Tabula. Falscher Titel aus dem gewöhnlichen Schlusse Recollectorium ex gestis romanorum bei de la Vallière Catal. T. III., p, 156.; unrichtig im zweiten Catal. v. Crevenna T. I. p. 173. ins J. 1481 gesetzt. s. Catal. Gudian. p. 328., 34. Panzer T. I. p. 443., 17. Dibdin Aedes Althorp. T. II. p. 173. (Göttingen.) Außerdem finden sich in dem Catal. of the Libr. of Dr. Kloss. Lond. 1835. 8. p. 132. nr. 1826. sq. noch zwei Ausgaben, eine: Colon. Ul. Zell. prope Lijs Kirchen. 148? und die andere Colon. H. Quentell. 1485., beide in fol. notirt.

Presens h⁰ opus ex gestis romanorū qd ferī recollectoriuꝫ: cū plurib9 applicatis hystoriis: de vtutib9 ꝛ vicijs mistice ad ītellectū trāssumptis dei dono ī Hasselt finituꝫ. Anno domini. M. cccc. lxxxi. P. B. fol. goth.

9 Bl. Tab., 1 weiß. Bl. u. 133 Bl. Text in 2 Col. m. Sign. a — r. s. Panzer T. I. p. 457., 2. Dibdin Bibl. Althorp. T. II. p. 138. Der Titel scheint mir vielmehr der Schluß zu seyn, denn er stimmt fast ganz mit dem d. A. v. 1493. s. a. Hain. nr. 7744.

Gesta romanoꝝ cū applicationibus moralisatis ac misticis. Zu Ende: Anno nostre salutis MCCCCLXXX. VIII. Kalendas vero Februarii. XVIII. fol. goth.

Titel. 93 gez. Bl. u. 6. Bl. alphabet. Tab. in 2 Col. mit 50 Zeilen u. d. Sign. a — o. Die Moralisationen beginnen mit Carissimi. 181 Cap. s. Panzer T. IV. p. 45. 361. Straus Monum. p. 201. Gras. p. 102. Panzer T. IV. p. 23. liest die Schlußschrift für 8 Kal. Febr. 1480: es muß aber heißen: 18 Kal. Febr. 1488. und = m. d. Ausg. b. Panzer T. IV. p. 45. Douce macht denselben Fehler. (Wolfenbüttel.) s. a. Hain Repert. T. I., P. II. p. 478. sq. nr. 7745. Diese Ausgabe wird im Catal. of the Libr. of Dr. Kloss. nr. 1828. als Argentor. Joh. Grüninger citirt.

Gesta Romanorum cū applicationib9 moralisatis ac misticis. s. l. (Argent.) in die S. Sixti. 1489. fol. goth.

Enthält 181 Cap. mit dens. Typen wie d. Hist. Alex. M. Argent. 1489. fol. s. Panzer T. I. p. 39, 165. Hain. T. I., 2. p. 479. nr. 7746. Seemiller T. III. p. 132. Douce führt unnöthig zwei Ausg. dieses Jahres an, eine ohne, die andere mit Druckort (Argent.). Die Ausg. Goudae Leeu. 1490. fol. ist wohl nur durch Druckfehler entstanden.

Gesta rhomanorum cū appliatōnib9 moralisatis ac misticis. s. l. in die conversionis S. Pauli. 1493. fol. goth.

(In der Wien. und Dresd. Bibl.) s. Panzer. T. IV. p. 59., 503. Hain nr. 7747. 93 gez. Bl. in 2 Col. u. 46 Zeil. Sign. a — p. 8 Bl. Vorst. u. Tabula. Zu Ende: Ex gestis rhomanorum cum pluribus applicatis hystoriis de virtutibus ⁊ vicijs mystice ad intellectum trāssumptis recollectorii finis.

Gesta romanorum || cū applicatōib9 mo || ralisatis ac misticis. s. l. in die Sancti Adriani martyris. 1494. fol. goth.

8 Bl. Titel und Tab. u. 93 gez. Bl. in 2 Col. mit 46 Zeil. u. d. Sign. a — p. 181 Cap. Panzer T. IV. p. 61., 526, giebt noch eine A. in 4 an, so auch Douce, der auch noch eine dritte Lovan. 1494 ohne Angabe des

Druckers und Formats anführt. Die in 4 besitze ich, sie ist die folgende, weicht aber im Texte sehr von den andern ab.

Gesta romanorum cū applicatōib9 moralisatis ac misticis. s. l. (Nrberg. Koberger.) 1494. 4. in die S. Adriani martyris.

8 Bl. Vorst. u. CXI. gez. Bl. zu Leipzig Univ.=Bibl. s. a. Helmschrott Verzeichniß alter Druckdenkmale zum H. Mang in Füßen. Bd. I. p. 153. Hain nr. 7748.

Gesta romanorum cū applicatōib9 moralisatis ac misticis. s. l. in die SS. martyrum Fabiani et Sebastiani. 1497. 4. goth.

8. Bl. Vorst. u. 128. gez. Bl. in 2 Col. mit 43 Zeilen u. d. Sign. a — q. (Wolfenbüttel, Leipz. Univ.=Bibl., Göttingen.) s. Panzer. T. IV. p. 67., 602.

Gesta Romanorum cum applicationibus moralisatis et mysticis. Argentinae J. Knoblauch. 1497. 4.

s. Panzer T. I. p. 60., 327.

Gesta Romanorum cum applicationibus moralisatis et mysticis. I. Petit. Paris. 1499. 4. goth.

s. Panzer T. II. p. 331., 564.

Gesta rhomanorum || cū applicatiōib9 mo || ralisatis ac misticis. s. l. et impr. in octavo epiphanice Domini. 1499. fol. goth.

In 2 Col. m. Sign. u. Seitenzahl. s. Panzer T. IV. p. 70., 641. Hain nr. 7751. Douce erwähnt n. e. Ausg. s. l. et typ. 1498. fol. Diese Ausg. wird i. d. Catal. of Dr. Kloss nr. 1829. Argent. Joh. Gruninger citirt. Leipz. Univ.=Bibl.

Gesta Romanorum. s. l. 1500. 12.

s. C. T. A. Hartmanns Bibl. Hamburg. 1830. 8. p. 19.

Gesta Romanorum. Paris. I. Petit. 1506. 8.

Douce erwähnt d. A., welche Panzer nicht hat (a. i. d. Catal. of the library of Dr. Kloss. Lond. 1835. 8. nr. 1605. p. 118.).

Gesta Rhomanorū cum explicationibus moralizatis ac mysticis. Hagenau. H. Gran. 20 Mart. 1508. fol. goth.

6 Bl. Vorst. u. 81 gez. Bl. in 2 Col. m. 51 Zeilen u. d. Sign. a—n. 181 Cap. (Wolfenbüttel.) Hiernach ist die Swansche Uebersetzung gemacht. s. T. II. p. 399.

Gesta Romanorum cum applicationibus moralisatis ac misticis. s. l. et typ. 1509. 8.

12 Bl. Vorst. (Tit. und Tab.) und 151 gez. Bl. Nicht sehr correct mit vielen falschen Ziffern im Register. Das 152ste Cap. ist im Zählen übersprungen und dafür das 154ste zweimal gezählt. 181 Cap. Straßb. Text (Wolfenbüttel.) Im Catal. bibl. Heber. T. I. p. 154. nr. 2952. heißt der Drucker Jehan Frelon.

Gesta Romanorum cum applicationibus moralisatis ac misticis. Paris. de Marnef. 1509. 8.

s. Catal. Hogm. p. 104. u. Douce, fehlt b. Panzer.

Gesta Romanorum etc. Venet. 1512. s. typogr. 12.

bei Douce, fehlt bei Panzer.

Gesta Rom. Paris. I. Petit. 1515. 12.

bei Douce, fehlt bei Panzer.

Ex gestis Romanorum hystorie notabiles collecte de viciis virtutibusque tractantes cum applicationibus moralisatis et mysticis. Venet. G. de Busconibus. 26. Aeril. 1516. 8.

s. Panzer T. X. p. 44., 798b.

Gesta Rom. Paris. s. typ. 1517. 12.

bei Douce, fehlt bei Panzer.

Gesta Rhomanorum cum applicationibus moralizatis ac mysticis. Hagenau H. Gran. pridie Kal. Aug. 1517. fol.

ſ. Panzer T. IX. p. 469., 121b.

Gesta Rom. Venet. A. de Bindonis. 1520. 8.

bei Douce, fehlt bei Panzer.

Gesta Rom. Paris. I. Petit. 1521. 12.

bei Douce, fehlt bei Panzer.

Gesta Rom. Rouen. 1521. 12.

bei Douce, fehlt bei Panzer.

Gesta Romanorum cum applicationibus moralisatis ac mysticis de virtutibus et vitijs: una cum pluribus exemplis quibuscunque concionatoribus perquam necessariis ac longe utilissimis: summa cura hac editiōe recenter correcta: ꝛ a mēdis (quibus scatebāt) perdiligēter tersa: accessisse etiam nuperrime huic opusculo marginales adnotationes diligens lector facile cognoscet: que a priorib9 hoc signo + distincte sunt. Tabula alphabetica rerum scitu dignarū in hujus libri principio posita est. Lugduni s. typogr. 1539. 8.

8 Bl. Vorſt. und 176 gez. Bl. 181 Cap. u. m. demſelben Text als d. Ausg. v. 1509, aber anderem und unvollſtänd. alphabet. Regiſter und überhaupt durch den compreſſen Druck unbequem. (Wolfenbüttel.)

Gesta Romanorum cum applicationibus moralisatis ac mysticis de virtutibus et vitiis. Lugd. 1540. 8.

ſ. Bibl. Hohendorf. T. III. p. 105., beide vorherg. fehlen bei Douce.

Gesta Rom. etc. Lugd. s. typogr. 1555. 12.

bei Douce und im Catal. bibl. Panzer. T. I. p. 423. a. zu Regensburg.

Gesta Roman. etc. Lugd. Junt. 1558. 12.

f. Allg. Litt. Zeit. 1825. Bd. I. p. 229. Hier steht das 137ste Capitel de naturali benignitate Christi.

Gesta Romanorum. Herausgegeben v. Ad. Keller. Stuttgart 1842. 8. Bd. I. Text. (181 Gesch.)

B. Uebersetzungen.

α) Französische:

Le violier des hystoires Rommaines: moralisez sur les nobles gestes faicts vertueulx et anciennes chroniques de toutes nations de gens, fort récreatif et moral. Paris Ph. le Noir. s. a. 4.

bei Douce, der p. 360. meint, daß diese freie Uebersetzung, die 149 Geschichten enthält, und deren Verfasser unbekannt ist, von Gringoire herrühre, aber später sey als dessen Fantaisies de mère sotte (um 1516) worin 20 bis 30 Geschichten aus d. Gest. Rom. nebst d. Moralisationen von ihm, ohne das Original zu nennen, mitgetheilt sind. Hieraus ist auch: De l'orgueil et présomption de l'empereur Jovinien, histoires extraites des gestes des Romains lequel fut déconnu de tout son peuple, par le vouloir de Dieu et apres remis en son empire, à dix-neuf personnages. Lyon Benoist Rigaud. 1584. 8. f. du Verdier Bibl. Franc. T. IV. p. 562. sq.

Le violier des histoires romaines moralisées. Paris. I. de la Garde. 1521. fol. goth.

Nach Mercier Suppl. de Marchand p. 59. befand sich in der Abtei Jean des Vignes zu Soissons von dieser Ausgabe ein Exemplar auf Pergament, zu Paris keins. Eine Ausg. desselben Druckers von 1520 bei Verdier Bibl. Franç. T. III. p. 566. angeführt, ist wohl nur Druckfehler statt obiger A.

Le violier des hystoires romaines. Moralisez sur les nobles Gestes, faictz vertueulx et anciẽnes

Croniques de toutes natiōs de gēs fort recreatif et moral. Nouvellement translate de latin en Frācois. Paris. Ph. le Noir. 20. Septbr. 1525. 4. goth. mit Holzschn.

4 Bl. Vorst. u. 140 gez. Bl. m. d. Sign. a — G. s. Panzer T. VIII. p. 94., 1498. (Wolfenbüttel.)

Le violier etc. Paris. 1529. pour Denis Janot. 4.

bei Douce.

β) Englische.

Gesta Romanerum. London. Wynkyn de Worde s. a. 4. goth. m. Holzschn.

164 Seiten m. d. Sign. A — O. nur 43 Geschichten s. Retrospective Review 1820. T. II. p. 327. sq. und in Johnson Typograph. T. I. p. 386. sq., wo eine Geschichte als Probe steht.

1577. Lond. Th. East.
1595. ib. 12. (enthält nur 43 Gesch.)
s. a. ib. R. Bishop. 12.
s. a. ib. Stansby. 12.
1648. Lond. R. Bishop. 12. (44 Gesch.)
1663. ib. I. B. for A. Crook. 12.
1668. ib. A. J. for A. Crook. 12. (44 Gesch.)
1672. ib. E. Crow oh for A. Crook. 12.
1689. ib. for Th. Balsett. 12. (44 Gesch.)

Sämmtlich nach d. englischen Handschr. d. Gesta Romanorum.

1703. Gesta Romanorum: or forty five histories originally (as'tis sait) collected from the Roman records, with applications or morals for the suppressing vice and encoraging virtue and the love of God. Vol. I. newly and with cure trans-

lated from the latin edit. on printed a. D. 1514. London. 8.

Ist die erste Uebersetzung der ächten Gesta Remanorum, wie die folgenden.

s. a. Lond. 18. (um 1710 mit 14 Geschichten vermehrt, die aber den richtigen Gestis fremd sind.)

1721. London. 18. (eben so viele enth., aber modernisirte Sprache. Der Herausgeber nennt sich A. B., vielleicht der Drucker Betteswortb.)

1824. Gesta Romanorum or Entertaining Moral Stories; Invented by the Monks as a Fire — Side Recreation and commonly applied in their discourses from the Pulpit. whence the most celebrated of our own Poets and Others from the earlist Times have extracted their Plots. Translated from the Latin with preliminary Observations and copious Notes by the Reverend Ch. Swan. Lond. 1824. II. Vol. 8.

s. d. Recens. im Monthly Review 1824. T. II., p. 356. sq. 180 Gesch. und e. Introduction T. I. p. V — CXLVIII., wo Auszüge aus den englischen Gestis p. lix — Cxxxii. eingerückt sind.

γ) Deutsche:

Das buch Gesta Ro= || manorū. der römer. vō || den geschichtē. oder ge= || schehen dingen gaist || lichen. vnd weltlichē. Augspurg. Hans Schobser. 1498. fol.

4 Bl. Vorst. (Titel und Inhaltsanz.) und 128 gez. Bl. in 2 Col. m. 35 Zeilen u. d. Sign. a — q. iiij. Der Titel von 5 Zeilen ist in Holz geschnitten; 93 Geschichten mit ihrer Moralisation, aber in einer andern Ordnung als in den gedruckten Ausgaben. Nicht zu verwechseln mit der gleichbetitelten ersten Ausgabe der VII weisen Meister. (Wolfenbüttel.) s. Gemeiner Nachr. v.

d. Regensb. Stadtbibl. p. 184. sq. Panzer Deutsche Ann. I., p. 178. sq. Hain nr. 7753. Bibl. Heber. T. VI. p. 149. nr. 1949.

Die alten Römer. Sittliche Historien vnnd Zuchtgleichnissen der alten Römer .... Itzunt von newen kurtzlich vnd wol hierin zesammen verteutscht. Straßb. Jac. Kammerlander. 1538. fol. mit Holzschn.

4 Bl. Vorst., 87 gez. Bl. und 1 Bl. Druckerzeichen. Freie Bearbeitung, in der viel weggelassen und verändert, auch Bl. 45b — 79b die ganze Geschichte der VII weisen Meister eingerückt ist. (Wolfenbüttel.) Aus einer Züricher Hdschr. sind 12 Geschichten abgedr. v. Bodmer zu den Fabeln der Minnesänger p. 241 — 271. und drei Geschichten aus einer Dresdner Hdschr. von Klemm im Berlin. Gesellschafter. 1830. nr. 159 — 161.

Gesta Romanorum. Das ist der Roemer Tat. Herausgegeben v. A. Keller. Quedlinburg u. Leipzig. 1841. 8. (ist Bd. XXII. d. Basseschen Bibl. d. Deutsch. National-Litt.)

aus e. Münch. Codex (cod. germ. monac. 54. fol.), herausgegeben und 111 Geschichten in Prosa enthaltend.

d) Niederländische:

Hier beghinnẽ ter erẽ goods | ende totter menschen lerin|ghe ende salicheyt | ner notabile | historien ghetoghen wten gesten | ofte croniken der romeynen trac|terende vñ roerẽde van die doech|den ende | sondre ende die ghe-| moralizeert ende ghetoghen tot | enẽ gheestelike sinne — zu Ende f. 240. Dit boek dat men hiet die gesten of | gheschienisse van romen is voleynt | ter goude in hollãt. by my gheraert | leeu Int iaer ons heren M. CCCC. | ende lxxxi. opten laetste dach vom | den april Lof heb god. fol.

Ueber d. A. s. Panzer T. I. p. 444., 24. Hain T. I. 2. p. 480. sq. Santander Cat. T. II. p. 21. zu Dresden

befindlich, wo aber das letzte Blatt 240. fehlt. Der Titel ist mit xylographischen Arabesken verziert, fängt aber gleich mit den Geschichten auf derselben Col. gleich unter dem Titel an: 2 Columnen und 35 Zeilen, enthält zwar scheinbar 182 Cap., allein das 180ste ist übersprungen und gleich 179. 181. fortgezählt; ohne Seitenzahl. m. d. Sign. a — eev. zu Ende; das 29sten Bl. ist blos auf der Stirnseite auf der ersten Col. und auf der zweiten mit 7 Zeilen bedruckt, die Rückseite ist weiß, auf dem 33sten ist ein Holzschnitt z. Cap. XX. a. Bl. 53. gleichfalls zu Cap. XLV., ebenso auf Bl. 86. zu Cap. LXXXI. Bl. 101. auf der Kehrseite nur 18 Zeilen auf der ersten Col., das Uebrige weiß, dann Bl. 111. Holzschnitt zu Cap. CIII., ebenso a. Bl. 121. zu Cap. CX.

Hier beginnen ter eren gods ende totter menschen leringue end salicheyt zeer notabile Hystorien ghetogen uten gesten ofte croniken der Romeynen. Zwolle. Pt. van Os. 1484. fol. goth. m. Holzsch.

s. Panzer T. III. p. 567. 12. Catal. bibl. Roever. T. I., p. 126. Catal. bibl. Heber T. VI. p. 141. In d. Bibl. Huls. T. IV. 5., 63. heißt der Titel: Geschiedenisse van Romen.

Gesta Romanorum, Inhoudente zeer vreemde Exempelen en schoone en notable Historien der Romeynen. Antwerpen. Hendrick Eckert. 1512. fol.

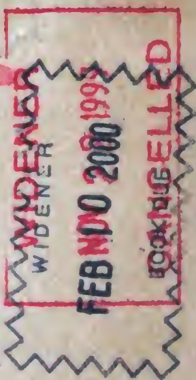
s. Catal. bibl. Heber. T. XIII. p. 29. nr. 512.

Zusatz.

Cap. LXXIV. ist ziemlich gleichlautend aus Barlaam et Josaphat entnommen (s. d. Stelle b. Schmidt in d. Wien. Jahrb. 1824. Bd. XXVI. p. 38. sq.) und findet sich auch aus Ahmed Ben Arabschah übersetzt bei Cardonne Melang. de litt. orient. T. I. p. 68. Schmidt l. l. p. 41. weißt nach, daß unser Cap. die Quelle ist von: Von dem größten Thoren, eine Mehre, im Renner. Frkft. a. M. 1549. f. 16. Schmidt ist auch noch zu vergl. ebd. p. 42. zu Cap. CXLIII.

Druck von Ernst Blochmann in Dresden.




WIDENER
WIDENER
FEB 2000
BOOK DUE
CANCELLED

